

A 1104 T

3-152

SCHLESIENS VORZEIT IN BILD
UND SCHRIFT NEUE FOLGE VI. BAND:
JAHRBUCH DES SCHLESISCHEN MUSEUMS
FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER
VI. BAND



AM04II

J-12

SCIENTIFIC PUBLICATIONS
1953

SCHLESIENS VORZEIT IN BILD
UND SCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES SCHLESISCHEN ALTERTUMSVEREINS

NEUE FOLGE VI. BAND:

JAHRBUCH DES SCHLESISCHEN MUSEUMS FÜR
KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER

VI. BAND

BRESLAU

KOMMISSIONSVERLAG VON EDUARD TREWENDTS NACHFOLGER BERLIN-STEGLITZ

1912

A 1104 II

Bf-12

JAHRBUCH

DES SCHLESISCHEN MUSEUMS FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER

Bf-12



VI. BAND

MIT 11 TAFELN UND ZAHLREICHEN ABBILDUNGEN IM TEXT

HERAUSGEGEBEN VON

KARL MASNER UND HANS SEGER

BRESLAU

KOMMISSIONSVERLAG VON EDUARD TREWENDTS NACHFOLGER BERLIN-STEGLITZ

1912

DRUCK VON GRASS, BARTH & COMP. (W. FRIEDRICH), Breslau



ÜBERSICHT DES INHALTS

Abhandlungen:

Maslographia 1711—1911 von Hans Seger	Seite	1
Einbäume in Schlesien von Max Hellmich	„	17
Ausgrabungen in Ottitz bei Ratibor von Johannes Richter	„	33
Neue Erwerbungen der prähistorischen Sammlung von Hans Seger		
1. Zwei neue schlesische Bronzeschwerter	„	39
2. Der Goldfund aus dem Mönchswalde	„	41
3. Grabfunde der Völkerwanderungszeit aus Südrussland	„	47
Die Panathenäenamphora des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer von C. H. Rother	„	50
Die Hedwigsgläser von Robert Schmidt	„	53
Ein Prunkschwert aus der Zeit der Kreuzzüge von Hans Seger	„	79
Neue Beiträge zur schlesischen Münzkunde von Ferdinand Friedens- burg.	„	84
Schlesische Goldschmiede von Erwin Hintze	„	93
Die Rosenkranztafel im Breslauer Diözesanmuseum von Joseph Jungnitz	„	139
Eine Geburt Christi nach Gerard David im Breslauer Diözesanmuseum von Bernhard Patzak	„	143
Die Aula Leopoldina der Breslauer Universität von Richard Förster	„	150
Die Hochbergsche Kapelle bei der Vinzenzkirche von Ludwig Burge- meister.	„	165
Eine Gruppe niederdeutscher Wandteppiche des 16. Jahrhunderts von Hermann Grotfend und Max Semrau.	„	177
Die Kleinodien der Vereinigten Fleischer-Innung von Breslau von Karl Masner.	„	188
Bericht über das XI. Etatsjahr (1. April 1909 bis 31. März 1910):		
Arbeiten in den Sammlungen	„	207
Vermehrung der Sammlungen	„	207
Vermehrung der Bibliothek	„	220

Ausstellungen	Seite 221
Vorträge	„ 222
Kaiser Friedrich-Stiftungsfonds	„ 222
Stiftung von Geldbeträgen	„ 223
Besuch der Sammlungen und der Bibliothek	„ 223
Die Museumsdeputation und das Bureau	„ 224
Bericht über das XII. Etatsjahr (1. April 1910 bis 31. März 1911):	
Arbeiten in den Sammlungen	„ 227
Vermehrung der Sammlungen	„ 227
Vermehrung der Bibliothek	„ 241
Ausstellungen	„ 242
Vorträge	„ 243
Kaiser Friedrich-Stiftungsfonds	„ 243
Stiftung von Geldbeträgen	„ 243
Besuch der Sammlungen und der Bibliothek	„ 243
Die Museums-Deputation und das Bureau	„ 244
Schlesischer Altertumsverein:	
Tätigkeitsbericht für das Jahr 1909/10	„ 247
Tätigkeitsbericht für das Jahr 1910/11	„ 251
Veröffentlichungen des Schlesischen Altertumsvereins	„ 256

ABHANDLUNGEN

Jan

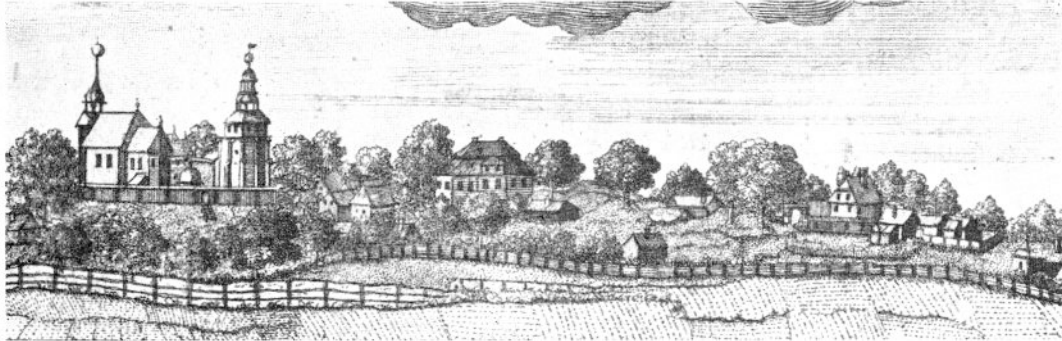


Abb. 1. Ansicht des Töppelberges nach dem Titelkupfer der Maslographia

MASLOGRAPHIA 1711—1911

Eine Meile nordöstlich von Trebnitz, in der Luftlinie etwa 22 km nördlich von Breslau, liegt auf einer sandigen Bodenerhebung, eingebettet zwischen zwei heute fast verschwundenen Hügeln, ein freundliches Dörfchen, dessen 1592 erbaute Kirche mit ihrem stattlichen Turme die Gegend weithin beherrscht. Das ist Massel, die Wiege der schlesischen Urgeschichtsforschung. Ein Schmied, der Kohlen brennen wollte, soll einst am Westende des Dorfes die ersten Urnen gefunden haben¹⁾. Die Entdeckung sprach sich herum und erregte die Neugier der Trebnitzer Bürger. Es wurde Mode, in den Pfingstfeiertagen nach dem „Töppelberge“ zu ziehen und die Bauern für ein paar Pfennige nach Totentöpfen und ihren metallenen Beigaben graben zu lassen. So erzählt uns ein Brief vom 31. Januar 1544, den der Breslauer Georg Über — bekannt als Besteller des ältesten Stadtplans von Breslau — an Andreas Aurifaber gerichtet hat²⁾. Über gibt darin schon eine vollkommen richtige Erklärung der Funde, was um so aner kennenswerter ist,

¹⁾ Hermann, Maslographia, S. 49.

²⁾ Georg Über erscheint nach gefälliger Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Wendt in den Breslauer Signaturbüchern von 1549 bis 1569 als wohlhabender und angesehener Bürger ohne bestimmten Beruf. Aus dem lateinisch geschriebenen Brief an Aurifaber und der Bestellung des Wehnerschen Stadtplanes geht hervor, dass er neben seinen Geldgeschäften allerlei geistige Interessen hatte und gelehrte Verbindungen unterhielt. — Andreas Aurifaber war 1512 in Breslau geboren, studierte in Wittenberg, war Schulrektor in Danzig und Elbing und studierte von 1544—1546 auf Kosten Herzog Albrechts von Preussen Medizin in Italien. Seit 1546 war er herzoglicher Leibarzt und Professor der Medizin an der Universität Königsberg. Er starb 1559. Den Überschen Brief hat trotz des nicht medizinischen Inhalts Laurentius Scholz in das dritte Buch seiner Sammlung ärztlicher Ratschläge und Briefe aufgenommen: *Consiliorum et epistolarum medicinalium Joh. Cratonis a Kraftheim archiatri caesarei et aliorum excellentissimorum medicorum ac philosophorum liber tertius nunc primum labore et industria Laurentii Scholzii medici Vratislaviensis in lucem editus*, Francofurti 1592, S. 390—393. Das ehrwürdige Dokument möge als ältestes Zeugnis über prähistorische Funde in Schlesien hier eine Stelle finden:

als damals und noch lange nachher die unsinnige Vorstellung von einem natürlichen Wachstum der im Erdboden gefundenen Gefässe im Schwange war. In der Folgezeit behauptete Massel seinen Ruf als Ausgrabungsstätte, und es war als solche in der Gelehrtenwelt längst bekannt, als zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Pastor Leonhard David Hermann seine Forschertätigkeit begann¹⁾.

Geboren am 27. Juni 1670 als Sohn des dortigen Pastors Abraham Hermann, war er diesem zuerst (1699) als Gehilfe beigegeben, dann (1705) zum Nachfolger in der Seelsorge bestellt worden, welches Amt er bis zu seinem Tode (1. Mai 1736) getreulich verwaltet hat. Es ist ihm nicht immer leicht geworden: das noch erhaltene, von seiner Hand geschriebene Kurrendenbuch gibt Kunde von ärgerlichen Kompetenz-Streitigkeiten mit dem katholischen Pfarrer von Zirkwitz und von der Bedrängnis, in die er durch das häufige Ausbleiben seiner rechtmässigen Bezüge geriet. Aber seine tiefe Frömmigkeit, seine warme Liebe zur Heimat und nicht zuletzt seine gelehrten Liebhabereien halfen ihm über manches Ungemach hinweg. Sie waren es auch, die ihn im Jahre 1711, also gerade vor zweihundert Jahren, zur Herausgabe seiner „Maslographie oder Beschreibung des Schlesischen Massel“ bewogen. Nächste der Ehre Gottes drängt ihn die Liebe des Vaterlandes, seinen Geburtsort berühmt zu machen. „Denn das ist eine Schande, an einem berühmten Orte geboren zu sein und zu leben, aber demselben und dem Vaterlande zum besten nichts Ruhmwürdiges zu tun.“ Und drittens treiben ihn „die Begierde und Verlangen, die gelehrten und curieusen Gemüter zufrieden zu stellen. Denn diese haben mich selbst curieus und begierig gemacht und nicht nachgelassen, bis sie mich

Andreae Aurifabro Medico etc. Georgius Uberus S. D.

De ollis Trebinzianis paucis, quae ipse ego vidi, quibus denique interfui, accipe. Est locus extra Trebinzum apprimè arenosus, instar monticuli, cuius haeres et dominus Maslowski, ab eadem villa nominatus, ut Polonorum nobiles plerique consueverunt: huc sub feriis Pentecostes, si quando cives taedium et satiety urbis coeperit, animi recreandi gratia sese conferunt, agricolis nummos aliquot enumerant, qui ligone et palo accincti scrobem in modum circuli effodiunt, ex qua tandem ollulam prope madidam, mollem et tenerrimam, cum arenosa terra et variis instrumentis educunt, quae si paululum in aerem sublata et detenta fuerit indurescit, et ex molli subdurior redditur. Vidi ego nonnunquam carbones, ligna, ossa, instrumenta aenea et ferrea, aerugine subducta, quae ego hinc inde aurifabris et ferrariis exhibui, ut si qui talium instrumentorum vel potius fragmentorum usum novissent, refferent, atqui nemo illorum repertus, qui saltem divinare recte de ejusmodi fragmentis potuisset, adeo antiquitate et ferrugine contrita. Puto ego isthuc quendam sepulturam gentilium fuisse, qui cum urnis carerent, ollas interim cum cinere, igne, favilla et reliquis instrumentis ex rogo relictis in signum pietatis collegerunt, condentes tumulo mediaque inhumarunt arena. Unde longinquitate temporis factum, quod madente terra assiduo humore ollae liquescant et in naturam priorem, ex qua factae, revertuntur, et si parum caute exemptae fuerint, lutum ac argillam pro olla retinebis. Si cautius et diligentius rem agas in eximendis urnis aëris siccitate indurescunt et naturam pristinam, qua a figulo formatae, retinent. Si quippiam inde de E. T. melius ac rectius elicere poterit, non repugnabo, imo si gratum fore intellexero, operam dabo sedulo, ut ab incolis circa Trebinzium, si non hac hyeme, certe vernali tempore tale quippiam collectum et conservatum ex sepultura gentilium, vel, ut nostri vocant, Toepfelbergae ad T. H. mittam. His optime valere T. H. cum conjugè et tota familia cupio. Datae Vratislaviae ultimo Januarii, anno 1544.

¹⁾ Eine ausführliche Biographie Hermanns von Richard Nitschke wird in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens erscheinen.

zur Feder gebracht.“ Das Werk behandelt auf 329 Seiten alle Schauwürdigkeiten in und um Massel sowohl antiquarisch-historischer als auch naturgeschichtlicher Art und enthält z. B. auch recht interessante Angaben über volkstümliche Gebräuche und Anschauungen. Den umfangreichsten und wichtigsten Teil bildet aber doch die Beschreibung der heidnischen Altertümer vom Töppelberge. In jahrelanger geduldiger Arbeit hat er dort selbst gegraben und über 10 000 Gefässe gehoben, während es sein getreuer Helfer, der Prorektor des Breslauer Magdalenengymnasiums, Christian Stieff nur auf 3000 brachte¹⁾. In seinem Nachruf nimmt Stieff auf diese gemeinsame Tätigkeit wehmütig Bezug²⁾:

„Ich dencke tausendmal an die vergnügte Zeit
 Wenn jährlicher Besuch uns inniglich erfreut,
 Wenn wir den Töppelberg gemeinschaftlich bestiegen,
 Und mühsam untersucht, wie da die Urnen liegen:
 Die Urnen ein Gefäss von schlechter Zier und Thon,
 In denen das Gebein von mancher Mutter Sohn,
 Von manchem Heyden-Held, von mancher edlen Frauen,
 Soviel der Brand nicht frass, mit Sand vermengt zu schauen,
 Und man bisweilen auch von Kupfer Nadeln findt,
 Die aber ziemlich rar in diesen Töpfen sind,
 Von welchen, weil sie schon zerbrochen in der Erden,
 Bey tausend fünfzig kaum ganz ausgehoben werden.“

Sein Werk brachte Hermann reiche Anerkennung, freilich, wenn wir seinen Lobrednern glauben dürfen, auch manche Anfeindung und neidische Nachrede. Die grösste Auszeichnung bedeutete für ihn die 1725 erfolgte Ernennung zum Mitgliede der Königlichen Preussischen Sozietät der Wissenschaften³⁾. Natürlich zeigt das Buch die Mängel seiner Zeit: Weitschweifigkeit, schwülstige Sprache und Überladung mit Anführungen aus der Bibel, den klassischen Autoren und anderen Gewährsmännern. Wo sich aber der Verfasser auf eigne Beobachtungen stützt, ist sein Urteil im allgemeinen verständig und treffend, und in sachlicher Beziehung behauptet die Beschreibung bis heute einen gewissen Wert. Er würde noch grösser sein, wenn die von dem Oelser Kupferstecher Christian Winckler angefertigten Abbildungen nicht gar so erbärmlich wären. Hermann war selbst so unzufrieden damit, dass er sie bei einer neuen vermehrten Auflage der Maslographie durch bessere ersetzen wollte. Das Manuskript dazu lag völlig druckfertig vor, als ihn der Tod am 1. Mai 1736 ereilte. Von allem, was sie an Nachträgen enthalten sollte, besitzen wir nur einen an Kundmann, den bekannten Breslauer Arzt und Polyhistor,

¹⁾ Joh. Christian Kundmann, Seltenheiten der Natur und Kunst, Breslau und Leipzig 1737, Sp. 312.

²⁾ Gedicht auf den Tod Hermanns von L. Stieff, Breslauer Stadtbibliothek.

³⁾ Zwei Gratulationsgedichte von Gottfried Christian Mayer und Adam Bernhard Pantke in der Breslauer Stadtbibliothek kennzeichnen nicht übel den Eindruck dieser Ehrung auf Hermann und die Seinigen.

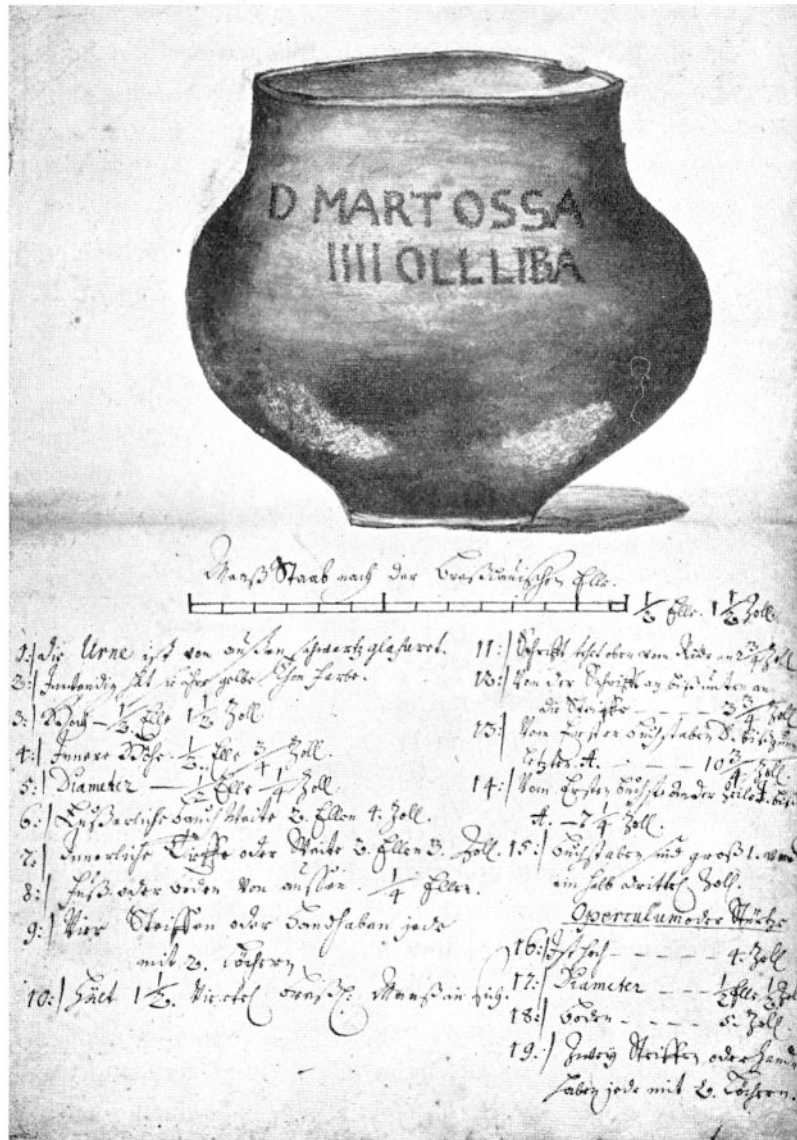


Abb. 2.

Urne mit Inschrift, verkleinerte Wiedergabe einer alten Tuschzeichnung

Man hatte auch in puncto eines Falsi nichts erhebliches vorgebracht: Dennoch habe ich solche aus menschlicher Schwachheit, vielen unnötigen Verdruss zu verhüten, theils zu zeigen, dass ich keine Ehre gesucht dergleichen Monument zu haben, theils ausstehen zu lassen, bis sich vielleicht noch was mehrers zu seiner Confrontation entdecken würde, unterlassen; doch mit dem Vorbehalt, künftig in einer Continuation oder Mantissa nebst andern nur neulich noch gefundenen Curiosis umständlich zu communiciren.“ Er sucht dann zu beweisen, dass, wenn auch die Römer nicht bis Schlesien vorgedrungen sind, doch ein einzelner Gesandter, Unterhändler oder Gefangener hier gestorben sein könne, und dass sich

1) Breslauische Sammlung von Natur- und Medizin- wie auch hierzu gehörigen Kunst- und Literatur-Geschichten z. J. 1723, S. 184—188. Wieder abgedruckt bei Kundmann, Rariora naturae et artis oder Seltenheiten der Natur und Kunst, Breslau und Leipzig 1737, S. 323.

gerichteten Brief, den dieser in seine Abhandlung „Neue Entdeckung vieler heydnischen Todten-Töpfe“ usw. aufgenommen hat¹⁾.

Dieser Brief bildet einen dunklen Punkt in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Er beschäftigt sich nämlich mit einer schon 1704 in Massel gefundenen Urne, auf deren Aussen-seite die Worte: D MART OSSA IIII OLL LIBA angebracht waren. Das ganze Grab ist auf Tab. II Fig. 1 der Maslographia abgebildet, merkwürdigerweise, ohne dass im Texte der Inschrift mit einem Worte gedacht wäre.

Sein Schweigen motiviert Hermann in jenem Briefe folgendermassen: „Als die Zeit kam, dass ich die Maslographie sollte unter die Presse geben, wäre es nun gar billig gewesen, das Monument auch mit der Schrift drucken zu lassen. Ursache, ich hatte die Urnamen Herren Criticis in ihre Censur übergeben und über Jahr und Tag nicht zu Hause.

auch sonst viele Spuren römischen Einflusses in den Begräbnisbräuchen der alten Schlesier „teutscher Extraction“ vorfänden.

Mit der Deutung der Inschrift haben sich die zeitgenössischen Gelehrten weidlich abgemüht. Der Kircheninspektor Neumann in Breslau las: „Dedicavit Marti ossa (et) quattuor ollas libationum,“ wobei auf die Vierzahl der in dem Grabe gefundenen Beigefässe angespielt worden wäre. Andere lasen: „Decii Martii ossa, quattuor ollae libationum oder „Divo Marti ossa (seu ossium) quattuor ollarum libationum.“ Noch Friedrich Kruse ergeht sich in seiner *Budorgis* (1819) in Vermutungen über das Alter der Inschrift, und erklärt sie wegen der vorkommenden Doppelkonsonanten für augusteisch oder nach-augusteisch. In Wahrheit ist sie als eine neuzeitliche Fälschung anzusehen. Das beweist nicht nur ihre unlateinische, in der epigraphischen Literatur beispiellose Fassung, sondern auch die den Römern fremde Anbringung einer Grabschrift an der Aschenurne. Vor allem aber tragen sowohl die Urne wie die übrigen Gefässe des von Hermann abgebildeten Grabes, gleich dem ganzen Gräberfelde vom Töppelberge, das unverkennbare Gepräge der Hallstattzeit, also einer reichlich fünfhundert Jahre vor Augustus liegenden Periode.

Die Frage ist nur, wie die Inschrift auf das Gefäss gekommen sein kann. Dass Hermann selbst sich von seiner Kuriositätensucht zu einer Fälschung habe hinreissen lassen, erscheint nach allem, was wir von ihm wissen, ausgeschlossen. Eher könnte man vermuten, dass ein Schalk sich einen Scherz mit ihm erlaubt habe, wie dergleichen ja auch in unserer Zeit mehrfach vorgekommen sein soll. Aber erstens dürfte es für einen fremden Besucher schwer gewesen sein, die Urne in aller Heimlichkeit und so künstlich zu vergraben, dass der erfahrene Pastor nichts davon bemerkt hätte. Und zweitens würde sich der Täter nach gelungenem Streiche doch wohl gemeldet haben, um entweder seinen Triumph zu geniessen oder weiteres Unheil zu verhüten. Ich halte es deshalb für wahrscheinlicher, dass der Betrug von einem früheren, vielleicht lange vor Hermann tätigen Ausgräber herrührte. Man bedenke, dass Massel seit der Mitte des 16. Jahrhunderts eine berühmte und von vielen besuchte Stätte war, und dass nach dem Zeugnis Übers die Landleute für die Funde klingenden Lohn erwarteten. Wie sehr das Ausgraben damals in Ansehen stand, zeigt eine Episode von der Huldigungsreise Rudolfs II. nach Schlesien im Jahre 1577. Als der Kaiser in Sagan war, begab er sich nach dem heidnischen Begräbnisplatz am Glücksberge bei Greisitz, liess dort nachgraben und fand einige Urnen mit Asche, worüber er ganz entzückt war und die Arbeiter reich beschenkte. Zum Andenken wurde dort eine hölzerne Säule errichtet. In Rudolfs Gefolge waren auch seine Brüder Matthias und Maximilian. Der letztere besuchte 1611 als Kaiser nochmals die Fundstätte, fand aber diesmal beim Nachgraben nichts¹⁾. Wer weiss, ob das Masseler Grab nicht für eine ähnliche Gelegenheit zurecht gemacht war? Man braucht eben nicht ins 16. Jahrhundert hinaufzugehen, um Beispiele für derartige Manipulationen zu finden. Dass das Grab, auch abgesehen von der Inschrift, einen höchst befremdlichen Eindruck machte, ergibt sich aus Hermanns eigener Schilderung (*Maslographia* S. 91) mit voller Deutlichkeit.

¹⁾ A. Leipelt, *Geschichte der Stadt und des Herzogthums Sagan*, Sorau 1853, S. 108.



Abb. 3. Das Grab mit der
Inskript-Urne.

„Wie ich solches Anno 1704 angetroffen und umgraben lassen, hab ich angemercket, dass es gleichwie eine Pyramide zugespitzt in der Erde gestanden. Die Spitze der oberste Stein lag nicht eine halbe Elle tieff unter der peripherie der Erden. Die Hand-Steine, daraus diese Pyramide bestand, waren so nett zusammen gesetzt, als wenn sie ein Mäurer gemauert hatte. Als ich etliche Steine oben hinweg genommen, fand ich bald drey kleine schwartze Gefässer, eines stund recht, die andern lagen auf der Seiten. Unter den kleinen Gefässeln waren wieder Steine, und so genau zusammen gefüget, als wäre es ein Stein-Pflaster. Nachdem ich voller Begierde eilte, tieffer hinunter zu kommen, und gedachte Steine weg gethan, fand ich einen sehr grossen schönen meistens vollkommen schwartzen Topff, unten zur rechten ein kleines Thonfärbiges Gefässe mit 5 thönernen Rädeln und einem abgeschliffenen Wetzstein, zur linken aber die grosse Schale oder Decke ziemlich zerbrochen, und im Ossuario eine Nadel. Ein sonderliches Monumentum muss dieses

gewest seyn, weil es von ausnehmender angenehmen Structur unter allen Gräbern, die bisher gefunden worden, den Vorzug und gar kein Exempel weiter hat.“ Diese Beispiellosigkeit, die sich auch auf die seltsame Stellung der Beigefässe oberhalb der Urne erstreckt, ist eben das Verdächtige.

Von der Inskripturne hat sich in einem Sammelbande des Museums eine alte Tuschzeichnung mit genauen Massangaben von der Hand eines Zeitgenossen Hermanns — wahrscheinlich Kundmanns — erhalten. (Abb. 2.) Herr Professor Dr. Hippe war so freundlich, mehrere Schriftproben von Stieff und Kundmann zu vergleichen, von denen die letzteren allerdings erst von 1741 stammen, also wohl reichlich dreissig Jahre jünger sind, als die Niederschrift des Blattes. Trotzdem sind sie dieser entschieden ähnlich, wogegen Stieff sicher ebensowenig wie Hermann selbst der Schreiber war. Leider fehlt hier, wie in dem erwähnten Briefe, jeder Hinweis auf die Technik, in der die Inskript ausgeführt war. Der Zeichner hat die Buchstaben aus dicht aneinander gereihten kleinen Stricheln in tiefschwarzer Farbe gebildet, so dass sie wie gefiedert aussehen. Eine andere Abbildung auf der hölzernen Pyramide der Bernhadinbibliothek zeigte sie weiss punktiert, woraus Kruse (Budorgis S. 76) schloss, sie seien auf dem Original mit Farbe aufgetragen gewesen.

Die Sammlung Hermanns ist zugrunde gegangen oder verschollen. Kruse forschte 1817 nach ihrem Verbleib und erfuhr, dass sie nach seinem Tode in das Antikenkabinett des Herzogs von Braunschweig nach Oels gekommen und mit diesem 1809 verkauft worden sei (Budorgis S. 89). Abgesehen von einigen unbedeutenden Gefässen in der Reichsgräflich Schaffgotschen Bibliothek zu Warmbrunn ist der einzige Rest davon der Inhalt einer kleinen hölzernen Pyramide, die Hermann 1705 der Kirchenbibliothek von St. Bernhadin in Breslau verehrt hat, und die heute in unserem Museum aufbewahrt wird. Die Aussen-seite ist mit sinnigen Darstellungen und Sprüchen „zur Erinnerung der Sterblichkeit“ geziert, auf der Innenseite der Tür sind die Metallbeigaben abgebildet. Das Ganze ist in seiner Mischung von steifleinener Gelehrsamkeit und kindlicher Freude an Wortspielereien ein rechtes Denkmal seiner Zeit.

Hermann hat zwei solcher Pyramiden anfertigen lassen: eine für sich selbst im Jahre 1704, beschrieben im XVI. Kapitel der Maslographia S. 169—172, und die für die Bernhadinbibliothek v. J. 1705, beschrieben und allseitig abgebildet von J. Richter in der Zeitschrift „Schlesien“, 2. Jahrgang 1908, S. 327—332, wo wegen der Abweichungen von Hermanns Beschreibung, mit Unrecht angenommen wird, dass das erhaltene Exemplar eine spätere Kopie des verloren gegangenen Originals sei.

Verschwunden ist auch die Stätte von Hermanns Forschertätigkeit, der Töppelberg. Nachdem noch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts vereinzelt Gefässe zum

Vorschein gekommen waren, darunter zwei von Kruse gefundene rot bemalte Schälchen¹⁾, ist der Hügel in den sechziger Jahren zum Zwecke der Ziegelfabrikation abgetragen worden. An seiner Stelle wurde 1869 für eine Windmühle ein künstlicher Hügel aufgeschüttet, der nach dem Abbruch der Mühle stehen geblieben ist. Soweit das vorliegende Material ein Urteil erlaubt, scheinen die Gräber auf dem Töppelberge keine bedeutenden Altersunterschiede aufgewiesen, sondern zumeist dem jüngeren Bronze- und ersten Eisenalter angehört zu haben. Allerdings sind auf den Tafeln des Hermannschen Werkes auch eine Anzahl Gegenstände teils aus älteren, teils aus jüngeren Zeiten abgebildet. Vergleicht man aber den Text, so stellt sich in der Regel heraus, dass diese Stücke von anderen, wenschon benachbarten Fundorten stammen. Insbesondere sind die beiden Grabtypen mit Beigaben der römischen Zeit (Tab. II und VII) auf der Kobelwitzer Feldmark entdeckt worden, auf demselben Hügel, wo 1811 der Maler Grosspietsch abermals ein reich ausgestattetes Grab aus der gleichen Periode freilegte²⁾. Auch die römischen Münzen sind grösstenteils nicht auf dem Töppelberge, sondern auf den umliegenden Äckern aufgelesen worden. Die in der Literatur öfters wiederkehrende Behauptung, die Masseler Urnen hätten römische Münzen enthalten, findet in Hermanns eignen Worten keine genügende Stütze. - Er sagt (S. 160) ausdrücklich, dass er die betreffenden Angaben nur vom Hörensagen habe, und in dem einzigen Falle, wo er die Münze selbst gefunden, nicht mit sich einig sei, ob er sie im Gefässe oder in zerfallendem Sande möge angetroffen haben. Das wichtigste Fundstück aus römischer Zeit ist das Maslogr. Tab. VI m abgebildete eimerförmige Berlock aus feinem Golde. Es entsprach ziemlich genau dem gleichartigen Schmuck des dritten Sacrauer Grabes (Grempler Taf. VII, 15 u. 16) und gehörte demnach dem 3. Jahrh. n. Chr. an.

Dass Massel auch nach der Zeit des Urnenfriedhofs auf dem Töppelberge besiedelt war, wird übrigens auch durch andere Funde erwiesen. Auf den Feldern im Norden und Süden des Dorfes ist man wiederholt auf Brandgräber mit Steinsetzungen gestossen, deren Form und Inhalt auf die Zeit der germanischen Besiedlung schliessen lassen.

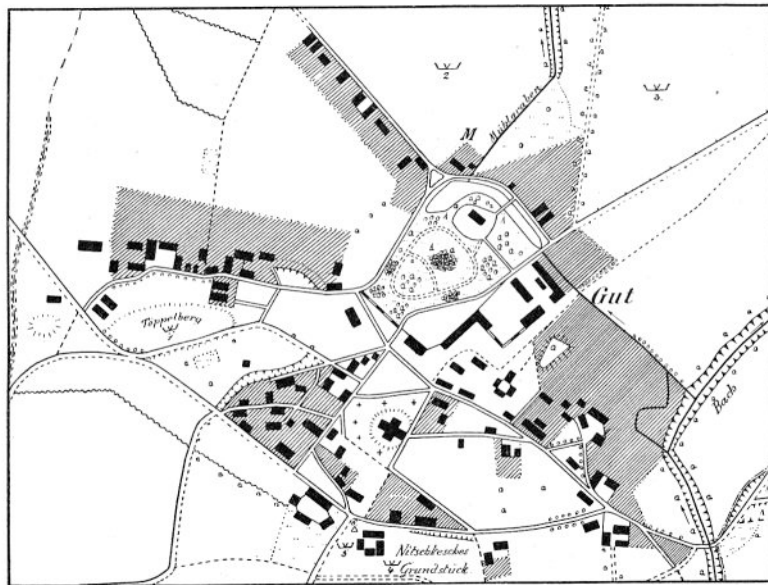


Abb. 4. Karte der Fundstellen bei Massel. 1:10 000

¹⁾ Kruse, Budorgis, S. 90 und 178. — Zimmer, die bemalten Tongefässe Schlesiens, S. 23. In der Maslographie (S. 131) wird nur ein bemaltes Gefäss erwähnt.

²⁾ Kruse, Budorgis, S. 94 und 171. — Schlesiens Vorzeit V 99.

Nach Mitteilung des Herrn Inspektors Wachert sind auf den Dominialfeldern an der Nordseite (Nr. 2 und 3 der Karte) in den Jahren 1887 und 1895 und wohl noch öfters Steingräber angetroffen worden. Es waren meist „Pyramiden“, im Innern mit einer Urne, die jedoch, wahrscheinlich durch das Lagern der Steine, stets schon zerbrochen war. Vielfach sollen die Gräber auch schon von oben geöffnet gewesen sein. Die umgebende Erde war geglüht und rot gebrannt, so dass sie von unerfahrenen Beobachtern für Ziegel gehalten werden konnte. Bei der zerstreuten Lage der Gräber musste ihre Entdeckung dem Zufall überlassen bleiben.

An der Südseite (Nr. 4 der Karte), auf dem Felde des Schmiedemeisters Nitschke und südöstlich von dessen Gehöft, stiess man im Jahre 1902 auf eine Steinsetzung. Darin fand sich eine Knochenurne und ein paar kleinere Gefässe, die beim Herausnehmen zerfielen. 1905 wurde dicht daneben abermals ein mit Steinen umstelltes Brandgrab aufgedeckt. Es enthielt einen 17 cm hohen und 20 cm breiten Topf von roher Arbeit und ziegelroter Farbe (Abb. 5). Darin lagen die Knochenreste. In der Nähe wurden ausserdem einzelne Scherben von der Oberfläche aufgelesen, darunter ein Schalenfragment von hellbrauner Farbe mit profiliertem Rande und eingeritzter Zeichnung, deren Reste auf ein mäanderartiges Muster schliessen lassen. Dieser Scherben gehört sicher in die römische Kaiserzeit. Bei den Steingräbern würde man eher an die vorrömische Eisenzeit denken, aus der ähnliche Grabanlagen im Trebnitzer und Militscher Kreise und in der Provinz Posen mehrfach bekannt sind.



Abb. 5. $\frac{1}{6}$

Ebenso haben sich aber auch Spuren einer den Urnenfriedhofleuten vorausgehenden Bevölkerung gezeigt. Im Garten des Nitschke'schen Grundstücks, zwischen dem Wohnhaus und dem Wege nach Zirkwitz (Karte Nr. 6) wurde im Frühjahr 1908 beim Rigolen ein 10,3 cm langer und 5,6 cm breiter hellbrauner Steinhammer ausgegraben. (Abb. 29.) Der Schneidenteil ist durch wiederholtes Zuschärfen verkürzt und stark beschädigt, das Bahnende bestossen. In der Nähe fanden sich ein paar kleine Feuersteinmesser. Wichtiger als diese Einzelfunde ist die Aufdeckung eines Begräbnisplatzes auf demselben Grundstück. (Nr. 5 der Karte), bestehend aus vier Gräbern von einer bisher noch nicht beobachteten Art und einer ungewöhnlich reichen Ausstattung. Es verdient besonderen Dank, dass Herr Schmiedemeister Karl Nitschke und sein Sohn, Herr Lehrer Richard Nitschke, dem Museum nicht allein sämtliche Funde in uneigennütziger Weise überlassen, sondern auch Gelegenheit gegeben haben, wenigstens zwei der Gräber mit der nötigen Sorgfalt zu untersuchen.



Abb. 6. Plan der Ausgrabung 1909/11. 1:250

Die Lage der 4 Gräber zueinander und zum Gehöft ersieht man aus Abb. 6. Ihre Form und die Lage der Fundstücke ist nach Möglichkeit durch Grundrisse und Schnitte erläutert. Der Boden der Fundstelle besteht unter einer dünnen Humusdecke aus reinem lockeren Sande. Die oberen Schichten sind, wie bei der Nähe des Gehöftes natürlich, durch den wirtschaftlichen Betrieb vielfach gestört: hie und da waren Pfähle eingeschlagen, über Grab 2 war ein Schwein verscharrt, allerlei rezente Dinge, z. B. glasierte Scherben, waren in die Tiefe geraten. Diese Störungen erschweren namentlich bei den ersten Gräbern die Beurteilung der Fundverhältnisse.

Grab 1 wurde am 16. November 1909 beim Ausheben einer Grube gefunden und ohne Beisein eines Sachkundigen geleert. In einer Tiefe von 0,40—0,50 m lagen ein grösserer und zwei kleine Steine, in gleicher Tiefe stand ein 10 cm hohes lehmgelbes Henkelkrüglein mit glatter Oberfläche (Abb. 30). Die darunter liegende Erdschicht war durch Kohlenstaub schwarz gefärbt. In sie eingebettet und über die ganze dunkle Fläche verstreut lagen

zerstückelte menschliche Gebeine. Die meisten Stücke waren verbrannt und gewaltsam zerbrochen. Sie hatten eine Grösse von 7 cm Länge abwärts bis zum winzigen Splitter. Soweit sie gesammelt wurden, bilden sie eine Masse von 270 g Gewicht. Unter den abgelieferten Knochenresten befinden sich aber auch zwei unverbrannte, nämlich ein Stück Hirnschale von 9:11 cm Dm. und ein Armknochenfragment (Humerus) von 10 cm Länge.

Ausserdem enthielt die Fundschicht folgende Gegenstände: a) Dolchklinge aus Bronze, mit starkem Mittelgrat und zwei die Schneiden bis zur Spitze begleitenden Längslinien. In der Heftplatte stecken noch die vier zylindrischen, an den Enden breitgehämmerten Niete, von denen die oberen 1,5, die unteren 1,2 cm lang sind. Soweit die grossenteils abgeputzte Patina erkennen lässt, scheint der Griffabschluss halbkreisförmig ausgeschnitten gewesen zu sein. Die Spitze ist abgebrochen. L. 23,3 cm. Abb. 10. b) Oberteil einer Ösennadel aus Bronze. Der Schaft war gekrümmt und 2 cm unterhalb des Kopfes mit einer Öse versehen, die jedoch schon in alter Zeit abgebrochen war. Am Halse und auf der Unterseite der Kopfscheibe sind die Gussnähte erhalten. Der Hals ist mit horizontalen und schrägen Riefelungen verziert, welche eine Schnurumwicklung nachahmen. Auf der Oberseite des Kopfes ist ein von drei Ringlinien und zwei Punktreihen eingefasster siebenstrahliger Stern dargestellt. L. 8,9, Dm. des Kopfes 3,8 cm. Abb. 13. c) Bronzenadel mit durchbohrtem Halse. Der Kopf fehlt (alter Bruch), der Schaft ist in zwei Stücke zerbrochen. L. 17 cm. Abb. 11. d) Ring von Fingerringgrösse aus dünnem bandförmigem Bronzedraht. Enden beschädigt. Dm. 1,9 cm. Abb. 12. e) Zwei kleine Scherben von wahrscheinlich zwei verschiedenen, dickwandigen und rohgearbeiteten Gefässen.

Grab 2 wurde am 28. Juli 1910 zufällig entdeckt und durch den zur Ferienzeit dort weilenden Sohn des Besitzers, Lehrer Nitschke aus Breslau, freigelegt. Bei 0,80 m Tiefe traf er auf eine dunkle Schicht von annähernd elliptischem Grundriss, die sich in der Richtung WNW.—OSO. auf 1,80 m L. und 0,50 bis 0,80 m B. verfolgen liess. Die Umrisse waren nicht scharf abgegrenzt, sondern gingen z. T. unmerklich in den umgebenden Boden über. Deutlich machte sich aber eine Einziehung in der Mitte bemerkbar. Im weiteren Verlaufe der Ausgrabung zeigte es sich, dass die schwarze Schicht eine flache Mulde von 0,32 m Tiefe ausfüllte.

Der Inhalt bestand in der Hauptsache aus Sand, der durch Beimischung von Humus, Holzkohlepartikeln und Asche, vielleicht auch durch direkte Feuereinwirkung, eine graubraune Farbe angenommen hatte. Einige kleine Steine schienen gleichfalls dem Feuer ausgesetzt gewesen zu sein. Über die ganze Fläche hin und im allgemeinen auch durch die tieferen Lagen der dunklen Schicht gleichmässig verteilt, fanden sich kalzinierte und zerbrochene menschliche Knochen, soviel sich erkennen lässt, von einem Individuum. Sie zeigten die für verbrannte Knochen charakteristische Ausbleichung und rissige Beschaffenheit, waren aber durch den Kohlenstaub beschmutzt. Die Schädeltrümmer lagen zumeist am WNW-Ende (Abb. 7 bei 1). Das Gewicht der eingesammelten Stücke beträgt 624 g.

Von Artefakten fanden sich folgende:
a) Offener gegossener Bronzering, in der Mitte mit drei knotenförmigen Buckeln, deren mittelster vertikal durchbohrt ist. Die Seitenteile sind vierkantig und zugespitzt. Dm. 2,8 cm. Abb. 23. Der Ring lag am westlichen Ende der Grube nahe bei einem Humerusfragment, an der mit 2 bezeichneten Stelle der Grabskizze.

b) Ein zweiter solcher Ring, jedoch viel plumper gearbeitet. Die Buckel fehlen und die Seitenteile sind ebenso dick wie der gleichfalls durchbohrte Mittelteil. Dm. 1,9 cm. Der Ring lag an der mit 3 bezeichneten Stelle der Skizze, neben der Goldspirale und der Nadel.

c) Sieben Stücke von einem oder zwei Fingerringen aus dünnem bandförmigen Bronze-

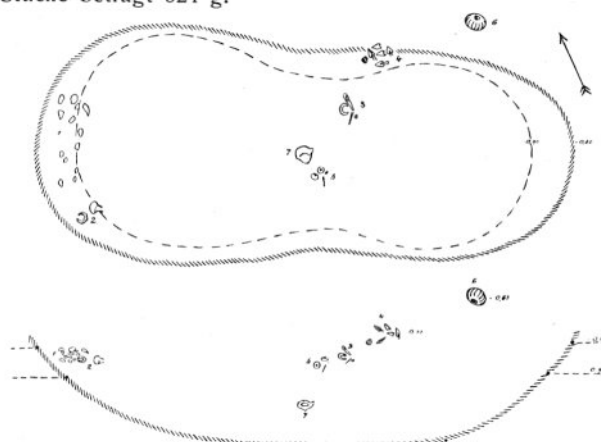


Abb. 7. Skizze von Grab 2 (Grundriss und Durchschnitt) 1 : 25

draht, der zu einer zylindrischen Spirale aufgewickelt war. Dm. 2 cm. Abb. 20. Die Stücke lagen bei 4 der Grabskizze, neben den Pfeilspitzen.

d) Zylindrische Goldspirale aus sehr dünnem Draht mit drei Windungen. Dm. 1,3 cm. Abb. 26. Sie lag bei 3 der Skizze.

e) Zwei Bernsteinperlen, die eine scheibenförmig, die andere doppelkonisch, Abb. 21 und 22. Sie lagen bei 5 der Skizze.

f) Bronzenadel in zwei Stücken. Das obere Ende ist gerade an der Stelle abgebrochen, wo die Nadel mit einem länglichen Ohr versehen ist. Wahrscheinlich sass das Ohr, wie bei der Nadel des ersten Grabes, in der Mitte des Halses. L. 12,2 cm. Abb. 14. Lag bei 3 der Skizze.

g) Zwei Stücke einer grösseren Bronzenadel. Kopf nicht erhalten. L. 8,7 cm. Lag bei 4.

h) Drei kleine Feuerstein-Pfeilspitzen, blattförmig, mit rundem Ausschnitt an der Basis für die Schaftbefestigung, sorgfältig und zierlich gearbeitet. An der einen sitzen noch Reste der hölzernen Schaftspitze, die vermutlich mit Harz befestigt war. Bei einer zweiten konnte man noch deutlich die Ansatzstelle des Schaftes erkennen, während dessen Reste beim Herausnehmen zerfielen. L. 2,3 cm. Abb. 15—17.

i) Zwei Bronze-Pfeilspitzen mit Schafttülle, die eine blattförmig und an der Basis abgerundet, die andere dreieckig und mit Widerhaken. L. 2,5 und 3,1 cm. Abb. 18 und 19. — Die fünf Pfeilspitzen lagen zusammen auf einem Häufchen, dicht am Rande der Grube und schon 5 cm oberhalb der schwarzen Schicht. Sie waren eingehüllt in eine dunkle Masse, die nach Ansicht des Finders vielleicht die Reste eines Beutels oder Köchers darstellte.

k) Steinerner Keulenkopf (Serpentin?), melonenförmig, mit achtzehn stumpfkantigen Rippen, oben leicht abgeplattet. Schaftloch nach oben zu erweitert. Dm. 7,2, H. 3,2 cm. Abb. 28. Er lag 0,65 m tief, 0,35 m östlich von den Pfeilspitzen, im reinen Sande, bei Punkt 6 der Skizze, und enthielt bei der Auffindung noch Reste des hölzernen Schaftes.

l) Ein Scherben eines hellbraunen Kruges mit breitem Bandhenkel. Abb. 31. Das ganze Gefäss muss dem Typus der Buckelkrüge entsprochen haben (vgl. den vorigen Band dieser Zeitschrift S. 5). Der Scherben lag fast genau in der Mitte des Grabes, 1,00 m tief bei Punkt 7.

Grab 3 wurde durch planmässiges Aufdecken des südlich von Grab 2 gelegenen Streifens, 2 m südwestlich von diesem gefunden und durch Herrn Dr. Richter im Auftrage der Museumsdirektion untersucht. Unter dem 0,20 m dicken Mutterboden lag ersichtlich eingeschütteter, leicht mit erdigen Teilen gemischter gelber und grauer Sand. Bei 0,35 m Tiefe begann der Sandboden durch beigemengte Kohlenteilchen und humöse Bestandteile eine schwärzlich-graue Färbung anzunehmen. Die Oberfläche der dunklen Schicht senkte sich von ihrem höchsten Punkte (bei 1 der Aufnahme Abb. 8) einerseits nach Süden bis 0,60 m (bei 2), andererseits nach Osten bis 0,70 m (bei 5) und zeigte nach völliger Freilegung einen dreieckigen Grundriss von 2 m Länge und 0,80 m grösster Breite. Die Dicke der Schicht betrug im Mittel 0,20 m. Sie war am grössten am westlichen Ende, wo sie stellenweise 0,35 m ausmachte, und nahm gegen Osten hin allmählich ab. Dementsprechend wurde die untere Grenze des Vertikalschnittes im Westen bei 0,80, am Ostende bei 0,70 m erreicht.

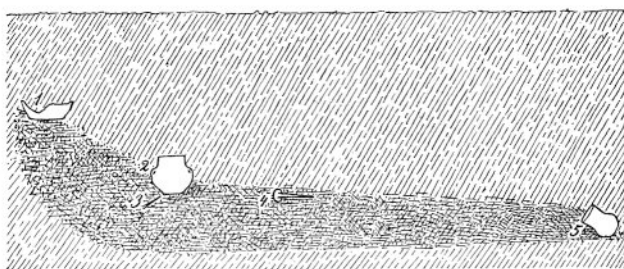
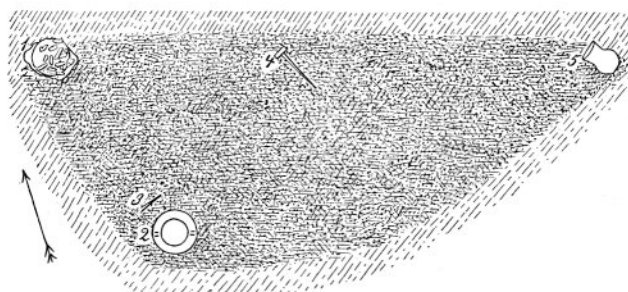


Abb. 8. Grundriss und Durchschnitt von Grab 3. 1 : 25

Die Dicke der dunklen Schicht senkte sich von ihrem höchsten Punkte (bei 1 der Aufnahme Abb. 8) einerseits nach Süden bis 0,60 m (bei 2), andererseits nach Osten bis 0,70 m (bei 5) und zeigte nach völliger Freilegung einen dreieckigen Grundriss von 2 m Länge und 0,80 m grösster Breite. Die Dicke der Schicht betrug im Mittel 0,20 m. Sie war am grössten am westlichen Ende, wo sie stellenweise 0,35 m ausmachte, und nahm gegen Osten hin allmählich ab. Dementsprechend wurde die untere Grenze des Vertikalschnittes im Westen bei 0,80, am Ostende bei 0,70 m erreicht.

Mit Ausnahme der tiefsten Stelle an der südlichen Ecke der Grube war die dunkle Schicht mit Leichenbrandspuren durchsetzt. Die Knochenstücke waren fast durchweg von minimaler Grösse. Die wenigen, welche aufgefunden werden konnten, wogen zusammen nur 15 g.

Dagegen fand sich an der höchsten Stelle der Schicht, bei 1

a) der Bodenteil einer grossen, hellbraunen, dickwandigen Urne, der mit grösseren kalzinierten Gebeinresten angefüllt war. Ihre Masse wiegt 120 g. Die Zusammengehörigkeit dieses Leichenbrandes mit dem in der dunklen Schicht zerstreuten ergibt sich daraus, dass die letztere an verschiedenen Stellen insgesamt sieben zu dem Bodenteil der Urne passende Scherben erhielt. Da sie z. T. erheblich tiefer lagen, als der Standort des Gefässes, können sie auch nicht von einer Nachbestattung herrühren oder durch den Pflug verschleppt, sondern müssen bei der Anlage des Grabes in die Tiefe geraten sein.

b) Unmittelbar unter dem Boden der Urne lag ein 4,5 cm breiter Scherben von einem hellbraunen, dünnwandigen Gefässe, dessen Wölbung durch flache Vertikalriefen verziert war.

c) An der südlichen Ecke der Oberfläche der schwarzen Schicht, bei 2, stand 0,60 m tief eine wohl-erhaltene Vase von 11,6 cm Höhe und 9 cm oberem Durchmesser. Das sehr sorgfältig gearbeitete Gefäss ist von hellbrauner Farbe und mit zwei dicken Schnurösen versehen. Der Schulterteil ist in seiner ganzen Ausdehnung vertikal gerippt. Das Gefäss enthielt nur Sand von derselben schwärzlichen Beschaffenheit, wie die umliegende Schicht. Abb. 33.

d) 0,05 m nordwestlich der Vase, bei 3, lag in 0,65 m Tiefe wagerecht, mit der Spitze nach NO., ein 11,2 cm langes Nadelfragment aus Bronze. An dem oberen Teile macht sich kurz vor der Bruchstelle der Beginn einer Krümmung bemerkbar.

e) Eine zweite, vollständig erhaltene Bronzenadel fand sich etwa in der Mitte der nördlichen Grubenseite bei 0,62 m Tiefe (bei 4). Auch sie lag wagerecht, mit der Spitze nach SO. gerichtet. Der 23,2 cm lange grade Schaft ist am Halse durch drei Gruppen eingepunzter Linien verziert, welche auf- und abwärts gebogene Bänder darstellen. Der scheibenförmige Kopf ist an den beiderseits erhöhten Rändern schräg gerippt und an der Seite durch Ringlinien und senkrechte Strichel verziert. Abb. 27.

f) An der nordwestlichen Ecke des Dreiecks, bei 5, lag 0,75 m tief, mit der Mündung nach N. weisend, ein 9,2 cm hohes hellbraunes Henkelkrüglein auf der Seite. Es war in Stücke gebrochen und der Henkel sowie einige Teile der Wandung fehlten. Abb. 32.

Grab 4, gleichfalls von Herrn Dr. Richter untersucht, machte sich wiederum dadurch bemerkbar, dass der Sand unterhalb des Mutterbodens mit humösen Bestandteilen gemengt war. In 0,60 m Tiefe stiess der Spaten auf eine Steinsetzung, bestehend aus drei in der Richtung SO.-NW. liegenden Feldsteinen von je 0,50—0,60 m Dicke. Während die obere Hälfte der Steine noch in den weissen Sand hineinragte, war die untere bereits von einer schwärzlich-grauen, 0,75 m unter Niveau beginnenden Schicht umgeben. Ihre Oberfläche bildete bei annähernd gleicher Tiefe ein Oval von 2,5 : 1,5 m Durchmesser. Ihre Dicke betrug durchschnittlich 0,50 m, so dass die ganze Tiefe der Grube 1,25 m betrug. Die Sohle war flach.

Die Beschaffenheit der Schicht glich derjenigen der früher aufgedeckten Gräber. Die Masse der verbrannten und gesammelten Knochenreste, die sich gleichmässig über die dunkle Schicht verteilten, wiegt 164 g.

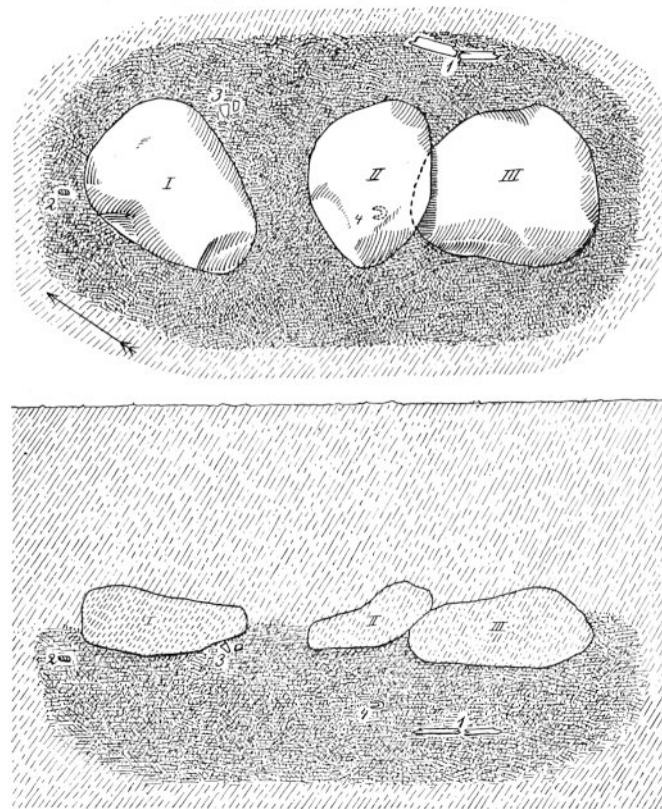


Abb. 9. Grundriss und Durchschnitt von Grab 4. 1 : 25

Mitten unter ihnen, bei Punkt 1 der Aufnahme Abb. 9, lagen aber in 1,10 m Tiefe zwei unverbrannte Stücke von menschlichen Oberarmknochen.

An Beigaben fanden sich

a) am nördlichen Ende, 0,50 m nordwestlich von dem dortigen Steine, bei Punkt 2 der Aufnahme, in 0,85 m Tiefe zwei Stückchen einer kleinen röhrenförmigen Bronzespirale, die als Perle gegient hat. Abb. 25.

b) unter dem mittleren Stein, bei Punkt 4, ein offener Bronzering mit zugespitzten Enden und Durchbohrung in der Mitte, also von derselben Art, wie die Ringe des zweiten Grabes. Dm. 2,8 cm. Abb. 24.

c) von Keramik nur zwei unbedeutende kleine Scherben bei Punkt 3, 0,80 m tief.

Versuche zur Auffindung weiterer Gräber im Süden und Osten der Fundstelle hatten geringen Erfolg. Bei einer am 11. April 1911 von mir vorgenommenen Grabung zeigten sich östlich von Grab 1 in 0,20—0,70 m Tiefe einzelne Scherben, verbrannte Knochenstückchen und Kohlenpartikeln. Bei 0,52 m begann sich der Boden dunkler zu färben. Es kamen unterhalb einer abgesteckten Fläche von 2 m Länge und 1,50 m Breite einige rundliche Flecke von 0,15—0,60 m Durchmesser zum Vorschein, die aber z. T. neuzeitigen Ursprungs (Pfohlenlöcher einer Schaukel?) sein dürften. Nur eine in der Mitte gelegene Stelle (bei 5 des Planes Abb. 6), wo sich eine grössere Partie verbrannter Gebeine und eine Anzahl flach übereinander liegender Scherben von einem dickwandigen rohen Gefässe fanden, mag von einem zerstörten Grabe herrühren. Probegrabungen westlich der Fundstelle verliefen gleichfalls ergebnislos. Doch war hier wie an der Nordseite eine vollständige Abdeckung des Feldes aus äusseren Gründen vorläufig nicht ausführbar.

Suchen wir uns zunächst die Form der Bestattung klar zu machen! In metertiefen, reichlich mannslangen Gruben war der Grund mit Brandschutt ausgefüllt. Die ausgeglühten Gebeine lagen, zerstückelt und geschwärzt und mit Sand, Steinchen, Kohlenstaub und Tonscherben vermengt, über die Fläche ausgebreitet, doch so, dass hier und da die Körperteile ihre natürliche Ordnung bis zu einem gewissen Grade bewahrt hatten (Lage der Schädelstücke und des Oberarmknochens im 2. Grabe). In zwei Fällen (1. und 4. Grab) wurden neben den verbrannten Gebeinresten einzelne unverbrannte beobachtet, in einem (3. Grab) war ein Teil der verbrannten im Bodenteil einer Urne gesammelt worden, von der eine Anzahl Scherben in der Brandschicht ruhten. Die Beigaben, bestehend in kleinen Tongefässen, Schmucksachen aus Bronze, Gold und Bernstein und in Waffen aus Stein und Bronze, fanden sich, vom Feuer unberührt, und anscheinend regellos verteilt, an der Oberfläche des Schuttes. Zweimal (Grab 1 und 4) hatte man grosse Steine auf die Aschenschicht gewälzt. Immer aber war das auffallendste Merkmal die Ausdehnung des Leichenbrandes über einen Raum, der ungefähr dem Masse eines ausgewachsenen menschlichen Körpers entsprach. Daraus folgt, dass das Grab zugleich die Verbrennungsstätte bezeichnet und dass die schwarze Schicht nichts anderes, als der Bodensatz des Scheiterhaufens war. Natürlich hat man diesen nicht in der Tiefe der Grube aufgeschichtet, wo ja der notwendige Luftzug gefehlt hätte, sondern über der Grube, auf einem Balkenrost, dessen Feuer von unten genährt werden konnte. Wie man sich den Hergang etwa zu denken hat, dafür gibt die Leichenverbrennung der Japaner einen guten Anhalt.

Vor der Einführung moderner europäischer Krematorien bediente man sich in Japan allgemein des folgenden billigen Verfahrens. Man legte die Leichen in einem hölzernen Behältnis oder auch nur mit einer Strohmatte umwickelt auf einen Rost von Holzscheiten, der sich über einer Grube von $3\frac{1}{2}$ Fuss Länge und reichlich einem Fuss Breite und Tiefe befand, umstellte sie mit einigen Holzstücken, deckte das Ganze mit Strohmatte, die zweckmässig vorher mit Salzwasser getränkt waren, zu und entzündete

von unten her ein anfangs etwas lebhafteres, später aber nur ganz langsam fortglühendes Feuer, wobei, wenn die erste Holzmasse niedergebrannt und der Leichnam schon stark eingetrocknet war, alles neu hergerichtet und dann sich selbst überlassen wurde. Das langsame Verbrennen war wesentlich, um Wärmeverlust zu vermeiden; es wurde dies eben durch die Strohmatten bewirkt, deren Asche nach Beendigung der Operation eine dicke, noch die ursprüngliche Gestalt zeigende Lage über der Grube bildete. Die Grube aber war notwendig, um unter diesen Umständen das Feuer überhaupt in Gang zu halten. Die ganze Prozedur dauerte trotzdem nicht länger als eine Nacht und erforderte nur einen Holzaufwand von durchschnittlich 75 kg. Am Morgen fand man die weissen, porösen und leicht zu Pulver zerreibbaren Gebeine unten in der Holzasche. Sie wurden alsdann in einem Holzkästchen gesammelt und vergraben. Nach Olshausen, Verhandl. d. Berliner Ges. f. Anthrop. 1892 S. 137.

Für das Auftreten unverbrannter Skeletteile gibt es mehrere Erklärungsmöglichkeiten. Zunächst könnte man sich vorstellen, dass die Einäscherung unvollständig gewesen sei, weil einzelne Teile des Leichnams entweder zufällig weniger Glut empfangen hätten oder absichtlich von der Verbrennung ausgeschlossen worden wären. Für beides sind Beispiele bekannt¹⁾. Indessen kommt wenigstens für das erste Grab eine Teilverbrennung nicht in Frage. Denn ein Vergleich des grossen Schädelfragments mit den kalzinierten Schädeltrümmern lehrt, dass sie von verschiedenen Individuen herrühren²⁾. Eine zweite Möglichkeit bestände darin, dass die unverbrannten Knochen älteren Körpergräbern entstammen, die bei der Anlage der Brandgräber zerstört worden sind. Doch wird man in Anbetracht des wiederholten Vorkommens weniger an ein zufälliges Zusammentreffen zweier verschiedenzeitlicher Grabstellen, als an beabsichtigte Nachbestattungen zu denken

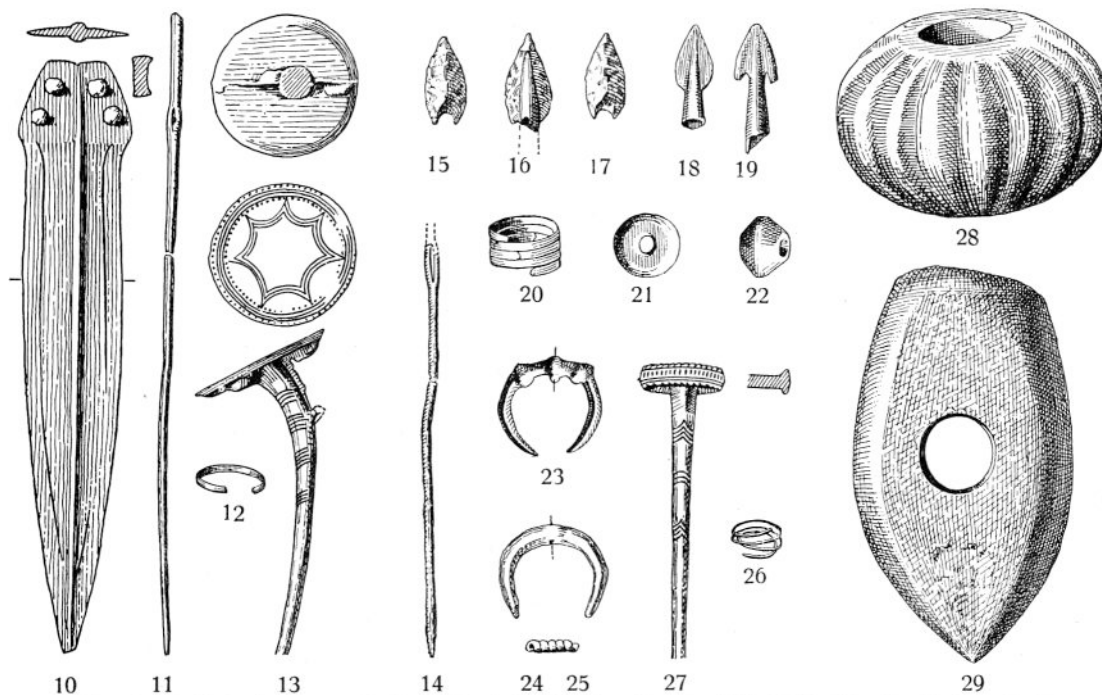


Abb. 10—28 Beigaben aus Grab 1—4; Abb. 29 Einzelfund; Abb. 10 in $\frac{1}{3}$, die übrigen in $\frac{1}{2}$

¹⁾ Olshausen a. a. O. S. 163f.

²⁾ Nach der anatomischen Untersuchung der Knochen durch Herrn Prof. Dr. Wetzel weist das grosse Schädelstück eine abnorme Dicke und pathologische Merkmale auf.

haben. Es sei daran erinnert, das z. B. in mecklenburgischen Hügelgräbern der älteren Bronzezeit nicht selten der Leichenbrand sekundär neben der Beerdigung erscheint, und zwar in der Art, dass der Beerdigung männliches, dem Leichenbrande weibliches Ausstattungsinventar beigegeben ist¹⁾. Endlich bleibt noch die Annahme von Totenopfern. Jedenfalls haben die Hersteller der Brandgräber an der Vermengung keinen Anstoss genommen, und ebensowenig daran, dass die verbrannten Gebeine mit allem Staub und Schmutz des Scheiterhaufens beigegeben wurden. Darin liegt ein fundamentaler Unterschied gegenüber dem Bestattungsbrauche unserer Urnenfriedhöfe, wo man beinahe ängstlich bemüht gewesen ist, Verunreinigungen von den Gebeinen fernzuhalten und sie auch nach der Beisetzung durch Verschluss der Aschenurne zu schützen. Wenn in den Masseler Gräbern jede derartige Rücksicht verabsäumt ist, so muss der Grund in einer Verschiedenheit der religiösen Anschauungen gelegen haben.

Der Gedanke der bronzezeitlichen Feuerbestattung ist die Befreiung der Seele von ihrer irdischen Hülle. Der Körper sollte vernichtet werden, damit der Geist ins Schattenreich entfliehen könnte. Aber die Vernichtung war nicht vollständig. Ein Teil der Materie blieb übrig, geläutert durch die Flamme und vor Verwesung geschützt. Wenn irgendwo, so musste hier der Sitz der Seele sein. Daher war die Bergung dieser Reste mehr als eine Handlung äusserlicher Pietät. Sie war unerlässlich für die Ruhe des Toten und den Frieden der Hinterbliebenen. Erst wenn Erde die Gebeine deckte, war die Trennung der Seele vom Körper vollendet, erst vom Grabe aus durfte sie zur Wohnung der Verstorbenen eingehen. Dass man wirklich so dachte, zeigt unter anderem das gerade bei den älteren Brandgräbern nie fehlende „Seelenloch“ in der Aschenurne: die Geister bedürfen eines besonderen Ausgangs, eine Vorstellung, die sich ja im Volke bis auf unsere Zeit erhalten hat. Im Einklang damit steht ferner die sorgfältige Auslese und Reinigung der verbrannten Knochen und der Mangel an wertvollen Beigaben in den Gräbern. Der Tote hätte sie



Abb. 30–33. Tongefässe aus Grab 1–3. $\frac{1}{4}$ Seelen wiederspiegeln.

¹⁾ Beltz, Die vorgeschichtl. Altertümer v. Mecklenburg-Schwerin, S. 200.

²⁾ S. Müller, Nordische Altertumskunde, I S. 417.

doch nicht gebrauchen können. Erst viel später ging man dazu über, die persönliche Ausstattung des Verstorbenen mit ihm zu verbrennen. „Ein jeder wird in Valhöll besitzen, was auf seinen Scheiterhaufen gelegt wird,“ heisst es in der Ynglingasaga²⁾. Dieser Glaube muss schon in der vorrömischen Eisenzeit aufgekommen und einer neuen Auffassung vom jenseitigen Leben entsprungen sein. Die Bestattungsbräuche des Bronzealters dagegen stimmen am ehesten zu den viel einfacheren Ideen, die sich in den homerischen Gedichten über den Zustand der abgeschiedenen

Und doch sind auch sie erst das Ergebnis einer langen Entwicklung. Brandgräber gab es schon während des jüngeren Steinalters in verschiedenen Gegenden, z. B. auch in Schlesien. Aber es scheint, dass die Verbrennung damals nur gelegentlich geübt wurde, teils als zufällige Folge der in den Gräbern angezündeten Opferfeuer, teils als eines unter vielen Mitteln, sich der gefürchteten Wiederkehr des Toten zu erwehren¹⁾. Der herrschende Brauch war und blieb bis tief ins Bronzealter hinein durchaus die Beerdigung. Welche Umstände alsdann den gründlichen Wechsel herbeigeführt haben, wissen wir nicht. Anzunehmen aber ist, dass ihm eine nicht zu kurze Zwischenzeit voranging, in der das Alte mit dem Neuen um die Herrschaft rang und ein Schwanken der Sitte bemerkbar war. Dorthin wird man die Masseler Gräber zu setzen haben. Es sind Brandbestattungen mit dem Ritual von Körpergräbern. Die Form und Grösse der Gruben, die Beisetzung aller körperlichen Reste, die reichen Beigaben, die grossen Steine, alles das ist alte Tradition. Vom neuen Brauche wurde nur der Vernichtungsakt übernommen. Der vereinzelte Fall, dass die Gebeine teilweise in einem Gefässe gesammelt sind, hat wenig zu bedeuten. Er zeigt nur, dass diese Art der Behandlung nicht unbekannt war.

Für die Altersbestimmung haben wir an den Beigaben genügende Anhaltspunkte. Am wichtigsten ist hierfür die Ösennadel Abb. 13. Ich habe an anderer Stelle²⁾ die Chronologie der ostdeutschen Ösennadeln behandelt und festgestellt, dass der vorliegende Typus mit sternförmiger Verzierung in die II. Periode des Bronzealters fällt. Von den damals bekannten Beispielen rührten ein Teil sicher, die übrigen wahrscheinlich aus Körpergräbern her. Hier ist nun zum ersten Male eine solche Nadel in einem Brandgrabe vorgekommen, aber nach dem eben Gesagten bestätigt in diesem Falle die Ausnahme die Regel. Ungefähr gleichaltrig oder etwas jünger sind die Nadeln mit geschwollenem und durchlochtem Halse³⁾, denen die beiden Nadeln Abb. 11 und 14 anzureihen sein dürften. Dagegen ist die Nadel Abb. 27 die Vorläuferin eines sehr viel jüngeren Typus mit hochumrandetem Scheibenkopf. Seine eigentliche Blüte fällt nämlich erst in das frühe Eisenalter⁴⁾. Die Urform scheinen Nadeln darzustellen, deren Kopfplatte einen nach unten überragenden Rand aufweist. Derartige Nadeln zählen zu den häufigsten Beigaben in böhmischen Hügelgräbern der II. Periode⁵⁾. Von den Schmucksachen verdienen ausser der kleinen Goldspirale Abb. 26, die halbmondförmigen Zierstücke Abb. 23 und 24 am meisten Beachtung. Die Form ist ganz ungewöhnlich. Das feine Öhr in der Mitte deutet darauf, dass sie an einem Faden oder dünnem Drahte befestigt waren und mit der offenen Seite nach unten herabhingen. Unter den Waffen ist der Dolch ein in den Körpergräbern der II. Periode fast regelmässig auftretendes Ausrüstungsstück⁶⁾. Der schöne

¹⁾ Über die Entstehung der Leichenverbrennung in der jüngeren Steinzeit vgl. meine Abhandlung im Korrespondenzbl. d. Deutsch. anthrop. Ges. 1910 S. 115 ff.

²⁾ Prähistorische Zeitschrift I S. 55 ff.

³⁾ Vierter Bericht d. Kommission f. prähist. Typenkarten, Zeitschr. f. Ethnol. 1907 S. 801 ff.

⁴⁾ Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, S. 82 Fig. 198.

⁵⁾ Pič, Čechy předhistorické, Svaz. 2 Tab. VII–IX. Vgl. Naue, Die Bronzezeit in Oberbayern Taf. XXIX 11.

⁶⁾ Schlesiens Vorzeit N. F. V S. 11 ff.

steinerne Keulenkopf Abb. 28 hat wohl als Würdeabzeichen gedient, gleich den kristallinen Stabknöpfen aus der II. Schicht von Troja¹⁾ und den ganz ähnlich geformten orientalischen und ungarischen Bustoganen. Wie man für derartige Schlagwaffen noch lange nach der Einführung der Metalle das altgewohnte Material verwendet hat, so wurden auch die leicht verlierbaren Pfeilspitzen bis in die jüngere Bronzezeit hinein aus Feuerstein gefertigt. Die Masseler Exemplare Abb. 15—17 sind von einer in Schlesien ungewöhnlichen Zierlichkeit und überdies durch die zum Teil erhaltenen Schaftspitzen bemerkenswert. Daneben führte ihr einstiger Besitzer aber auch schon Pfeile mit bronzener Schärfe, die mit einer Tülle versehen waren und auf den Rohrschaft aufgesteckt wurden (Abb. 18, 19).

Die Keramik ist, abgesehen von unbedeutenden Scherben, durch drei Henkelkrüge von wenig charakteristischer Form, Abb. 30—32, und eine äusserst sorgfältig gearbeitete Vase mit zwei Paaren von Schnurösen vertreten, Abb. 33. Die Krüge sind unverkennbar Abkömmlinge der schlauchförmigen Typen aus der frühen Bronzezeit²⁾ und leiten über zu den wieder schärfer ausgeprägten Kannenformen der III. Periode. Für die kannelierte Vase besitzen wir in der älteren schlesischen Keramik nichts unmittelbar Vergleichbares. Ihr Aufbau erinnert lebhaft an ein Gefäss aus einem Hügelgrabe mit unverbrannter Leiche bei Eichhofen in der Oberpfalz³⁾, dessen Körper aber mit tief eingeschnittenen und weiss ausgefüllten Zickzack- und Wolfszahnbändern verziert war. Die senkrechten Kannelüren finden sich im allgemeinen erst an Gefässen der jüngeren Bronzezeit.

Hiernach kann man die Gräber 1, 2 und 4 mit ziemlicher Sicherheit dem Ende der II. oder dem Anfang der III. Periode zuweisen. Bei Grab 3 erwecken die Scheibennadel und die kannelierte Vase einige Bedenken. Es bleibt abzuwarten, ob die hoffentlich nicht ausbleibende Vermehrung des Vergleichsstoffes ihre Ansetzung in jene alte Zeit bestätigen wird.

Jedenfalls füllt der zweihundert Jahre nach Hermanns Veröffentlichung entdeckte Begräbnisplatz in sehr willkommener Weise eine Lücke in unserem Wissen über die Entwicklung des Totenkultes während des Bronzealters aus. An der Grenze zweier Zeitstufen stehend, zeigt er, wie sich der Übergang zu einer neuen Weltanschauung nur zögernd und im Kampfe mit den überkommenen Bräuchen vollzogen hat.

Hans Seger

¹⁾ Götze, bei Dörpfeld, Troja und Ilion, S. 385.

²⁾ z. B. Schlesiens Vorzeit N. F. II S. 19, Fig. 2 u. 4. Den Masseler Krügen sehr ähnliche Gefässe enthalten die böhmischen Hügelgräber. Vgl. Pič, a. a. O., Tab. V.

³⁾ Prähistorische Blätter 1898 Taf. I. Vgl. Pič, a. a. O., Tab. II 18.

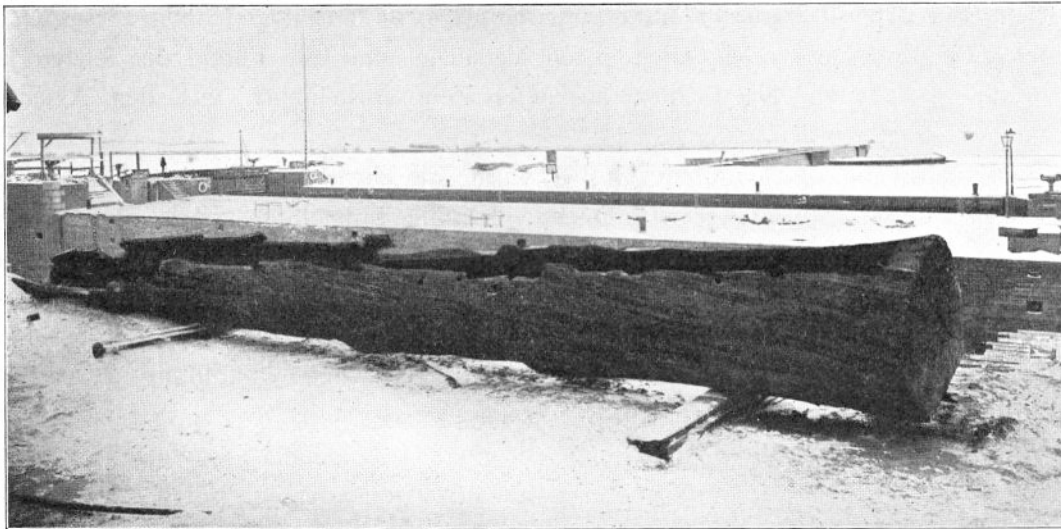


Abb. 1. Einbaum aus Frauendorf Kr. Oppeln

EINBÄUME IN SCHLESISIEN

Zum Fischfang und zur Überwindung trennender Wasserflächen ist schon in der Urzeit die Tragfähigkeit schwimmenden Holzes benützt worden. Die älteste Form des Bootes sind ausgehöhlte Stämme, die man als Einbäume bezeichnet. Sie sind, wie Funde aus den Schweizer Pfahlbauten beweisen, schon in der jüngeren Steinzeit in ziemlich fortgeschrittener Form vorhanden gewesen. Man muss also daraus auf ein noch viel höheres Alter der Erfindung schliessen. Funde aber, die sich noch weiter zurück ansetzen liessen, hat man bisher entweder noch nicht gemacht oder aus Mangel an Begleitfunden nicht richtig erkannt. Andererseits erstreckt sich der Gebrauch von Einbäumen bis in die Gegenwart. Für den Verkehr auf einzelnen Schweizer Seen werden sie jetzt noch gebaut, und in Schlesien ist die Erinnerung an Einbäume auf der Oder an manchen Orten ebenfalls noch lebendig.

Wer sich aus der Literatur über Einbaumfunde unterrichten will, ist enttäuscht über die Geringfügigkeit des vorhandenen Stoffes. In den Berichten über die Schweizer Pfahlbauten z. B. ist davon nur beiläufig die Rede. Im Jahre 1900 hat auf Anregung des damaligen Direktors am Berliner Museum für Völkerkunde, Albert Voss, die Deutsche anthropologische Gesellschaft eine Umfrage über alte Schiffstypen veranstaltet, die schätzbare Nachrichten über Einbäume aus alter und neuer Zeit ergeben hat¹⁾. Auch das Buch von Eduard Krause über vorgeschichtliche Fischereigeräte (Berlin 1904) enthält einiges

¹⁾ Korrespondenzblatt der Deutschen anthrop. Ges. 1900, S. 124 ff.; 1902 S. 36 ff.; 1903 S. 1 ff.

Material. Für Schlesien gab es bisher überhaupt noch keine Darstellung dieses Gegenstandes. Zu dem hier vorliegenden ersten Versuche sind die Funde der letzten Jahre durch alle erreichbaren Nachrichten aus alter Zeit, vornehmlich aus den Akten des Museums, ergänzt worden.

Die natürliche Anordnung des Stoffes würde die chronologische sein. Doch stellen sich dieser grosse Schwierigkeiten entgegen. Um die Entstehungszeit der Einbäume zu bestimmen, könnte man zunächst von der Oberflächenbehandlung ausgehen. Steinwerkzeuge, sollte man meinen, müssen andre Spuren hinterlassen haben, als solche aus Bronze oder Stahl. Aber in dem langen Zeitraume, während dessen das Holz im Wasser oder feuchten Schlamm gelegen hat, war es einem allmählichen Verkohlungsprozesse ausgesetzt, der die Spuren der benutzten Werkzeuge verwischt hat. Es ist deswegen meist unmöglich, aus der Art der Bearbeitung chronologische Schlussfolgerungen zu ziehen. Allenfalls kann die unmittelbare Nachbarschaft von alten Siedlungsspuren am Ufer einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit für ein gleiches Alter der Fahrzeuge liefern. Solche Fälle liegen vor bei Oswitz, Doberwitz, Koppitz und Bobernig.

Auch die Fundumstände bieten in der Regel keine grössere Sicherheit. Die Aufdeckung erfolgt meistens bei grossen Erdarbeiten. Der hastige Betrieb und die Abwesenheit genügend geschulter Beobachter verhindern fast immer genaue Feststellungen. Begleitfunde werden häufig nicht beachtet. Kommt es doch oft genug vor, dass selbst ganze Einbäume einfach zerhackt werden und als Feuerholz in den Ofen wandern.

Auf eine Anordnung nach der zeitlichen Folge musste daher verzichtet werden. Doch dürfte die gewählte systematische Ordnung nach der Form dafür einen gewissen Ersatz bieten. Denn es ist anzunehmen, dass die höhere technische Entwicklung einem zeitlichen Fortschritt entspricht. Man wird dabei freilich nicht übersehen dürfen, dass niedrigere, also der Annahme nach ältere Formen sehr wohl neben entwickelteren weiter im Gebrauch bleiben konnten. Hierfür bieten die trogähnlichen Schiffsformen ein treffendes Beispiel. Derartige Einbäume sind nicht nur in Schlesien, sondern auch weit über seine Grenzen hinaus häufig in der Erde gefunden worden. Einige sind gewiss schon recht alt. Die Kähne der schlesischen Holzflösser, der Matätschebauern, hatten aber die gleiche Form. Sie wurden am Ende der Fahrt, in Schlesien oder Brandenburg, verkauft, um dann noch lange verwendet zu werden. Auch in England sollen Boote von dieser Form heute noch zu Ausflügen auf dem Wasser sehr beliebt sein.

Als urtümlichste Form dürften die Fahrzeuge anzusehen sein, die durch Aushöhlung eines vollrunden Stammes gewonnen wurden. Sie sollen nachstehend als Einbäume im engsten Wortsinne bezeichnet werden. Zur Herstellung verwendete man ziemlich lange Stücke eines Stammes vom Wurzelhals bis zum Ansatz der ersten starken Äste, wo eine erhebliche Verjüngung beginnt. In diesen Klotz wurde unter Erhaltung je einer, den Schiffsraum an den Enden abschliessenden Wand ein etwa 60 bis 80 cm breiter Schlitz eingearbeitet. Durch die Öffnung wurde das Stamminnere bis auf eine Wandstärke von 8 bis 10 cm ausgehöhlt.

Auf höherer Stufe stehen die Fahrzeuge, zu denen nur der halbe Stamm verwendet worden ist, die Tröge. Zu ihrem Bau muss die Erkenntnis geführt haben, dass grosse Höhe der Borde über der Wasserlinie das Eigengewicht des Schiffes erhöht, dass der tote Schiffsraum zwischen ihnen also die Tragfähigkeit vermindert, ohne von besonderem Nutzen zu sein. Sie ähneln in der Form den zu Wirtschaftszwecken heute noch verwendeten Holztrögen oder Mulden.

Noch vollkommener erscheinen die Fahrzeuge, die vorn und hinten im Längenschnitt und in der Draufsicht sich verjüngende Umrisslinien, wie unsere moderne Schiffsförmigen, zeigen. Sie haben häufig aus dem Ganzen gearbeitete Querwände, sogenannte Schotten. Die Beispiele dieser Gruppe sollen in den weiteren Ausführungen Kähne genannt werden.

Die höchste technische Stufe endlich stellen Schiffe dar, welche noch ausserdem Ansätze eines Kiels oder sonst entwickeltere Formen aufweisen. Sie sind im Folgenden als Boote aufgeführt.

Überhöhungen der Borde durch aufgeklinkte Planken haben sich an den in Schlesien gefundenen Einbäumen bisher nicht nachweisen lassen.

Bei der Beschreibung der Fahrzeuge kann ich mich kurz fassen, weil alle wesentlichen Einzelheiten aus den masstabgerecht gezeichneten Abbildungen ersichtlich sind. Soweit die Originale noch vorhanden sind, habe ich sie selbst mit möglichster Genauigkeit vermessen. In den anderen Fällen mussten die bei den Akten des Museums befindlichen Zeichnungen und Massangaben als Ersatz dienen.

I. EINBÄUME

Die plumpe Form dieser Fahrzeuge macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, dass man mit ihnen nur ruhige Altwässer befahren hat. Höchstens war im Stromlaufe selbst ein vorsichtiges Staaken längs der Ufer möglich. Immerhin aber lag die Möglichkeit vor, durch Belasten des einen Endes das Vorderteil so aus dem Wasser herauszuheben, dass eine ziemlich scharfe Wasserlinie sich ergab, die für die Fortbewegung nicht allzuviel Kraftaufwand erforderte.

Frauendorf Kr. Oppeln

Im November 1909 wurde beim Bau der Schleppzugsschleuse 6 m tief ein aus einem Eichenstamm gefertigter Einbaum gefunden. Er lag ungefähr in der Richtung des Oderlaufes und nur etwa 20 m vom Ufer entfernt. Seine Bergung und Konservierung erfolgte unter der Aufsicht des Herrn Regierungsbaumeisters Adameit. Im folgenden Frühjahr wurde er zu Wasser auf einem Prahm der Strombauverwaltung nach Breslau geschafft und durch die Museumsdirektion vorläufig in einem eigenen Schuppen bei dem Pumpwerk am städtischen Hafen untergebracht.

Seine Länge beträgt 12 m. Die grösste Breite am hinteren Ende misst 1,50 m und die Höhe 1,20 m. Vorn sind diese Abmessungen 0,75 m und 0,95 m. Der Stamm ist wahrscheinlich vor der Bearbeitung von der Rinde befreit, sonst aber aussen unbearbeitet gelassen worden. Die Höhlung folgt der

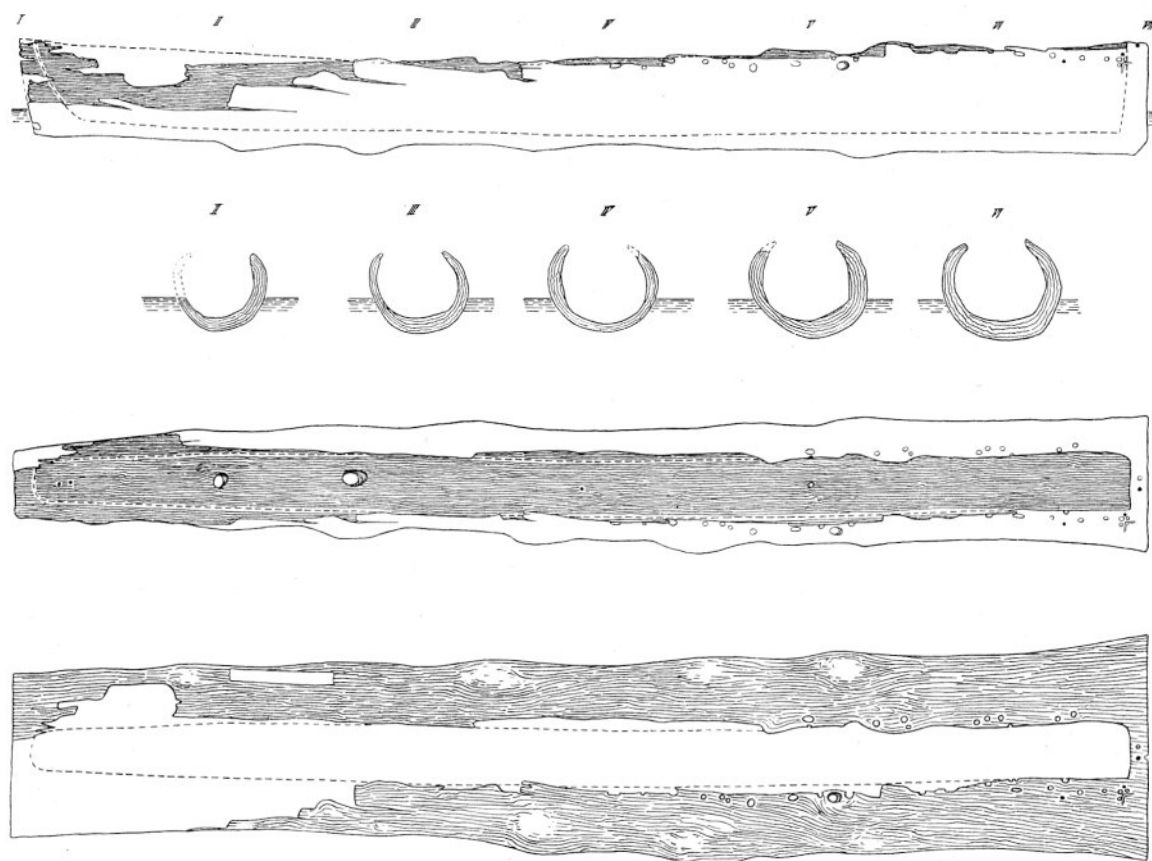


Abb. 2. Einbaum aus Frauendorf. 1:80

Aussenseite so, dass eine ungleichmässige Wandung von 8–12 cm stehen geblieben ist. Das Vorderteil war bei der Auffindung beschädigt worden, liess sich aber aus den erhaltenen Bruchstücken so ergänzen, dass über die Form kein Zweifel möglich ist. Eine Abschrägung am Heck erweckt den Eindruck, als sei sie die Spur eines Kerbs vom Fällen des Stammes. Ausserdem ist hier in der Aussenwand des Spiegels nahe über dieser Abschrägung ein viereckiges Loch von geringer Tiefe scheinbar eingestemmt. Seine Bestimmung ist nicht erkennbar. Vielleicht ist es durch Ausfaulen entstanden. Schliesslich sind in ungleichen Abständen vom Bordrande und von einander an beiden Borden durchgehende Löcher eingelassen, die zum Teil paarweise stehen. Man denkt dabei unwillkürlich an Dollenlöcher. Diese Deutung ist jedoch nach Aussage eines Sachverständigen bestimmt zu verwerfen, da Dollenhölzer bei der geringen Wandstärke nicht den unbedingt nötigen Halt gefunden hätten. Viel eher ist an Pflöcke zu denken zum Anhängen von Netzen, Kleidern oder Jagdbeute. Dagegen können in der oberen, ziemlich starken Dicke des Spiegels die beiden Löcher zur Aufnahme von Dollen gedient haben. In einem steckt noch ein abgebrochener Zapfen. Ein zwischen die eingesteckten Hölzer gelegtes Ruder würde ermöglichen, den Einbaum durch Wriggeln — fischschwanzähnliches Hin- und Herbewegen des Ruderblattes — vorwärts zu treiben. Im Boden finden sich neben zwei grösseren, durch Ausfallen von Astkernen entstandenen Löchern noch vier kleinere, wahrscheinlich gebohrte. Drei davon sind durch Zapfen verschlossen. Sie haben vielleicht zur Bestimmung der Wandstärke gedient, wie es heute noch beim Bau der Schweizer Einbäume geschieht. Dort werden nämlich von den Zimmerleuten in den äusserlich fertig bearbeiteten Klotz von aussen Löcher gebohrt, so tief als die Wandung dick werden soll. Von innen wird dann das übrige Holz mit Äxten, deren Schneiden hackenähnlich gestellt sind, bis an diese Löcher heran weggeschlagen. Die Stärke der Wandung wird im übrigen durch das Gefühl zwischen den gleichzeitig innen und aussen entlang

streichenden Händen bestimmt. Nach Fertigstellung des Einbaums werden die Löcher durch Pflöcke, meist aus Taxusholz, geschlossen.

Die Zeichnung gibt den Einbaum in den Längs- und Querschnitten, sowie in der Draufsicht wieder. Ausserdem ist darunter der bis zur Wasserlinie abgerollte Mantel dargestellt, um die Anordnung der Löcher an den beiden Borden unverkürzt zu zeigen. Die Gesamtansicht zeigt das Bild an der Spitze dieses Aufsatzes. Das Eigengewicht des Einbaumes ist auf 3500 kg berechnet. In der Zeichnung ist die Wasserlinie überall für das unbelastete Schiff eingezeichnet. Bei einer Belastung mit 3000 kg würde der Tiefgang sich um 23 cm vermehren, d. h. der Einbaum würde dann ungefähr zur Hälfte eintauchen.

Welche Werkzeuge bei der Aushöhlung benutzt worden sind, lässt sich wegen der starken Verkohlung der Flächen nicht mit Sicherheit sagen. Die Innenflächen der Wandungen und des Spiegels stossen in einer ziemlich scharfen Linie zusammen. Das würde zunächst auf Metallwerkzeuge schliessen lassen. Doch erscheint nicht ausgeschlossen, dass sich eine solche Form auch durch Auskratzen mit Steinmessern oder ähnlichem erreichen lässt.

Oswitz Kr. Breslau

Im August 1894 wurde ein Einbaum gefunden, über den die Breslauer Zeitung vom 20. August im Mittagblatt Folgendes berichtet:

„Bei dem gegenwärtigen niedrigen Wasserstand wurde in der Oder ein gesunkener Kahn entdeckt und am Sonnabend durch etwa vierzig Arbeiter gehoben. Er ist 13,50 m lang, 1,10 breit und 0,75 m tief, aus einem riesigen Eichenstamm sehr sauber ausgehöhlt und stammt, wie eine an demselben angebrachte Jahreszahl nachweist, aus dem 14. Jahrh. Er liegt am rechten Oderufer hinter dem Welzschcn Etablissement an der achten Buhne, von der Dampferhaltestelle „Schwedenschanze“ bei Oswitz aus gerechnet.“

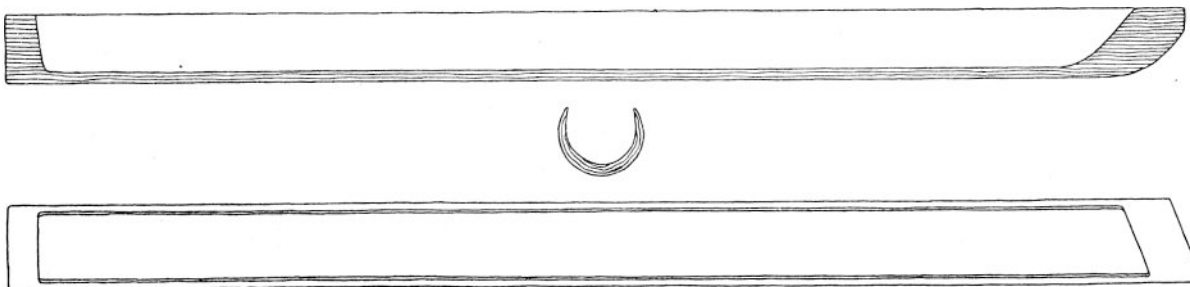


Abb. 3. Einbaum aus Oswitz. 1:100

Dieses Fahrzeug ist nicht aufbewahrt worden. Die hier wiedergegebene Zeichnung, welche das Wasserbauamt an das Berliner Museum abgegeben hat, weist eine Länge von 15,60 m bei 1,10 m äusserem Durchmesser und 0,90 m ganzer Höhe nach. Die Stärke der Wandung in der grössten Breite ist 0,10 m und im Boden 0,15 m, so dass die Tiefe des Innenraumes 0,75 m beträgt. Während das hintere Ende senkrecht zur Längsachse abgeschnitten und die Wandung dort 0,40 m stark ist, zeigt das Fahrzeug vorn, von oben gesehen, eine ungewöhnliche Abschrägung und 0,65 m starke Wandung. Die Zeichnung

gibt zwar über die Form und Grösse des Fahrzeuges offenbar genauere Auskunft, als die vorhandenen Beschreibungen, sie erscheint jedoch stark schematisiert. So zeigt sie für den Kahn auf seiner ganzen Länge eine gleichmässige Breite und Höhe, während man schon mit Rücksicht auf den zum Bau verwendeten Stamm eine Abnahme an Breite und Höhe vom Stammende nach dem Wipfel zu voraussetzen muss.

Doch kann man aus allen erhaltenen Nachrichten sicher folgern, dass das Fahrzeug ein echter Einbaum war. Die Jahreszahl 1409 hatte einer der bei der Bergung beteiligten Arbeiter eingeritzt. Derselbe schlechte Scherz ist übrigens bei dem in der Einbaumstrasse in Breslau gefundenen Boot wiederholt worden.

Für das wirkliche Alter des Fahrzeuges besitzen wir keinen anderen Anhalt, als die Nähe der Schwedenschanze. Diese hat schon am Ende der Bronzezeit und während der älteren Eisenzeit als befestigter Wohnplatz gedient, und es wäre wohl denkbar, dass der Einbaum von ihren damaligen Bewohnern her stammt.

II. FAHRTRÖGE

Derartige Fahrzeuge sind, wengleich selten, heute noch längs der Oder und ihrer Nebenwässer im Gebrauch. Gegen die Mündung hin nehmen sie an Häufigkeit ab. Wie vorher erwähnt, sind sie wahrscheinlich von den polnischen Holzflössern mitgebracht, die sie am Ende ihrer Fahrt an die ansässige Bevölkerung zu verkaufen pflegen. Ob es sich aber um eine spezifisch slavische Fahrzeugform handelt, wage ich nicht zu entscheiden. Die neuzeitlichen Exemplare sind gewöhnlich aus Weichholz (Tanne oder Pappel) hergestellt. Pappelholz gibt auch für Funde insofern einen chronologischen Anhalt, als die Weiss- und Schwarzpappel in Deutschland frühestens zur Römerzeit eingeführt worden ist¹⁾.

Bobernig Kr. Grünberg

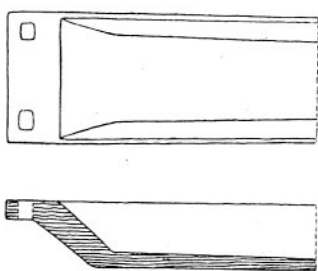


Abb. 4. Bobernig. 1:50

Der Besitzer des Fährhauses an der Oder, Herr Dullin, fand im Jahre 1909 bei niedrigem Wasserstande dicht an der jetzt verlassenen Ochelmündung im Flussbett die Reste eines Kahnens aus Eichenholz. Es war nur noch ein Ende und der Boden erhalten. Er wurde von der Gutsverwaltung Deutsch Wartenberg zunächst geborgen. Da er aber sehr unvollständig war und zu zerfallen drohte, verzichtete man auf seine Erhaltung.

Die ganze Länge bei fehlendem Vorderteil betrug immerhin noch 10,50 m, die Breite des erhaltenen Endes 0,88 m und die Tiefe an dieser Stelle 0,44 m. Aus den Resten war erkennbar, dass das Schiff zu den Trögen gehört hat. In Abb. 4 ist die Form des Endes gezeichnet mit zwei, bei dieser Gruppe stets wiederkehrenden, senkrechten Löchern. Sie sind nach dem gegenwärtigen Zustande nahezu rechteckig gezeichnet, waren aber nach Aussage von Augenzeugen bei der Auffindung rund. Derartige Veränderungen durch Abblättern treten immer bei trocknendem Wasserholz ein, wenn es

¹⁾ Joh. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, Strassburg 1905, S. 230.



Abb. 5. Einbaum vom Hatzfeldtweg bei Breslau

nicht durch Tränken mit verharzenden Ölen dagegen geschützt wird. Die ganze Bearbeitung und die Schärfe der Formen lassen auf Herstellung mit Metallwerkzeugen schliessen.

Der Vater des Finders hat wiederholt bei niedrigen Wasserständen in der Oder ähnliche Funde gemacht. Als verbürgt wurden mir noch zwei Kähne von der gleichen Form genannt, die zu Brennholz zerhackt worden sind. Auch das weiter unten aufgeführte Boot von Bobernig hat Dullin gefunden.

Breslau, Hatzfeldtweg

Am 16. Juli 1908 wurde am linken Ufer der alten Oder am Hatzfeldtwege, 600 m oberhalb der Rosentaler Brücke, gegenüber dem neuen Franziskaner-Kloster der Rest eines trogförmigen Kahnes gefunden. Er lag in der Stromrichtung mit den Borden nahe an der Oberfläche. Der vorhandene Rest mass noch 4,42 m in der Länge, war in der Mitte 0,60 m und am Ende 0,50 m breit, bei einer Bodenstärke von 0,10 m. Dem Bruchstück nach zu urteilen, handelte es sich hier ebenfalls um einen Fahrtrog. Wegen des schlechten Erhaltungszustandes wurde auf seine Bergung verzichtet.

Cosel Kr. Cosel

Im April 1887 wurde beim Bau der Vorgrabenbrücke in einer Tiefe von 7,50 m auf sehr grobem Kiese, „wie ihn gegenwärtig die Oder garnicht mehr führen kann“ (Bericht

von Herrn Baurat Wegener), mit dem Boden nach oben gerichtet, ein trogförmiger Kahn aus Eichenholz gefunden. Seine Länge mass 7,34 m, die Breite hinten 0,66, vorn 0,52 m. Am Heck waren zwei, vorn ein Schlitz in den wagrechten Endflächen. Man wird sie als ausgebrochene Löcher ansehen dürfen, die zur Anbringung eines Haltetaues oder zum Tragen über Land gedient haben.

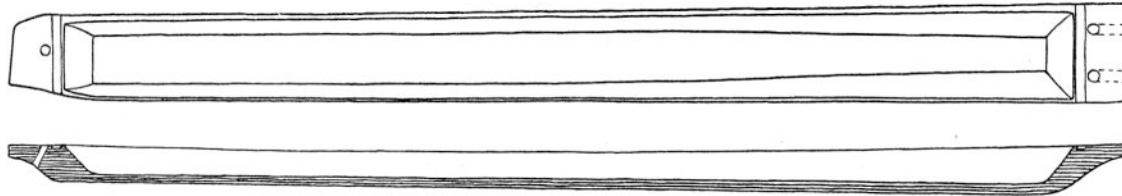


Abb. 6. Einbaum aus Cosel. 1:50

Im Fundbericht wird erwähnt, dass 15 m weiter stromab und 1,50 m tiefer, als der Kahn lag, im groben Kies ein durchbohrter Syenithammer — Form, wie Schles. Vorz. N. F. III S. 20 Fig. 67 — gefunden worden sei. Dieser Umstand lässt sich aber wegen der Unsicherheit der gegenseitigen Beziehungen nicht für Schlüsse auf das Alter des Kahnens verwerten. Vielmehr beweisen die Spuren einiger zu tief geführten Hiebe in der Abschrägung der Unterseite des Hecks, dass der Kahn mit Metalläxten bearbeitet worden ist.

Die Reste des Einbaums werden im Breslauer Museum aufbewahrt. Der Steinhammer ist dem Berliner Museum für Völkerkunde überwiesen worden.

Doberwitz Kr. Glogau

Mitte Juli 1907 wurde 400 m unterhalb des Doberwitzer Fährhauses durch den Bagger der Strombauverwaltung ein trogartiger Einbaum von Eichenholz aus dem Oderbette gehoben. Er war ursprünglich 8 bis 10 m lang, am hinteren Ende 0,82 m, im Boden 0,60 m breit und 0,32 m tief. Die Form glich auffallend dem Einbaum von Bobernig, mit dem sie auch die beiden Löcher am hinteren Bordrande gemeinsam hat. Für die Zeitbestimmung wichtig ist der Umstand, dass in unmittelbarer Nähe der Hebungsstelle am linken Oderufer ein slavischer Burgwall liegt. Wegen des schlechten Erhaltungszustandes wurde von einer Aufbewahrung des Fahrzeuges abgesehen.

Glogau Kr. Glogau

Im Herbst 1906 wurde durch den fiskalischen Bagger ein grosses muldenförmiges Stück Eichenholz gehoben und einstweilen im Hafen aufgestellt. Bei einer Besichtigung hatte der Verfasser den Eindruck, dass das Stück zu einem Fahrzeug gehört haben kann. Ein viereckiges Loch im Boden lässt jedoch seine Verwendung zu technischen Zwecken, z. B. als Mühlgerinne auch nicht als ausgeschlossen erscheinen.

III. KÄHNE

Der Bau dieser Fahrzeuge weist schon feinere Linien auf. Die vielfach bei ihnen auftretenden Schotten erfordern eine grössere Geschicklichkeit in der Holzbearbeitung. Dass

sie einer höheren Entwicklungsstufe entsprechen, beweist auch ihr Weiterbestehen bei der nächsten Gruppe.

Brandschütz Kr. Neumarkt

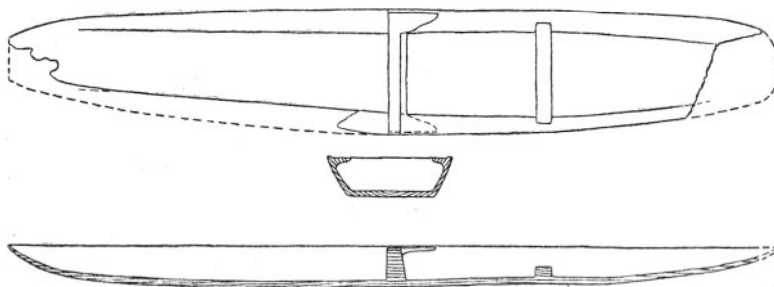


Abb. 7. Einbaum aus Brandschütz. 1:50

Im Februar 1902 wurde im Brandschützer See, einem verlassenen Altwasser der Oder, ein ziemlich stark verwitterter Eichenholzkahn gefunden und von Herrn Rittergutsbesitzer Walter Frey dem Breslauer Museum überwiesen. Er hat jetzt noch

4,90 m Länge und eine grösste Breite von 0,82 m bei 0,50 m Bodenbreite. Die Verschmälerung nach beiden Enden zu deutet auf die Annäherung an neuzeitliche Formen. Die Schotten sind von verschiedener Höhe und dienen wahrscheinlich zur Verstärkung. Besonders wichtig ist das Auftreten deutlicher Spuren der Bearbeitung. Während die Flächen der Schotten mit einem Flachbeile von halbrunder, etwa 8 cm langer Schneide beschlagen sind, ziehen sich senkrecht zur Längsachse über die inneren Schiffswände etwa 7 cm breite, flachrunde Rinnen, zwischen denen niedrige Grate stehen geblieben sind. Man muss annehmen, dass sie durch sehr sorgfältiges Ausschaben entstanden sind. Das dazu benützte Beil hat wahrscheinlich eine quer zum Stiel gestellte bogenförmige Schneide besessen. Dieselbe Art der Flächenbearbeitung beschreibt E. Krause a. a. O. S. 12 bei einem Kahne aus Pollenzig Kreis Krossen. Vielleicht sollte dadurch das Ausgleiten in dem feuchten Schiffe vermieden werden.

Dombrowka Kr. Oppeln

Beim Ausheben eines Wiesengrabens im Jahre 1904 wurde ein Kahn nördlich vom Schlosse unweit des Odertal-Höhenrandes aufgedeckt und durch den Besitzer, Freiherrn von Teichmann und Logischen, geborgen. Der Kahn misst bei 3,90 m Länge in der Mitte 0,70 m obere Breite, ist hinten breit muldenförmig und vorn etwas schmaler und schärfer. In der Mitte ist ein Schott in voller Höhe aus dem Ganzen gearbeitet. Der Boden ist innen und aussen in der Querrichtung vollkommen flach und steigt nach beiden Enden zu an. Das Holz ist weich, wahrscheinlich Pappel.

Der Kahn lag auf einer Seite und so, als ob er an einem schräg sich abböschenden Ufer auf Grund geraten und mit Sand und Schlamm bedeckt worden wäre. Die Form ist entschieden die eines Kahnes, das verwendete weiche Holz deutet auf seine Entstehung in neuerer Zeit. Er wird im Schlosse in Dombrowka aufbewahrt.

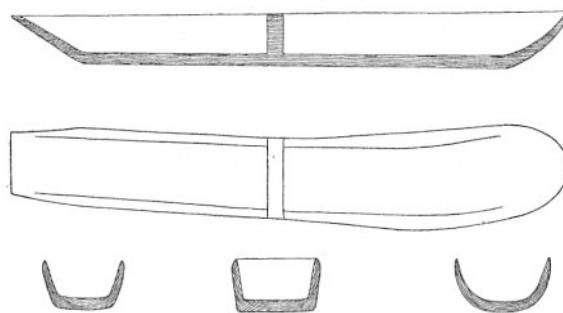


Abb. 8. Einbaum aus Dombrowka. 1:50

Köben Kr. Steinau

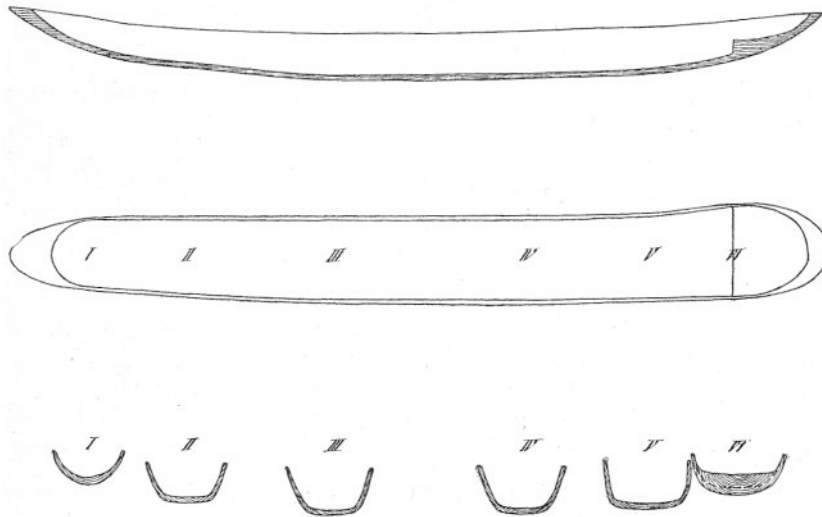


Abb. 9. Einbaum aus Köben. 1:50

und hat sogar seine Schwimmfähigkeit bewahrt. Nur die Enden sind etwas beschädigt und in der Abbildung ergänzt worden.

Im Juni 1900 fand der Schiffer Julius Hahn in Köben an der jetzigen Fähreim Oderbette einen ausgehöhlten Eichenkahn. Er wurde gehoben und vom Breslauer Museum erworben. L. 4,90 m, Br. vorn 0,62, hinten 0,49 m, Tiefe etwa 0,27 m. Im Heck eine sitzartige Stufe. Der Kahn ist ungewöhnlich gut erhalten

Koppitz Kr. Grottkau

In dem prächtigen Schlosspark des Grafen Schaffgotsch sind die Reste eines Ein Kahnens aufgestellt, von dem Herr Forstmeister Knapp folgendes berichtet: „Der fragliche Kahn ist vor acht Jahren (1903) beim Ufereinbau in der Neisse im Breitenstücker Forste ca. 5 m tief in einem Kieslager vorgefunden worden. Beim sogen. alten Schlosse, ca. 300 m von dem Fundort entfernt, soll man vor Jahren Hufeisen, Handschellen und Äxte beim Planieren des Wallgrabens gefunden haben. Der Kahn ist aus einem Eichenstamme gezimmert.“

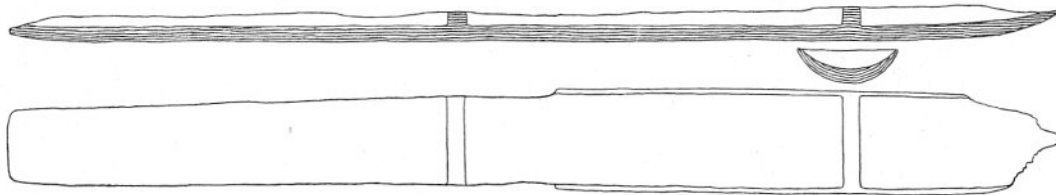


Abb. 10. Einbaum aus Koppitz. 1:60

Er ist 8,34 m lang und hat an dem besterhaltenen Schott eine obere Breite von 0,81 m. Nach den vorhandenen Resten scheint er ursprünglich bei grosser Breite nur geringe Tiefe gehabt zu haben und sehr plump gewesen zu sein. Man konnte sich damit gewiss nur auf ruhiges Wasser wagen. Vielleicht ist die alte, unregelmäßige Neisse mit ihren Nebenarmen dazu geeigneter gewesen, als heutzutage. Da das Fahrzeug im Freien liegt und gegen die Einflüsse der Witterung nicht gesichert ist, hat es schon stark gelitten.

Neusalz Kr. Freystadt

Am 14. Juli 1911 wurde unweit Neusalz in der Oder bei km 429,3 ein Einbaum gefunden. Herr Dehmel in Neusalz teilte dies noch am selben Tage der Verwaltung des Museums mit. Das Wasserbauamt stellte für die vorliegende Arbeit eine Handskizze zur Verfügung, nach der die folgende Zeichnung gefertigt ist.

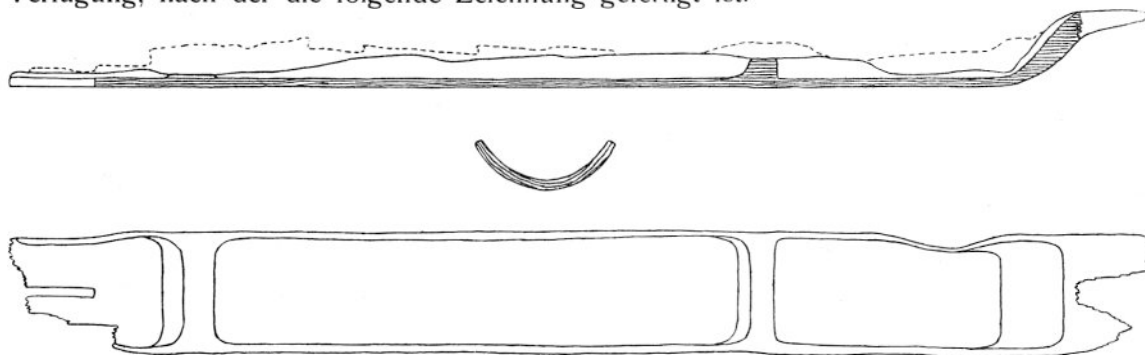


Abb. 11. Einbaum aus Neusalz. 1:50.

Nach Auskunft des Wasserbauamtes ist das aus einer Eiche gezimmerte Fahrzeug in sehr schadhaftem Zustande. Das Vorderteil fehlt, das Hinterteil ist höher als die Seitenwände, die nur noch teilweise vorhanden sind. Im Inneren des Einbaumes befinden sich bankartige Erhöhungen und im Vorderteil ein etwa 45 cm langer Schlitz. Das Boot ist jetzt noch 7,70 m lang, 0,80 m breit und 0,25 m tief mit etwa 5 cm starken Wänden. Die Schotten haben, wie bei Brandschütz und Roschowitzwald nicht bis in Bordhöhe gereicht. In jeder der drei durch die Schotten gebildeten Abteilungen findet sich ein von aussen eingestemmtes Loch von etwa 4 zu 5 cm innerer und 5 zu 6 cm äusserer Weite zur Bestimmung der Bodenstärke (s. S. 19). Das erste ist ausgebrochen. Die beiden anderen sind noch durch Pflöcke verschlossen. Über dem mittelsten ist eine dünne Holzschicht teilweise stehen geblieben.

Das Neusalzer Boot wurde dem Verkehrsverein Glogau für sein künftiges Ortsmuseum überlassen. Eine photographische Aufnahme des Bootes an seiner Fundstelle bringt das Oktoberheft der Zeitschrift Schlesien.

Roschowitzwald Kr. Cosel

Dieser Kahn wurde im Sommer 1910 in der Oder bei km 81,5 gefunden und im Coseler Oderhafen aufgestellt. Er ist jetzt dem Museum in Gleiwitz überwiesen worden.

Seine Bordwände sind fast ganz verloren gegangen. Er weist in diesem Zustande noch eine Länge von 6,32 m bei 80 cm grösster Breite auf. Drei Schotten von 18, 15 und 10 cm Stärke und 13, 16 und 18 cm Höhe lassen eine sehr geringe Tiefe vermuten. Hinter dem letzten Schott ist der Boden innen verstärkt stehen geblieben, wie es der Längenschnitt zeigt. Der Kahn ist aus Eichenholz gefertigt und anscheinend von der Rinde befreit worden. Nur in einzelnen Vertiefungen hat man dieselbe zur Erzielung einer ungeborenen Aussenfläche belassen und nur geglättet.

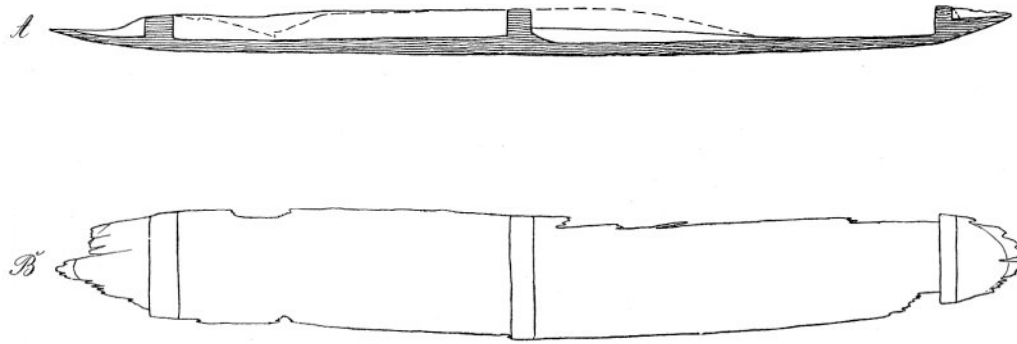


Abb. 12. Einbaum aus Roschowitzwald. 1:50

Saabor Kr. Grünberg

Der XXXII. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur v. J. 1834 enthält S. 46f. einen Bericht des Pastors Schade in Saabor über einen dort gefundenen Einbaum, der mit Auslassung des Unwesentlichen hier wiedergegeben sei:

„Vor mehreren Monaten wurden im Torfmoore bei Saabor in einer Tiefe von 3 Fuss (0,94 m) zwei Kähne gefunden, von denen der kleinere, 12 Fuss (3,765 m) lang, von den Torfgräbern zertrümmert, der grössere aber, 23 Fuss (7,22 m) lang, ziemlich unversehrt herausgefördert ward. . . Was nun den in Rede stehenden Kahn anlangt, so ist er schon seiner Form wegen bemerkenswert. Diese hat nämlich eine auffallende Ähnlichkeit mit den Canots der Eskimos, so wie er auch einigermaßen an die Kähne erinnert, die man heute noch im Spreewalde sieht. Unser Kahn besteht aus einem einzigen Baumstamme, dessen Holzart sich zwar nicht mit Bestimmtheit erkennen lässt, doch aber der Eiche am nächsten zu kommen scheint. Die sogenannte Kaffe (Bug oder Heck) des Kahns ist 20 Zoll (0,52 m) lang. Dann fängt der innere Aushieb an, der bis $9\frac{1}{2}$ Fuss (2,98 m) beträgt und auf welchem eine Erhöhung von $7\frac{1}{2}$ Zoll (0,195 m) geblieben ist. Diese angegebene Länge bildet den halben Baumstamm; die andere Hälfte ist ebenso konstruiert. Die eigentliche Tiefe des Kahns beträgt etwas über 8 Zoll (0,21 m), die Breite in der Mitte 2 Fuss (0,63 m) und die Stärke in der Mitte ist jetzt noch 2 Zoll (0,05 m), nach den Seiten hin schwächer. Der Kahn ist nicht zum Stehen, sondern zum Sitzen eingerichtet. In ihm befand sich eine noch gut erhaltene Urne (Topf ohne Henkel), ganz von der Masse und Form, wie sie in hiesiger Gegend vielfach als sogenannte heidnische Totenurnen gefunden werden; doch trägt er keine Spuren im Innern, die etwa auf seine Verwendung zum Kochen schliessen liessen; wahrscheinlich wurden in ihm nur flüssige Speisen oder Getränke für die Fischer aufbewahrt. Auch lagen im Kahne selbst ausser einem Stückchen von einem Ruder noch einige angebrannte von Holz, welches noch einen ausserordentlich frischen, schönen Glanz hat und vielleicht zum Leuchten in der Nacht gedient haben mag.

Der Kahn steht gegenwärtig in einem Zimmer des obersten Stockwerkes des Schlosses in Saabor. Eine Zeichnung desselben wurde mitgeteilt. Vielleicht findet er bald einen geeigneteren Standort, wo er der atmosphärischen Luft weniger ausgesetzt ist und das Aufblättern und Entrollen der dichten Holzschichten, und somit das allmähliche Zerfallen und Auflösen dieses interessanten Fundes, nicht mehr in dem Masse, wie bisher, beschleunigt wird.“

Der Wunsch des Berichterstatters ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Nach den Akten des Landratsamtes Grünberg, betr. Altertümer und Denkmäler war der Kahn noch 1858 vorhanden. Inzwischen aber ist er mit seinen Begleitfunden verschollen. Damit ist die bisher einzige Gelegenheit dahin, Begleitfunde zur Altersbestimmung eines Einbaumes nutzbar zu machen.

Nach der etwas unklaren Beschreibung scheint es, dass der Kahn ein Schott gehabt hat.

Zehrbeutel Kr. Sagan

Über einen im Saganer Museum aufbewahrten Einkahn berichtet dessen Vorsteher, Herr Lehrer Michael:

„Der Einbaum wurde am 30. Juni 1907 beim Ablassen des Wassers in der grossen Tschirne (in Zehrbeutel fliessen die grosse und die kleine Tschirne zusammen) etwa 200 m oberhalb der Mühle in Zehrbeutel gefunden. Das Boot lag etwa 1 m unter dem Wasserspiegel und steckte zum Teil in dem moorigen Ufer. Der hervorstehende Teil wurde bei der Bergung abgebrochen. Am folgenden Tage kam ich nach Zehrbeutel und brachte den Kahn in das hiesige Museum.“

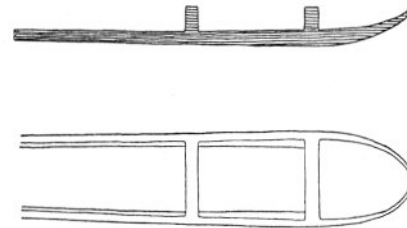


Abb. 13. Zehrbeutel. 1:50

Der Rest ist jetzt noch 2,62 m lang und gegen das Ende zu 0,52 m breit. Die Bauart ist aus der Zeichnung zu ersehen.

IV. BOOTE

Die Ausbildung eines Kiels, der neben der neuzeitlichen Form der Fahrzeuge das vornehmste Kennzeichen dieser Gruppe ist, kann natürlich nur mit der Beschränkung erfolgen, die durch den rohen Klotz vorgeschrieben wird. Es wird sich also im wesentlichen um eine Zuschärfung des Vorderteiles an der Stelle handeln, wo beim heutigen Boote der Kiel liegt, und wo ein gutes Stück des Klotzes beseitigt werden muss.

Bobernig Kr. Grünberg

Im Jahre 1904 fand der Fährmann Dullin in der Oder bei der alten Ochelmündung ein nur 3,12 m langes Boot aus Eichenholz, dessen grösste Breite zwischen den Borden 0,715 m und dessen grösste Tiefe 0,24 m betrug. Es wurde zunächst von dem Spediteur Brodtmann in Neusalz gekauft und von ihm später dem Breslauer Museum geschenkt.

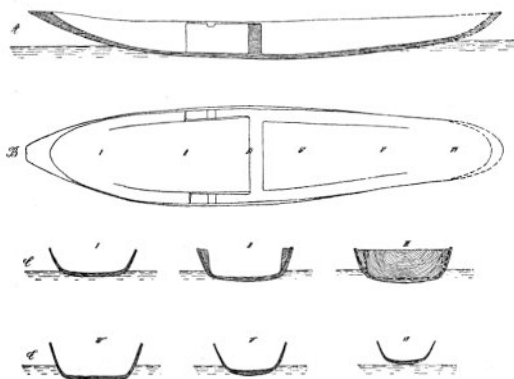


Abb. 14. Einbaum von Bobernig. 1:50

Wie aus der nebenstehenden Abbildung hervorgeht, zeigt die Ansicht von oben eine feine, von unseren Segelbooten wenig abweichende Umrisslinie. Auch der Längenschnitt entspricht diesem Eindruck. Die Querschnitte allerdings zeigen, dass es noch flachbodig gebaut ist und noch keine Andeutung eines Kieles hat. Eine auffallende Erscheinung ist die Anbringung von zwei Bordverstärkungen ausser dem Querschott. Sie liegen zwischen den Querschnitten II und III unterhalb einer nur 2 cm hohen, zierlichen Weiterführung der Bordkante. In ihre Oberfläche ist je eine flache Vertiefung eingelassen, die wie die Lager einer querschiffs zu legenden Latte erscheinen. Ob hier ein Sitz gelegen hat,

für eine Person, ist nicht sicher zu sagen. Die Bordkante ist an den Verstärkungen durch eine flache Vertiefung in der Oberfläche abgeflacht, die als Lager für eine quer verlaufende Latte dienen könnte. Ob hier ein Sitz gelegen hat,

oder ob irgend eine Einrichtung zur Anbringung von Segeln vorgesehen war, entzieht sich der Beurteilung. Es erscheint auch kaum möglich, dass das Boot gesegelt worden ist, da es aus Mangel an einem Kiel schwerlich steif genug war und nichts für das Vorhandensein eines Schwertes spricht.

Breslau, Gröschelbrücke

„Beim Bau der Unterschleuse, etwa 150 m oberhalb der Gröschelbrücke wurde im August 1895 etwa 30 m südlich der Alten Oder in einer Tiefe von 4,17 m unter der Erdoberfläche ein Boot gefunden. Es lag in Sand gebettet fast wagrecht auf einer Kiesschicht von NW. nach SO. gerichtet, also ungefähr in derselben Richtung, wie die in jener Gegend bei den Erdarbeiten in grosser Zahl aufgedeckten Eichenstämme. Der Bug zeigt ein rundes, etwa 3 cm im Durchmesser haltendes Loch, wohl zur Aufnahme eines Seiles, mit dem das Boot beim Landen am Ufer befestigt wurde.“ (Nach einem Bericht der Schles. Ztg. v. 23. 8. 1895.)

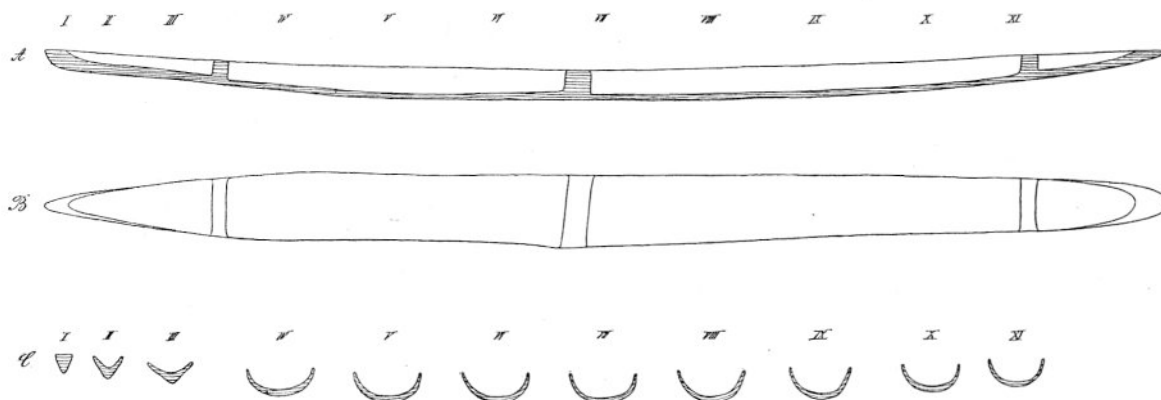


Abb. 15. Einbaum aus Breslau. 1:70

Das Boot ist jetzt im Museum aufgestellt. Es besass bei der Aufdeckung eine Länge von etwa 10 m bei 0,70 m grösster Breite und 0,26 m grösster Tiefe. Der innere Raum wird durch drei unregelmässig verteilte Schotten unterbrochen. Das mittelste verläuft schräg zur Längsachse des Bootes. Dies ist wahrscheinlich durch den Knorren eines starken Astes begründet. Der Ast selbst war an der Backbordseite erst beim Bootsbau entfernt worden. Der schräge Fasernverlauf im Inneren bereitete aber der Aushöhlung Schwierigkeiten und verursachte die schiefe Richtung des Schotts. Unterhalb dieser Aststelle war ausserdem der Stamm etwas eingezogen, wie man das häufig beobachten kann. Hier ist nun entweder gleich beim Aushöhlen oder erst beim Gebrauch der Bord ausgebrochen und hat durch eine Planke ausgebessert werden müssen; darauf scheinen wenigstens eine Ausklinkung des Randes und mehrere Pflocklöcher zu deuten. Die Abb. 15 gibt die Formen des Bootes im Längenschnitt A, der Draufsicht B und in den Querschnitten C wieder. Sie zeigt zugleich die trotz der natürlichen Unregelmässigkeiten des verwendeten Eichenstammes ausserordentlich schlanke Form des Bootes, die sich der Form der Rennboote nähert. Die Draufsicht scheint den Umrissen des Hechtes nachgebildet, die auf schnellstes Durch-

schneiden des Wassers berechnet sind. Aber auch der Längenschnitt in Verbindung mit den Querschnitten, die von III nach I ansteigend eine kielähnliche Zuspitzung zeigen, lässt einen grossen Fortschritt der Form erkennen. Zweifellos wird man sie als die höchste Stufe der Vollendung ansehen müssen, die bei der Verwendung ganzer Baumstämme zu Schiffszwecken überhaupt erreichbar war.

Auch auf diesem Boote, das der Einbaumstrasse in Breslau den Namen gegeben hat, hatte eine unnütze Hand die Jahreszahl 1400 in die Aussenseite eingeritzt. Die Inschrift wurde aber sofort als Fälschung erkannt.

Doberwitz Kr. Glogau

Im August 1911 fand der Fährmann Hahn aus Nenkersdorf am Doberwitzer Schlossberge dicht bei der Fundstelle des S. 23 erwähnten Troges hinter einer Buhne ein 3,10 m langes, 0,60 m breites Stück eines eichenen Bootes mit den Resten eines Schotts. Die Abbildung gibt einen Rekonstruktionsversuch. Die

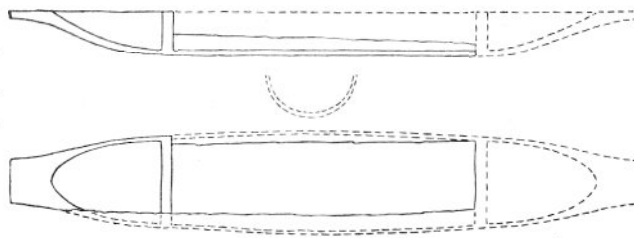


Abb. 16. Doberwitz Kr. Glogau. 1:50

Winkel zwischen Schott und Boden waren mit einer Masse gedichtet, die Schwefel enthält.

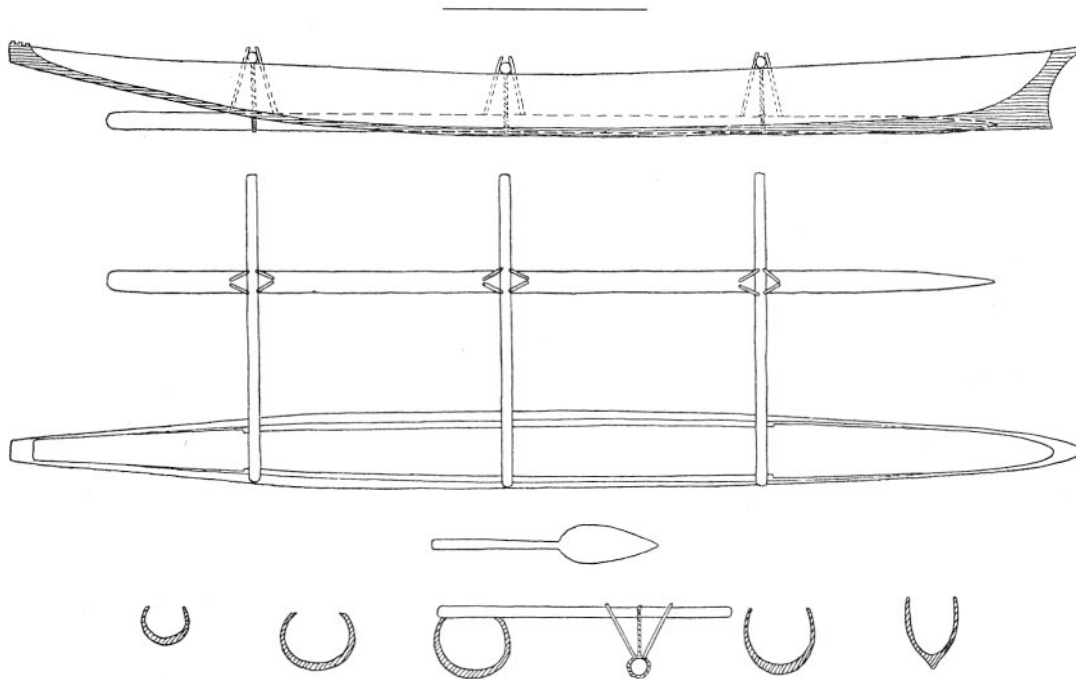


Abb. 17. Samoanischer Einbaum „Soa-tau“. 1:50

Zum Vergleiche möchte ich ein paar Daten über samoanische Einbäume anfügen, die ich bei dem Besuche der Marquartschen Truppe in Breslau 1910 kennen gelernt habe.

Die Samoaner besitzen Einbäume von zweierlei Art. Die kleinen — Pao-pao — sind etwa 4,75 m lang und nur für einen Mann bestimmt. Sie sind so schmal, dass man nur auf einem über die Bordränder gelegten Brett sitzen kann. Die Füsse müssen wegen der Engigkeit des Raumes voreinander gestellt werden. Natürlich haben die Boote Auslieger, da sie auch auf See benutzt werden und selbst auf stillen Binnengewässern sonst kaum zu gebrauchen wären.

Die grösseren Boote von derselben Form und Bauart — Soa-tau — sind etwa 7 m lang und für eine Besatzung von 3 bis 4 Leuten bei ruhigem Wasser bestimmt. Die Zeichnung gibt ein Bild von ihrer Form, der Befestigung des Ausliegers und von den Paddeln, mit denen sie fortbewegt werden. Hier ist deutlich erkennbar, wie der scharfe Vordersteven in einen ebenso scharfen Kiel übergeht. Letzterer reicht natürlich nur soweit, als es die Rundung des Bootes gestattet, die sich dem zum Bau benutzten Stamme eng anschliesst. Das verwendete Holz ist von ungewöhnlicher Härte. Zu grösseren Unternehmungen auf hoher See, z. B. zum Haifisch- und Bonitofang, werden keine Einbäume, sondern grosse Boote — Vaa-alo — benutzt, die aus Planken zusammengenäht sind, ähnlich den nordgermanischen Booten der späteren Völkerwanderungszeit. So zeigt das Beispiel dieser Insulaner, wie das Bedürfnis nach seetüchtigen Fahrzeugen den Übergang zum Plankenboote herbeiführt.

Dass dieser Schritt schon frühzeitig auch bei uns in Schlesien gemacht worden ist, lehren uns zwei Funde. Auf dem Grundstück Tschepiner Strasse 11 in Breslau ist im Jahre 1904 beim Bau eines Hauses, 1,70 m unter dem Niveau der Strasse, ein etwa 10 m langer und 1,40 m breiter aus Planken zusammengesetzter, leider aber wieder verschütteter und überbauter Eichenkahn gefunden worden. In unmittelbarer Nähe zeigten sich zwei Reihen Pfähle, die sich bei einem Abstände von 1,20 bis 1,50 m in der Richtung von NNW. nach SSO. ungefähr 20 m weit verfolgen liessen und ohne Frage zu einer alten Oderbrücke gehört haben. Der heutige Oderlauf ist aber von dieser Stelle 400 m entfernt, und soweit die geschichtliche Überlieferung zurückreicht, d. h. mindestens seit dem 13. Jahrhundert, fliesst sie in ihrem jetzigen Bette. Der Kahn an der Tschepiner Strasse dürfte demnach aus der Zeit vor dem Mongoleneinfall stammen. Ein zweiter Fall liegt aus Bobernig Kr. Grünberg vor. Dort sind unterhalb des sogen. Schlossberges, einer vorgeschichtlichen Niederlassung, die Reste eines prahmartigen Schiffes zum Vorschein gekommen.

Max Hellmich

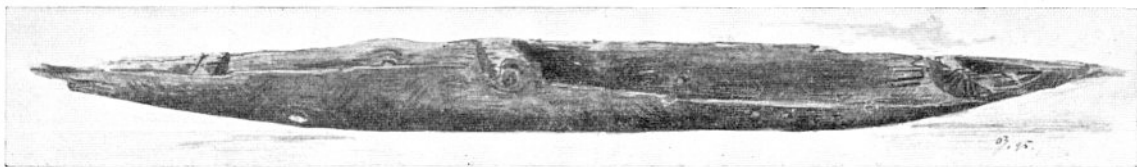


Abb. 18. Einbaum aus Breslau, Gröschelbrücke.

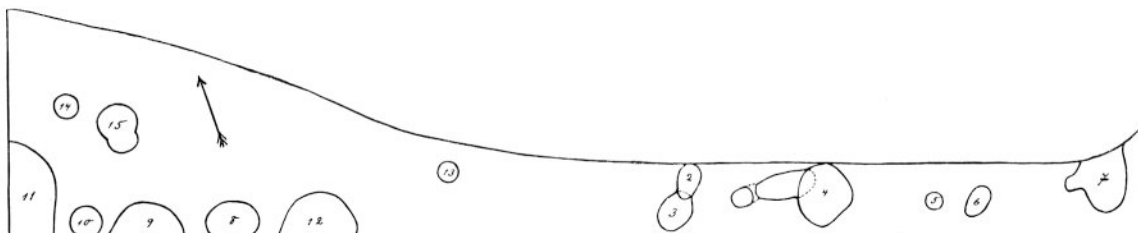


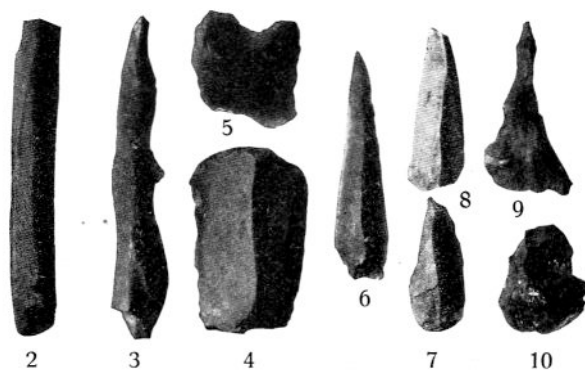
Abb.1. Planskizze des Ausgrabungsfeldes. 1 : 500

AUSGRABUNGEN IN OTTITZ BEI RATIBOR

Bei der Kolonie Ottitz, 2,5 km südwestlich von Ratibor, liegt ein Hügelland, welches den Westrand des dort 4 km breiten Odertales bildet und sich bis zu 10 m über die vorgelagerte Flussniederung erhebt. Die Anhöhen bestehen aus fluvioglacialen Sanden und Kiesen, überlagert von einer bis 3 m und darüber mächtigen Lössdecke. Die letztere wird seit einer Reihe von Jahrzehnten als Material zur Ziegelfabrikation abgebaut. Am oberen Rande der Schachtgruben erscheinen nun hier und da mit schwarzem Boden gefüllte Vertiefungen, die sich scharf und deutlich von der gelben Lösswand abheben und allerlei Kulturreste, insbesondere Mengen von Scherben und geschlagenen Feuersteinen enthalten. Das Verdienst, diese Gruben zuerst als Überreste einer steinzeitlichen Ansiedlung erkannt zu haben, gebührt dem 1894 verstorbenen Oberstleutnant a. D. Stöckel in Ratibor. Er hat seine Beobachtungen in ausführlichen Fundberichten niedergelegt und Tausende von Artefakten gesammelt, die er sämtlich dem Breslauer Museum überwies. Veröffentlichungen von seiner Hand enthalten diese Zeitschrift, Bd. III S. 403 und 477ff. (vgl. auch Bd. V S. 26 und 60) und die Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1881 S. 104 und 187ff.

Seit Beginn der neunziger Jahre flossen die Funde spärlicher, weil die Ziegeleien, bis auf eine, ihren Betrieb einstellten. Gelegentlich fanden noch kleinere Untersuchungen statt, so durch Dr. Mertins 1891 und durch Dr. Seger 1903. Bei einer neuerlichen Besichtigung der Fundstelle im Jahre 1909 kam letzterer zu der Ansicht, dass eine systematische Ausgrabung geboten sei. Die Leitung wurde mir übertragen und nachdem Herr Ziegeleibesitzer Rother seine Zustimmung gegeben hatte, begann ich am 7. September mit der Arbeit. Sie dauerte mit einer kurzen Unterbrechung bis zum 6. Oktober und erstreckte sich auf die ganze noch zum Abbau bestimmte Fläche auf der Südseite der Rother'schen Ziegelei. Im folgenden Jahre 1910 schlossen sich daran noch einige Probegrabungen an verschiedenen Stellen des südlich angrenzenden Ackerlandes der Wrzodekschen Erben.

Abbildung 1 zeigt eine Planskizze der Ausgrabung von 1909. Die gebogene Linie bezeichnet den Rand der bereits ausgeschachteten Ziegelgrube, die rechteckige Linie die Grenze des verfügbaren Geländes. Über diese hinauszugehen war unmöglich, weil für

Abb. 2—9. Flint. 10. Obsidian. $\frac{1}{2}$

die 10 m hohe künstige Endböschung der Ziegelgrube ein 2 m breiter Schutzstreifen aus Sicherheitsgründen unberührt liegen bleiben musste. Das 70 m lange und 5 bis 13 m breite Ausgrabungsfeld wies dreizehn Gruben (Nr. 2—14) auf, die in Abständen von höchstens 9 m, z. T. aber auch sehr dicht bei einander lagen und in Form und Grösse ausserordentlich verschieden waren. Dementsprechend wird auch ihr Zweck verschieden gewesen sein. Zwei zylindrische

Gruben (Nr. 10 und 13) von 2 m Tiefe, die eine 1,20 m, die andre 1,80 m breit, welche an Fundstücken nur drei kleine Scherben und vereinzelt Kohlentelchen enthielten, mögen als Wasserlöcher gedient haben. Bei Regenfällen konnte man sich überzeugen, dass das Wasser in den festen Lössgruben tagelang stehen blieb. Zwei andere Gruben (Nr. 5 und 14) waren glockenförmig und bei einer Breite von 1,30 m und 1,50 m, 1,20 m und 1,50 m tief. Ihrer Form nach würde man sie am ehesten für Abfallgruben halten, wenn nicht der dürftige Inhalt an Kulturresten dagegen spräche. Die Mehrzahl der Gruben war muldenförmig, rundlich und ihren Abmessungen nach wohl geeignet, als Wohngruben angesehen zu werden. Hierfür sprechen auch die häufig darin verstreut liegenden Reste des Wandbewurfs vom Oberbau der Hütten. In einem Falle (Grube 9) bildeten diese noch eine kompakte Masse von rundlicher Form und 1,40 m Durchmesser. Hier war offenbar, wie man auch in Jordansmühl öfter beobachtet hat, die Hütte abgebrannt und in sich zusammengestürzt. Die einzelnen, meist handtellergrossen Lehmfladen sind auf der einen Seite flach, auf der anderen mit Eindrücken parallel verlaufender runder Holzstäbe von etwa 2 cm Dicke und 10 bis 20 cm Abstand versehen. Die Seite mit den Abdrücken lag in der Regel nach unten gekehrt. Dagegen war von Pfostenlöchern trotz eifrigen Suchens keine Spur zu entdecken.

Die enge Nachbarschaft einzelner Gruben legt die Vermutung nahe, dass sie zu verschiedener Zeit angelegt worden sind. Sicher ist dies bei dem in der Mitte des Streifens gelegenen Grubenkomplex. Hier lag zu oberst eine 1,25 m dicke Kulturschicht, unter welcher sich erst die Gruben 2, 3 und 4 von einander abgrenzen liessen, und zwar war zu erkennen, dass Grube 2 in die damals bereits gefüllte 3 hineingegraben war. Die benachbarte Grube 4 schien einen jener in Stöckels Berichten wiederholt erwähnten grabenförmigen Eingänge zu besitzen. Bei genauerer Betrachtung stellte sich aber heraus, dass der vermeintliche Gang in Wahrheit durch zwei eng benachbarte kleine Gruben gebildet wurde, deren oberer Teil sich in der überlagerten Kulturschicht verlor.

Wiewohl die Ausbeute an Steinartefakten sich nicht mit derjenigen der früheren Jahre messen kann, so wurden doch auch diesmal wieder zahlreiche Feuersteinsachen ausgegraben. Ausser Rohmaterial und Arbeitsabfall aller Art fanden sich hunderte von

einfachen, scharfkantigen Spänen, die ohne weitere Zurichtung je nach ihrer Grösse und zufälligen Form als Messer, Bohrer, Schaber, Pfeilspitzen usw. dienen konnten (Abb. 2, 3, 5—9). Seltener sind die ringsum sorgfältig zugestutzten Schaber von der Form der Abb. 4. Geschliffene Flintartefakte wurden nicht gefunden. Von Obsidian wurde diesmal nur ein haselnussgrosses, unbearbeitetes Stück in Grube 4 aufgelesen (Abb. 10). Unter den Geräten aus anderem Gestein stehen der Zahl nach an erster Stelle die durchbohrten Äxte. Sie gehören zu dem einfachen Typus der Arbeitsäxte (Abb. 11—13, 16) und sind durchweg zerbrochen. Die Flachbeile mit und ohne Schaftloch haben sämtlich Hackenform (Abb. 14, 15, 17). Von Meisseln wurde nur ein Exemplar gefunden. (Abb. 19.) Als Schleifsteine dienten ein 11,5 cm langes Schieferartefakt, von dem nur die eine Längshälfte erhalten ist (Abb. 18) und ein 39 cm langer, 18 cm breiter und 11,5 cm dicker grauer Quarzit, dessen Seiten durch den Gebrauch leicht ausgehöhlt und spiegelblank poliert sind. (Vgl. Mertins, Wegweiser, Fig. 40.)

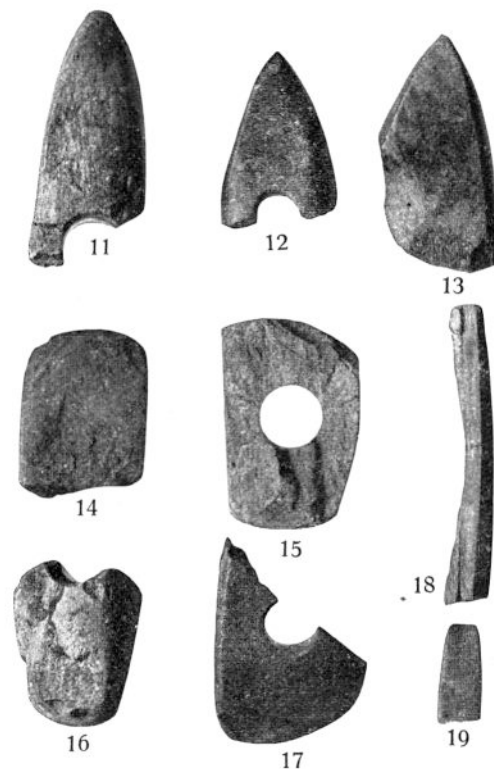


Abb. 11—19. Steingeräte. Etwa $\frac{1}{3}$

Auffällig ist das fast völlige Fehlen von Tierknochen. An bearbeiteten Stücken fand sich nur eine 17,8 cm lange halbe Hirschhornhacke. Die bogenförmige Schneide steht senkrecht zur Schafrichtung (Abb. 20).

Reichlich vertreten ist, wie gewöhnlich, die Keramik. Neben dem groben Kochgeschirr finden sich mittlere und kleine Gefässe mit gut geglätteter Aussen- und Innenseite. Leider ist das meiste so kleiner Bruch, dass sichere Schlüsse auf die Gefässformen nur selten möglich sind. Man erkennt die bekannten pilzförmigen Schalen mit hohlem Fuss, der hier zuweilen nach Art der sogenannten Räuchervasen mit runden Durchbrechungen versehen ist (Abb. 21, 22, 24), und die kleinen ovalen Wannen mit senkrecht durchbohrter Öse (Abb. 25). Ornamente fehlen so gut wie vollständig. Die gekerbten Leisten der grossen Vorratsgefässe (Abb. 23) sind nur als Verstärkung, die runden Knöpfe an Schalen und Töpfen (Abb. 24, 26) als Handgriffe aufzufassen. Zahlreich fanden sich wieder die sogenannten Reibehenkel, d. s. abgebrochene Henkel mit einem Teil der Gefässwand, deren Bruchkanten allseitig abgeschliffen sind. Möglicherweise hat man sie bei der Töpferei zum Glätten der Tongefässe benutzt. Dass man die Gefässfabrikation an Ort und Stelle betrieben hat, dafür lieferte die Aufdeckung eines Töpferofens den Beweis. (Abb. 32.) In einer muldenförmigen, 1,52 m tiefen runden Grube (No. 8) von 4,10 m Durchmesser war der Boden mit einer in der Mitte 0,60 m dicken, kohle- und humus-

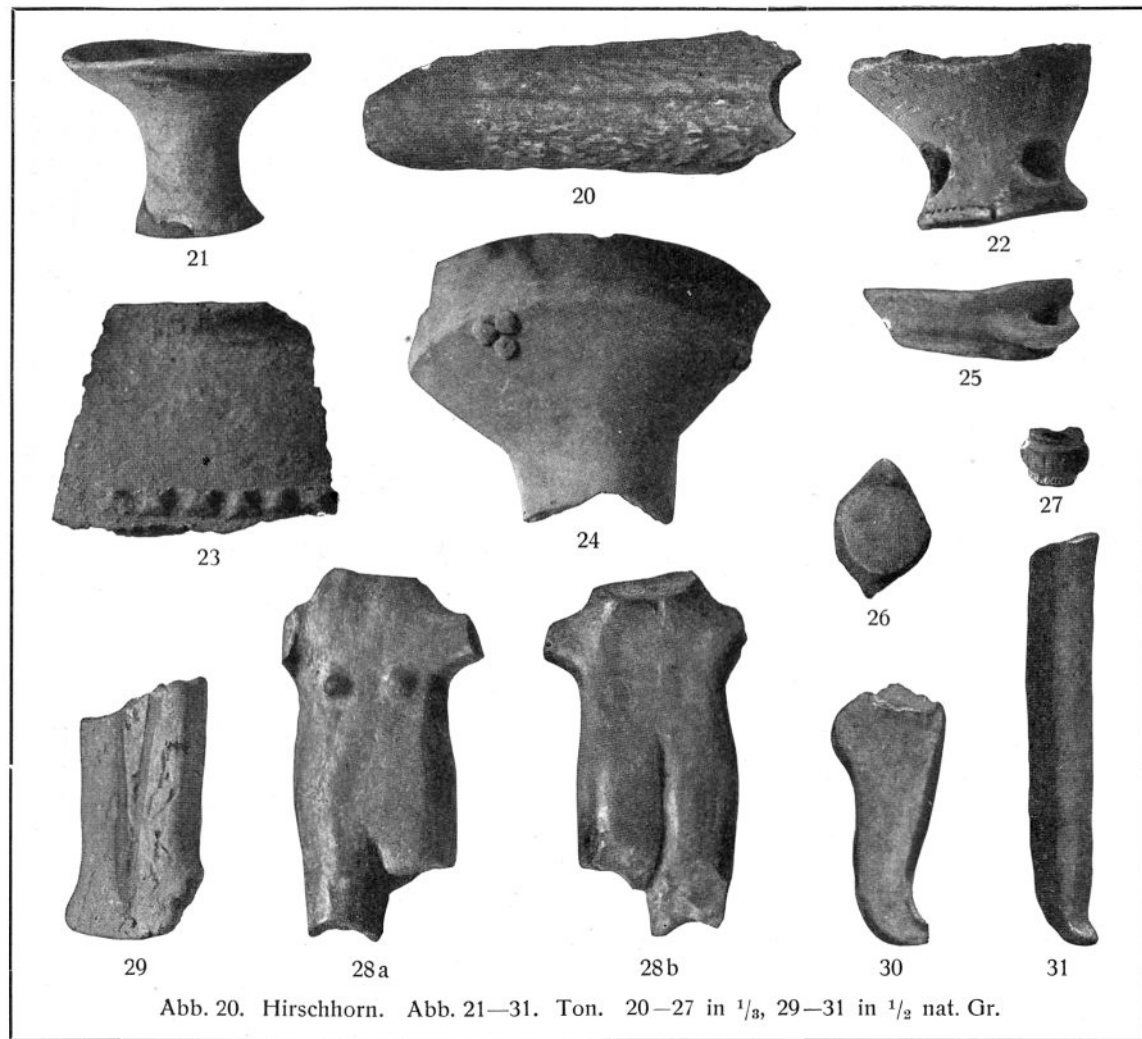


Abb. 20. Hirschhorn. Abb. 21—31. Ton. 20—27 in $\frac{1}{3}$, 29—31 in $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

haltigen Lehmschicht ausgefüllt. Auf dieser Füllung sass ein 0,90 m dicker, 0,30 m hoher runder Block aus reinem Lehm mit ebener Oberfläche. Diese, sowie die Seitenflächen zeigten Brandspuren. Darauf erhob sich ein zweiter Aufbau von gleichem Durchmesser und 0,22 m Höhe, bestehend aus einem 10—15 cm starken Mantel und einer Füllung von flachen und rundlichen Lehmstücken, welche unregelmässig übereinander geschichtet und durch Erddruck verkittet waren. Sowohl der Mantel wie die Füllung waren feuerrot gebrannt. Der übrige Teil der Grube war bis zum Rande mit schwärzlichem Boden ausgefüllt. Meine Vermutung, dass wir hier die Reste eines Töpferofens vor uns hätten und der oberste Teil eine Muffel zum Überdecken der Gefässe vorstelle, wurde durch sogleich angestellte praktische Versuche, bei denen ich mich der sachkundigen Unterstützung des Herrn Rother zu erfreuen hatte, vollauf bestätigt. Es wurde zunächst ein Windgraben ausgeworfen, ein Lehmsockel gebaut, getreu nach neolithischem Brauch Gefässe aus freier Hand geformt und aus Lehm und Ton eine Muffel hergestellt. Nachdem alles gehörig

getrocknet war, setzte man die Gefäße, mit der Muffel überdeckt, auf den Sockel und verschmierte alle Ritze. Alsdann wurde um den Ofen Holz geschichtet und in Brand gesetzt. Hierbei zeigte sich auch der Zweck des Sockels. Ohne einen solchen wäre die Muffel in ihrem unteren Teil weniger intensiv vom Feuer umspielt worden. Eine Brenndauer von zwei und einer halben Stunde und zwei Karrenlasten trockenes Holz genügten, die Muffel zum Glühen zu bringen. Nachdem sie sich langsam abgekühlt hatte und entfernt werden konnte, kamen die Gefäße ziemlich hart gebrannt und von echt steinzeitlichem Aussehen zum Vorschein. Kunstwerke sind es freilich nicht, aber den gewünschten Beweis haben sie erbracht.

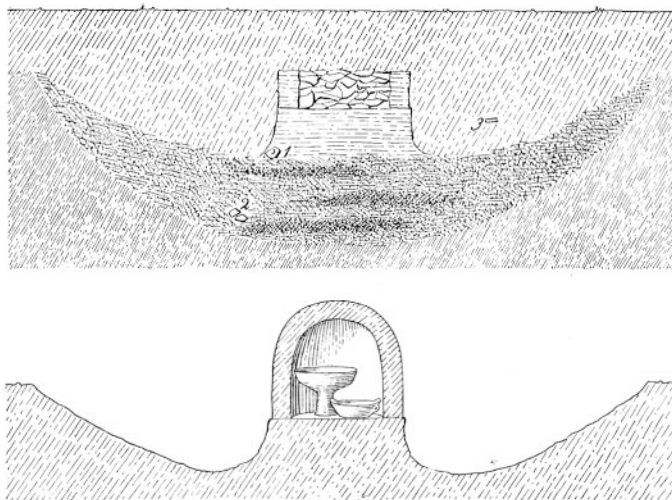


Abb. 32. Durchschnitt und Rekonstruktion des Ofens. 1:50
1. Scherben wie Abb. 26. 2. Zwei Scherben. 3. Zwei Flintspäne

Die Spinnwirtel haben die in der Steinzeit gewöhnliche, flachkonische Form. Einzig in seiner Art ist das Exemplar Abb. 27, bei dem der zylindrische Körper durch einen gekerbten Wulst verstärkt ist.

Ein besonderes Interesse erwecken vier Bruchstücke von kleinen Tonstatuetten. Das relativ vollständigste Exemplar (Abb. 28a, b) wurde 0,80 m tief in der schon erwähnten Kulturschicht über Grube 2 gefunden, dicht neben dem Bruchstück eines Schleifsteins (Abb. 18), dessen andere Hälfte auf der Sohle der Grube lag. Dargestellt ist eine 10,5 cm hohe weibliche Figur. Der Kopf und der untere Teil der Beine sind abgebrochen. Von den Armen sind nur die Stümpfe vorhanden; wahrscheinlich waren sie überhaupt nicht weiter ausgebildet. Der Körper ist beiderseits flach behandelt, nur das Gesäss tritt stärker hervor. Der weibliche Charakter ist durch die aufgesetzten Brüste und eine Andeutung der Vulva markiert. An derselben Stelle, auf der Sohle der Grube 2, fand sich das Fragment Abb. 31. Es ist 11,3 cm lang, stabförmig, nach unten verjüngt und mit einer umgebogenen Spitze versehen. Dass es ein menschliches Bein vorstellt, lehrt der Vergleich mit dem ähnlich, aber viel naturgetreuer gestalteten Bruchstück Abb. 30. Bei ihm hat der Verfertiger wenigstens versucht, die Gliederung von Ober- und Unterschenkel anzudeuten. Das 7,5 cm lange Stück stammt aus einer zerstörten Grube. Dasselbe gilt von dem 7,4 cm hohen Torso Abb. 29, augenscheinlich die untere Partie einer vollständigen Figur, deren Beinsetzung nur durch eine trennende Furche wieder gegeben war.

Durch diese Figuren erfährt das Bild der Ottitzer Siedlung, und damit der steinzeitlichen Kultur Schlesiens überhaupt, eine willkommene Bereicherung. Wie Seger in

seiner Abhandlung über die Steinzeit in Schlesien¹⁾ dargelegt hat, schliessen sich die Ottitzer Funde an den Kulturkreis der donauländischen Bandkeramik an. Unsere Figuren liefern dafür einen neuen Beweis; denn gerade das Auftreten nackter weiblicher Idole gehört zu den wesentlichsten Charakterzügen dieser Kultur. So sind in der neolithischen Station von Butmir bei Sarajewo, die in mancher Hinsicht ähnliche Verhältnisse wie Ottitz aufweist, über hundert derartiger Statuetten gefördert worden. Sehr zahlreich fanden sie sich auch in der gleichalterigen Ansiedlung von Jablanica in Serbien und weiterhin im Norden der Balkanhalbinsel, in Ungarn, Siebenbürgen, der Ukraine und Galizien²⁾. Man hat längst erkannt, dass hier ein Zusammenhang mit den ähnlichen Figuren der vormykenischen Inselkultur im östlichen Mittelmeerbecken vorliegt, und dass in diesen Statuetten der Kultus einer mütterlichen Gottheit zum Ausdruck kommt, die alles Leben spendet, die den Feldern Fruchtbarkeit verleiht, die aber als Herrin des Erdbodens, worin die Toten ruhen, auch deren natürliche Gebieterin ist. Die Mythologien fast aller europäischen Völker haben noch dunkle Erinnerungen an diesen uralten Naturdienst bewahrt. So gewähren uns diese Ottitzer Figuren zum ersten Male einen Einblick in das geistige und religiöse Leben der ältesten Bewohner unserer Heimat. Zugleich sind sie neben dem viel jüngeren Bronze-Idol aus Gross-Schottgau (Abb. 33) die einzigen plastischen Darstellungen des Menschen, welche aus der Vorzeit unserer Provinz erhalten sind.

Johannes Richter

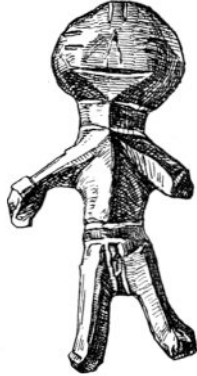


Abb. 33. Bronzefigur aus Gross-Schottgau bei Breslau³⁾. $\frac{2}{3}$

¹⁾ Archiv f. Anthrop. N. F. V. S. 116—141.

²⁾ Neuerdings ist auch ein Exemplar aus Sachsen bekannt geworden. Vgl. Deichmüller, Abhandl. d. naturwiss. Ges. Isis i. Dresden 1909 Heft II S. 112, und Prähist. Zeitschr. 1911 Heft 3/4 S. 401.

³⁾ Schlesiens Vorzeit VII S. 553.

NEUE ERWERBUNGEN DER PRÄHISTORISCHEN SAMMLUNG

1. ZWEI NEUE SCHLESISCHE BRONZESCHWERTER

Im vorigen Bande dieser Zeitschrift (S. 3ff.) habe ich die in Schlesien gefundenen Bronzeschwerter besprochen. Inzwischen sind zwei neue Funde hinzugekommen, deren Beschreibung hier nachgetragen sei. Leider sind die näheren Umstände der Auffindung in beiden Fällen unbekannt geblieben.

Das eine Schwert ist im Kreise Ratibor, zwischen den Dörfern Schichowitz und Leng, gefunden worden. Dort wurden im Sommer 1909 durch die Königliche Strombauverwaltung zum Zwecke der Oderregulierung grosse Erdbewegungen ausgeführt. Hierbei soll einer der Arbeiter das Schwert aus einer Tiefe von angeblich 3 m unter dem Schwemmsande ausgegraben haben. Die eigentliche Fundschicht war von mooriger Beschaffenheit. Zu dieser Angabe stimmt die tiefbraune Patina der Bronze. Von dem Arbeiter erwarb das Schwert ein Wachtmeister, und von diesem wieder kaufte es Herr Realschullehrer Bimler in Beuthen. Durch ihn kam es in das Breslauer Museum.

Es gehört zu demselben Typus, wie das Jägerndorfer Schwert, und ist wie dieses ein ungarisches Importstück aus der vierten Periode des Bronzealters. Die Abweichungen sind so geringfügiger Art, dass sich eine besondere Abbildung erübrigt.

Das Schwert hat eine Gesamtlänge von 52,5 cm; mit der abgebrochenen Spitze würde die Länge etwa 55 cm betragen haben. Die Klinge allein ist 43,5 cm lang und in der Mitte 3,7 cm breit. Sie ist unterhalb des Griffansatzes stark eingezogen, verbreitert sich dann allmählich und wird etwa vom letzten Drittel ab wieder schmaler. Ein breiter, deutlich abgesetzter Mittelrücken flacht sich gegen die Spitze hin ab. Das Heft hat ovalen Querschnitt, einen runden, schalenförmigen Knauf mit Mittelknopf und einen dreiviertelkreisförmigen Ausschnitt an den Flügeln, in welchen die Klinge mit zwei kleinen Nieten befestigt ist. Der Übergang vom Griff zu den Flügeln ist durch einen schwachen Wulst betont, während im übrigen, anders wie bei dem Jägerndorfer Schwerte, keine Wülste angebracht sind. Von Ornamenten sind an der Klinge nur je drei bis vier Parallellinien längs der Schneiden zu bemerken. Die Verzierung des Heftes ist der des Jägerndorfer Schwertes sehr ähnlich. Nur sind die schraffierten Dreiecke durch Kreisbögen, und die Punktreihen durch grade Linien ersetzt. Die Durchbohrung des Knaufes zum Festbinden findet sich auch hier. Der Erhaltungszustand ist schlecht. Die Gusschale hat sich von dem grössten Teile der Klinge und des Knaufes abgelöst, der letztere ist ausserdem verbogen und arg beschädigt. Nur der Griff zeigt auf der einen Seite eine schöne glatte Moorpatina. An der Abnutzung der Ornamente ist zu erkennen, dass das Schwert lange in Gebrauch gewesen ist.

Grösseres Interesse bietet das andere Schwert (Abb. 1). Es stammt aus dem Nachlass eines alten Arbeiters, der bei einem Goldberger Bauunternehmer als Brunnenmacher angestellt war. Nach Angabe seines Sohnes hat er es irgendwo im Kreise Goldberg beim Brunnengraben gefunden und als Werkzeug zum Holzspalten benutzt. Die Klinge ist von ihm zu diesem Zwecke scharf geschliffen worden. Sie hat dadurch etwas von ihrem ursprünglichen Aussehen eingebüsst; doch ist die Form noch wohl erkennbar und die Erhaltung des Schwertes im ganzen so vortrefflich, wie man es sich nur wünschen kann.

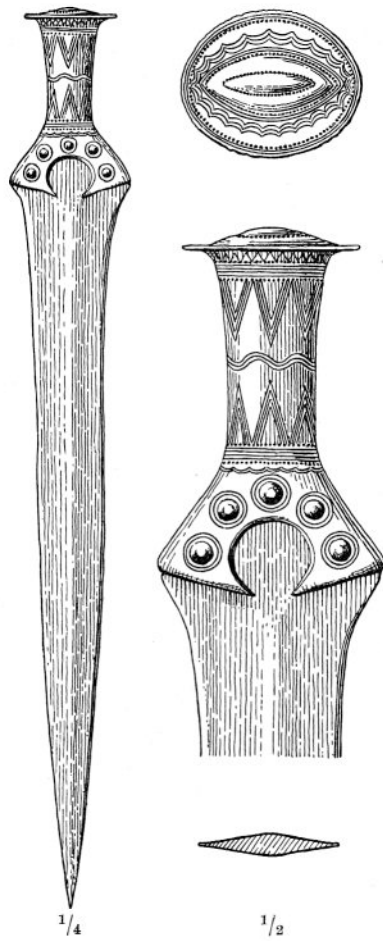


Abb. 1. Bronzeschwert von Goldberg

Die ganze Länge beträgt 49, die der Klinge allein 39 cm. Diese setzt breit an, zieht sich zusammen, schwillt bis zur Mitte wieder an und läuft in eine scharfe schilblattförmige Spitze aus. Ob die Schneiden, wie es bei dieser Art von Schwertern gewöhnlich der Fall ist, durch Hämmern dünn geschmiedet waren, ist infolge der Neuschärfung nicht mehr zu erkennen. Ihr Querschnitt ist rautenförmig, ein Mittelgrat nicht vorhanden. Heft und Klinge sind in einem Stück gegossen. Durch je fünf im Halbkreis um den Klingenausschnitt gestellte Buckel wird aber eine Verbindung mit Nieten vorgetäuscht. Der auffallend kurze Griff hat spitzovales Querschnitt. Er verjüngt sich nach unten stark und geht über in die flache trapezförmige Heftplatte, deren Flügel gegen die Klingemitte schräg abwärts gerichtet sind. Oben endet der Griff in eine ovale Platte mit einem pflaumkernartigen, von einem Grat überragten Knopf. Das Heft ist durch sehr sorgfältig ausgeführte Linienmuster verziert. Auf dem Griffe bemerkt man zwei einander zugekehrte Reihen von spitzen Zacken, gebildet aus je vier konvergierenden Linien. Dazwischen ist ein Wellenband von drei Parallelen angebracht. Den unteren und oberen Abschluss bilden von Punktreihen eingefasste Gruppen von Horizontalen, an welche unten ein girlandenartiges Bogenband, oben eine Zickzacklinie angeschlossen ist. Die falschen Nietköpfe sind mit je drei Ringlinien umgeben. Gleichermassen ist der Knopf mit einer dreifachen Einfassung von Doppellinien, Punktreihen und Bogenbändern versehen. Die Patina ist ein schönes dunkles Grün.

Das Goldberger Schwert stellt einen für Schlesien neuen und auch sonst ausserordentlich seltenen Typus dar. Die dachförmige, gratlose Klinge, der flache, im Querschnitt linsenförmige Griff, der gleichfalls spitzovale Knauf mit der eigentümlichen Doppelerhöhung in der Mitte und vor allem die Verzierung des Heftes weisen auf eine frühe Stufe des

Bronzealters hin. Solche aus graden und gewellten Linien, Punktreihen, Bogenbändern und Dreiecken zusammengesetzte Muster begegnen nur bei den ältesten, dem Ausgang der ersten oder dem Beginn der zweiten Periode angehörigen Schwertern mit vollgegossenen Griffen¹⁾. Sophus Müller hat in einer wichtigen Abhandlung über die Anfänge und erste Entwicklung der Bronzekultur in Dänemark die dortigen Schwerter verwandter Art als italische Importstücke bezeichnet. Er stützt sich dabei auf allgemeine Erwägungen, vornehmlich auf die technische Vollendung der Bronzearbeit, für die zu jener Frühzeit im Norden die Voraussetzungen fehlten. Zweifellos ist auch unser Exemplar aus einer Gegend mit früh entwickelter Bronzeindustrie eingeführt. Wo diese aber zu suchen ist, ob in Oberitalien oder diesseits der Alpen, etwa im östlichen Donaugebiet, das wird solange eine offene Frage sein, bis ein genügendes Vergleichsmaterial aus den südlichen Ländern vorliegen wird.

¹⁾ Vgl. Naue, Die vorrömischen Schwerter, München 1903, S. 43 ff. — Montelius, Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa, Stockholm 1903, S. 32 ff. — S. Müller, Débuts et première évolution de la civilisation du bronze en Danemarck, Mémoires de la société royale des antiquaires du Nord 1908—9, S. 17 u. 38.



Abb. 2. Goldenes Stirnband aus dem Mönchswalde. $\frac{1}{3}$

2. DER GOLDFUND AUS DEM MÖNCHSWALDE

Der Kreis Jauer ist in seiner westlichen Hälfte ungemein reich an vorgeschichtlichen Fundplätzen. Fast jedes Dorf am linken Ufer der Wütenden Neisse ist durch Urnenfelder bezeichnet, welche bezeugen, dass diese fruchtbare Ebene schon frühzeitig zur Ansiedlung gelockt und eine stattliche Bevölkerung ernährt hat. Nur das bewaldete Hügelland des Bober-Katzbachgebirges, das mit seinem südöstlichen, im Mittelalter Cholme (die Hügel) benannten Höhenzuge¹⁾ noch in den Kreis hineinreicht, ist von der Besiedlung freigeblichen, und wir können uns vorstellen, dass dort, wo heute der Wanderer auf wohlgebahnten Pfaden dahinschreitend die landschaftlichen Reize genießt, einst unwegsames Dickicht den Fuss des Jägers hemmte und vor tieferem Eindringen in den Urwald abschreckte.

Den nördlichsten Ausläufer des genannten Höhenzuges nimmt der 380 m hohe Mönchswald ein. Vor der Säkularisation gehörte er dem Kloster Leubus, seitdem ist er königlicher Forst. Der Berg besteht aus Grünschiefergesteinen hohen

Alters, deren Verwitterungskruste den Boden unter einer dünnen vegetabilischen Decke mit ihren Trümmern erfüllt, die aber stellenweise auch als malerische Felsgruppen an die Oberfläche emporragen. Eine derartige Gruppe, die sogen. Blausteine, liegt etwa auf der halben Höhe des nördlichen Abhanges, in der Luftlinie ziemlich genau 2 km südlich von der Mitte des Dorfes Seichau, an der Grenze der ehemaligen Jagen 162 und 163²⁾. Das Revier wird Christinenhütte genannt. Das Gelände steigt in einem Winkel von 30° und wird von tief eingeschnittenen Schluchten, den Spuren alter, vom Wasser aufgerissener Wald-

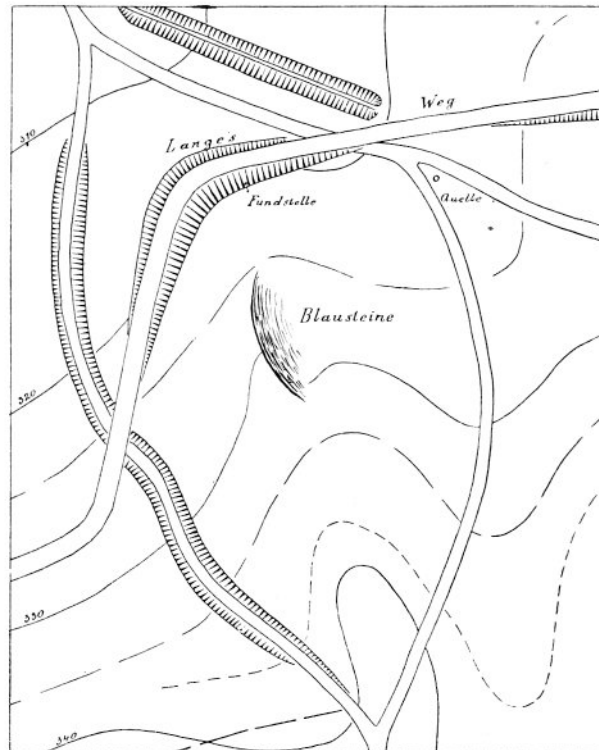


Abb. 3. Karte des Fundorts. 1 : 2000

¹⁾ Partsch, Schlesien, I S. 110.

²⁾ So auf dem Messtischblatt Nr. 2886 der Landesaufnahme von 1886. Nach der heutigen Bezeichnung liegt die Fundstelle im Jagen 179.



Abb. 4. Ansicht der Fundstelle (+)

unter Tage, 2 m über dem Niveau der Strasse, aufgekantet zwischen zwei Steinen mit der Richtung von S nach N. Die Arbeiter warfen das Band nach kurzer Betrachtung als wertlos beiseite. Ja, als einer es nochmals in die Hand nahm und die Meinung aussprach, es könnte doch vielleicht Gold sein, wurde er von den anderen wegen seiner Torheit verspottet, so dass er sich begnügte, es an einem Zweige zu befestigen. Auch der Förster kümmerte sich zunächst nicht darum. Erst als er es nach einigen Tagen immer noch an dem Baume hängen sah, steckte er es zusammengerollt in den Rucksack. Die Knitterfalten soll es erst dadurch erhalten haben. Zu Hause dachte er nicht mehr daran, sondern liess den Sack in den Kohlenkasten ausschütten. Glücklicherweise bemerkte aber seine Tochter noch rechtzeitig den glänzenden Gegenstand. Sie rettete ihn vor dem Feuer und hob ihn in einer Schublade auf. Hier ruhte der Fund über zwei Jahre, bis eines Tages der Förster auf den Gedanken kam, ihn dem grade anwesenden Oberforstmeister aus Liegnitz zu zeigen. So gelangte er endlich zur Kenntnis der zuständigen Behörden. Nachdem durch den Verfasser seine Bedeutung festgestellt war, entbrannte um seinen Besitz

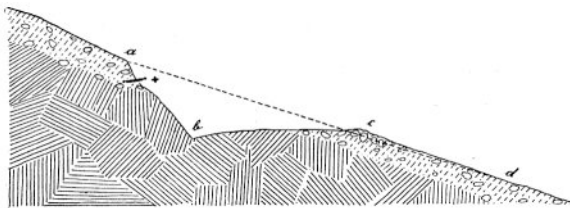


Abb. 5. Profil der Fundstelle. 1:250
 ad: ursprünglicher Bergabhang
 bc: Schnitt des Strassenkörpers
 ab und cd: Strassenböschungen
 + Fundstelle

wege durchzogen. Im Jahre 1907 wurde dort ein neuer Holzabfuhrweg in west-östlicher Richtung angelegt. Er führt von der Kolonie Buschhäuser nach Willmannsdorf und trägt nach einem früheren Oberförster den Namen „Langes Weg“. Grade wo er in einer fast rechtwinkligen Krümmung die Blausteine etwa 40 m unterhalb umzieht, stiessen die Arbeiter im September 1907 beim Ebenen der Böschung auf ein metallenes Band. Es lag 0,45 m

ein heisser Wettbewerb zwischen dem Breslauer und dem Liegnitzer Museum. Wie zu erwarten, entschied der Herr Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten im Einverständnis mit dem Herrn Minister der Landwirtschaft, Domänen und Forsten, dass das goldene Stirnband dem Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer überwiesen werde, da dieses als wissenschaftliche Zentralstelle für

prähistorische Funde in der Provinz Schlesien anzusehen sei und nach den getroffenen Feststellungen Gegenstände von ähnlichem künstlerischen Charakter und entsprechendem Wert aus derselben historischen Epoche, der das goldene Stirnband angehöre, noch nicht besitze. Zugleich wurde dem Breslauer Museum die Verpflichtung auferlegt, der Liegnitzer Sammlung eine auf seine Kosten herzustellende genaue Kopie des Fundstückes zu überlassen.

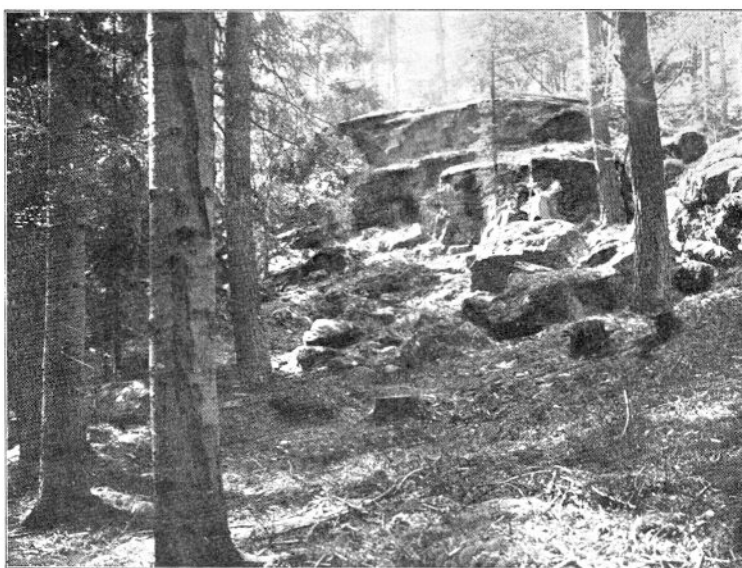


Abb. 6. Die Blausteine oberhalb der Fundstelle.

Untersuchungen, die ich an der Fundstelle im weiten Umkreise vorgenommen habe, hatten ein völlig negatives Ergebnis. Obwohl die Arbeiter die Stelle genau bezeichnen konnten, wurden nicht nur keine weiteren Funde gemacht, sondern auch nicht die geringsten Spuren entdeckt, die über die Vergrabungsart näheren Aufschluss hätten geben können. Zu bedenken ist dabei freilich, dass durch das Gradehacken der Böschung etwa vorhanden gewesene Anzeichen möglicherweise verwischt worden sind. Welche Beobachtungen sich an die Umgebung des Fundorts knüpften, werden wir am Schluss dieses Aufsatzes noch zu besprechen haben.

Sehen wir uns nun das Schmuckstück etwas genauer an! Es besteht aus einem 44 cm langen, in der Mitte 4 cm breiten, flach-bogenförmig ausgeschnittenen Bande von 0,05 cm starkem Goldblech, dessen abgerundete leicht verjüngte Enden erst in eine schmale Zunge, dann in eine drahtförmig ausgezogene Doppelspirale übergehen. Die ganze Länge beträgt 49,6 cm, das Gewicht 27 g, der Metallwert nach sachverständiger Schätzung 58 Mark. Das Band ist bedeckt mit erhabenen Verzierungen, die von der Innenseite her eingeschlagen und dort im Negativ sichtbar sind. Längs des Randes laufen zwei Zeilen enggestellter kleiner Perlbuckel, in der Mitte eine Reihe von achtzehn vollkommen gleichen Kreisfiguren, nämlich einer Mittelscheibe mit drei konzentrischen Ringen. Den Abschluss der Schmalseiten bilden je zwei Querreihen von Perlbuckeln. Das Band weist mannigfache Beschädigungen auf: es ist zerdrückt und zerknittert, am oberen Rande ist ein dreieckiges Stück ausgebrochen, an beiden Enden eine der Drahtspiralen abgerissen. Der Gesamteindruck hat dadurch kaum gelitten. Es ist ein prächtiger Schmuck, wohl geeignet, das Haupt einer königlichen Frau oder einer Priesterin zu zieren!

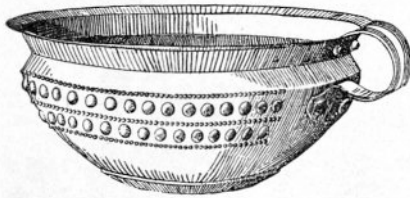


Abb. 7. Seifenau Kr. Goldberg. $\frac{2}{5}$

Denn diese Art der Verwendung dürfte nach Form und Grössenverhältnissen die wahrscheinlichste sein. Für einen Gürtel ist das Band zu kurz, für einen Halschmuck erscheint es wegen seiner Gebrechlichkeit, Höhe und Scharfkantigkeit wenig geeignet. Zum Kopfumfang fehlen zwar auch noch ungefähr 10 cm. Aber Diademe reichen ja in der Regel nicht um den ganzen Kopf herum, sondern werden auf irgend eine Weise am Haar befestigt. Hier mögen die Enden mit einem Stoffbände verknüpft gewesen sein, zu dessen Anbringung die Spiralen einen bequemen Halt gewährten: Einen gleichartigen Abschluss hat z. B. ein bronzenes Diadem aus dem Schatzfunde von Blatnicza, Komitat Turocz¹⁾, während im übrigen die Form der ungarischen Diademe von dem vorliegenden wesentlich abweicht. Näher kommen ihm die bald als Stirnreife, bald als Halsringe bezeichneten Bronzebänder mit getriebenen Buckel- und Punktverzierungen und meist röhrenförmig eingerollten Enden, die sich sowohl im Umkreise der Hallstattkultur, wie im Norden finden, hier aber vermutlich als eingeführte Handelsware²⁾. Ein solches Band lag in einem Grabe des bosnischen Pfahlbaus von Donja Dolina um den Kopf einer reichgeschmückten Frauenleiche³⁾. Es ist schwerlich ein Zufall, sondern die Wirkung einer zeitlich begrenzten Mode, dass alle diese Funde ungefähr derselben Stufe, nämlich dem Übergange vom Bronze- zum Eisenalter (erstes Viertel des Jahrtausend v. Chr.) angehören, wogegen in den früheren Perioden Diademe in Mittel- und Nordeuropa anscheinend weniger beliebt gewesen sind⁴⁾.

Auf dieselbe Zeit führt auch die Verzierungsweise. Zur Herstellung der Ornamente haben Punzstäbe gedient, ein kleinerer mit abgerundeter Spitze für die Punktreihen, ein grösserer mit stempelförmiger Unterseite für die konzentrischen Kreise. Punzen der erstgenannten Art werden in Gegenden mit eigener Bronzeindustrie häufig gefunden, so in der bekannten ungarischen Station Velem St. Veit⁵⁾, Stempel für konzentrische Kreise enthielten die Depotfunde von Larnaud⁶⁾ (Jura) und von Přezstawik⁷⁾ in Mähren. Gerade in

¹⁾ Hampel, *Altertümer der Bronzezeit in Ungarn*, Taf. XXXIX 1; vgl. Taf. XXXVIII.

²⁾ Beltz, *Vorgesch. Altertümer von Mecklenburg-Schwerin*, S. 254 (mit Literaturangaben). — Montelius, *Kulturgeschichte Schwedens*, S. 118 Abb. 200: Bronzebänder mit einer dem Mönchswalder fast genau gleichenden Verzierung.

³⁾ *Wissensch. Mitteil. aus Bosnien u. d. Herzegowina* IX S. 85 Taf. II. Vgl. VIII S. 13 und I S. 92, 121.

⁴⁾ In Griechenland fallen in diese Zeit die figural verzierten goldenen Diademe aus den Dipylongräbern bei Athen. Vgl. Perrot u. Chipiez, *Histoire de l'art dans l'antiquité*, VII S. 245 ff. — Ein Beispiel eines mykenischen Diadems bietet das von Evans, *Journal of Hellenic studies*, XIII S. 210, abgebildete Goldband aus dem Schatze von Aegina. Die sogenannten Diademe aus den Schachtgräbern von Mykenä werden ihrer Grösse wegen jetzt für Sarkophagbeschläge angesehen. Aus noch früherer Zeit stammen die silbernen und bronzenen Diademe der Nekropole von El Argar in Südspanien. Vgl. H. u. L. Siret, *Le premier âge du métal dans le Sud-Est de l'Espagne*, Textband S. 152 u. 157 f.

⁵⁾ v. Miske, *Die prähistorische Ansiedlung von Velem St. Vid.*, I S. 24 Taf. XXIX.

⁶⁾ Mortillet, *Musée préhistorique*, Pl. LXXVII 832; vgl. Déchelette, *Manuel d'archéologie*, II S. 188.

⁷⁾ A. Rzehak im *Jahrbuch für Altertumskunde* I (1907) S. 105 Taf. IV 12.

der angegebenen Zeit wurde es üblich, die Metallfläche mit eingestanzten Ornamenten zu verzieren. Die in Italien aus der Villanovaperiode vorliegenden und von dort bis nach Skandinavien verbreiteten Bronzegefässe, Schilde, Gürtelbleche und ähnlichen Geräte liefern dafür ein reichhaltiges Material. Anfangs begnügt man sich mit der Anbringung grösserer und kleinerer Buckel, die in wechselnden Reihen geordnet (Abb. 7) oder zu Umrisslinien von Kreisen, Vogelprotomen u. dgl. zusammengestellt werden. Später treten allerlei figürliche Motive, namentlich



Abb. 8. Sulau Kr. Militsch. $\frac{1}{5}$

Wasservogel, Pferde und Rinder, ferner Räder und vor allem konzentrische Kreise hinzu, welche in ständiger Wiederholung den Gefässkörper oder die Ränder der Metallplatten zonenförmig umziehen (Abb. 8). Nach Montelius¹⁾ entspricht die blosser Buckelverzierung der vierten, die figürliche Ornamentik der fünften Periode des nordischen Bronzealters. Reinecke²⁾ setzt jene in die erste, diese in die dritte Stufe der älteren Hallstattperiode, was etwa auf dasselbe herauskommt. In absoluten Zahlen ausgedrückt, würde unser Diadem nach der Chronologie von Montelius zwischen 900 und 700, nach der von Reinecke zwischen 800 und 700 v. Chr. entstanden sein.

Bei einem so einfachen Motiv, wie den Kreisfiguren, scheint die Frage, was sie vorstellen, überflüssig zu sein. Natürlich waren sie zunächst bestimmt, die glatte Metallfläche zu beleben. Allein dieser äusserliche Zweck schliesst eine tiefere, geistige Bedeutung nicht aus, und so gut wie in der orientalischen und mittelalterlichen Kunst Kreuz und Lilie, Lotos und Granatapfelblüte, Löwe und Adler ihre Beliebtheit nicht nur ihrer dekorativen Wirkung, sondern auch ihrem sinnbildlichen Werte verdanken, ebenso gut wird dies bei manchen prähistorischen Ornamenten der Fall gewesen sein. Tatsächlich ist durch eine überwältigende Fülle von Zeugnissen bewiesen, dass die konzentrischen Kreise ein allgemein gebräuchliches Symbol der Sonne waren³⁾. Als solches finden wir sie neben gleichbedeutenden Rädern und Rosetten schon seit der neolithischen Zeit auf Felsskulpturen Skandinaviens, Frankreichs und Grossbritanniens⁴⁾; desgleichen auf steinernen Grabstelen (Abb. 9) vom Anfang des Jahrtausends v. Chr. aus der Gegend von Bologna und Pesaro⁵⁾.

¹⁾ In seiner Abhandlung über die in Schweden gefundenen altitalischen Bronzegefässe, Svenska fornminnesföreningens tidskrift XI S. 86. Er unterscheidet hier eine noch ältere Gruppe von Bronzegefässen, die nur mit kleinen Buckelreihen verziert ist und der dritten Periode angehört.

²⁾ Korrespondenzbl. d. Deutsch. anthrop. Ges. 1900 S. 34 f.

³⁾ Über den Sonnenkultus der älteren prähistorischen Zeit vgl. im allgemeinen: S. Müller, Solbilledet fra Trundholm, Nordiske Fortidsminder I S. 303 ff. — Déchelette, Le culte du soleil aux temps préhistoriques, Revue archéologique, 4. série XIV. Auszug im Manuel d'archéologie S. 413 ff.

⁴⁾ S. Müller a. a. O. S. 313. — Montelius, Der Orient und Europa, S. 72 ff.

⁵⁾ Montelius, La civilisation primitive en Italie, Textband I S. 365/66.

Das berühmte goldene Sonnenbild von Trundholm und seine Gegenstücke aus Irland (Abb. 10) sind damit bedeckt¹⁾. Wie man sich die Sonne bei Tage von einem Pferde gezogen dachte, so glaubte man, dass sie des Nachts in einem Boote, von Schwänen



Abb. 9. Steinskulptur aus einem Grabe bei Bologna

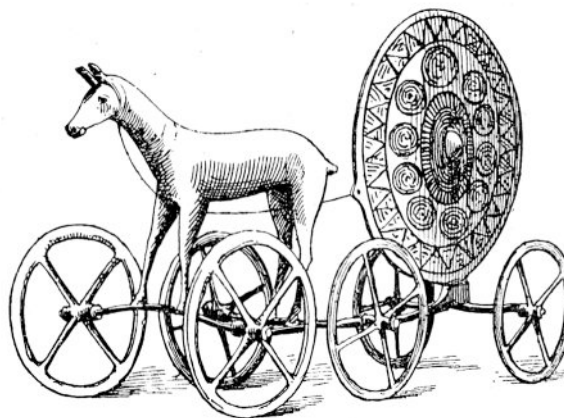


Abb. 10. Irischer Sonnenwagen. $\frac{1}{3}$

gezogen, zurückkehre. Daher wechseln auf den erwähnten Bronzegefäßen und Zierblechen die Kreise mit Pferden und Vögeln, und daher hat man sie auch auf den kleinen goldenen Booten des Votivfundes von Nors in Jütland als einzige Verzierung angebracht²⁾. Das funkelnde Gold war überhaupt für die Geräte dieses Kultes der gegebene Stoff. So sparsam es, nach Ausweis der Grabfunde, für den profanen Gebrauch verwendet wurde, so zahlreich sind verhältnismässig die daraus gefertigten Gefäße, deren religiöser Charakter zum Teil durch die Fundumstände, zum Teil durch ihre Form ausser Zweifel gestellt wird³⁾. Die meisten tragen als Hauptornament konzentrische Kreise oder von Kreisen umgebene Buckel.

Der Schluss liegt nahe, dass auch unser Diadem als ein heiliges Gerät aufzufassen ist. Das kostbare Material, die Verzierung, und Ort und Art der Vergrabung sprechen durchaus dafür. Einen Schatz, den man nur zeitweilig verbergen und bei günstiger Gelegenheit sich wiederholen will, vergräbt man in der Nähe seiner Wohnung, um den Versteck immer unter Augen zu haben. Hier lag die Stelle stundenweit von jeder menschlichen Behausung entfernt, mitten im Walde, und doch an einer Örtlichkeit, die gewiss nicht aufs Geratewohl gewählt war. Jenes Felsplateau oberhalb der Fundstelle macht den Platz unter tausenden kenntlich, und in unmittelbarer Nähe davon entspringt eine Winter und Sommer hindurch fließende Quelle. Die ganze Situation ist so, dass die Vermutung nicht allzukühn erscheint, es habe dort vor Zeiten eine Kultstätte bestanden und das goldene Band sei als Weihgeschenk für die Gottheit niedergelegt worden. Dass

¹⁾ Proceedings of the Society of antiquaries of London, second series XX S. 10 ff.

²⁾ S. Müller, Nordische Altertumskunde, I S. 422.

³⁾ S. Müller, Nordische Altertumskunde, I S. 385 Taf. II. — Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 139. — Die Altertümer unserer heidn. Vorzeit, I Heft X Taf. 4; III Heft XI Taf. 1. — Zeitschrift f. Ethnol. 1896 S. 92. — Verhandl. d. Berlin. Ges. f. Anthropol. 1890 S. 290 f.

die Verehrung des Tagesgestirns damals auch in Schlesien herrschend war, das bezeugen unter anderem die bemalten Tongefässe in Gräbern der ersten Eisenzeit. Viele von ihnen sind mit einer roten, von Strahlen umgebenen Scheibe und mit dem gleichfalls der Sonne geheiligten Zeichen des Hakenkreuzes versehen¹⁾.

3. GRABFUNDE DER VÖLKERWANDERUNGSZEIT AUS SÜDRUSSLAND

Solange in Breslau eine Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer besteht, hat man über der Hauptaufgabe, dem Sammeln schlesischer Funde, nicht versäumt, auch die Gelegenheit zur Erlangung guter Vergleichs- und Ergänzungsstücke aus anderen Ländern, wo sie sich bot, zu benutzen. Schon der Begründer der Sammlung, Büsching, hat dazu einen ansehnlichen Grundstock gelegt, indem er besonders bedacht war, norddeutsche und dänische Stein- und Bronzegeräte im Austausch gegen schlesische zu erwerben. Später hat namentlich Wilhelm Grempler auf seinen Reisen im Auslande eifrig gesammelt. Nach der Entdeckung der Sacrauer Funde war sein Lieblingsgebiet die Kunstindustrie der Völkerwanderungszeit. In der richtigen Erkenntnis, dass ihre Anfänge vor allem in den damaligen Wohnsitzen der Ostgoten am Schwarzen Meere zu suchen seien, lenkte er seine Schritte zu Beginn der neunziger Jahre nach der Krim und dem Kaukasus, und war so glücklich, mit einer verhältnismässig geringen Summe eine treffliche Typenfolge zusammenzubringen. Der grösste und wertvollste Teil davon wanderte freilich in das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin. In Breslau blieben nur einige weniger bedeutende Stücke, die keine Vorstellung von der hohen Entwicklung der Edelmetalltechnik und dem eigentümlichen Stil jener frühgermanischen Epoche gaben. Die prächtigsten Beispiele dürften wohl auch erst nachher durch die systematische Ausbeutung grosser Gräberfelder zum Vorschein oder wenigstens in den Handel gekommen sein.

Es war daher gewiss im Sinne Gremplers, dass aus den Einkünften seiner Stiftung 1909 und 1910 einige durch Schönheit und Kostbarkeit der Beigaben ausgezeichnete Grabfunde für unser Museum erworben wurden. Nach Angabe des Vorbesitzers, Herrn Pierre Mavrogordato, stammen fünf davon aus dem Gräberfelde von Gursuff bei Yalta in der Krim und enthalten kleinere Schmucksachen und Toilettengeräte aus Bronze, Silber und Gold, sowie Perlen aus Glas, Bernstein und Koralle. Ein sechster Grabfund entstammt dem in derselben Gegend gelegenen Gräberfelde von Suuk-Su²⁾. Dazu gehören die Taf. I 1—4 abgebildeten Gegenstände, nämlich eine grosse und eine kleine silberne Schnalle, ein silberner Armring und ein Schwertknauf aus Bergkristall, der oktogonal geschliffen und mit einem in Gold gefassten rubinroten Stein (Granat?) verziert ist. Ein

¹⁾ Zimmer, Die bemalten Thongefässe Schlesiens, Breslau 1889. — Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, S. 79 Fig. 185.

²⁾ A. Götze, Gotische Schnallen, Berlin [1907], S. 13 und 18f.

siebenter Fund aus der Nähe von Kertsch umfasste ein Fibelpaar und eine Schnalle aus vergoldetem Silber, Taf. I 5—7, nebst zwei einfachen Bechern aus grünlichem Glase.

Das Hauptstück der ganzen Reihe ist die grosse Schnalle Taf. I 1. Sie ist in kupferhaltigem Silber gegossen und misst 19×7 cm. Die rechteckige Platte ist innerhalb einer rahmenartigen Einteilung durch fortlaufende Spiralschnörkel in Flachrelief verziert. Das Mittelfeld schmückt ein ovaler, flachgeschliffener roter Stein, dessen Fassung auf die Platte aufgenietet ist. Sechs kleinere runde Steine sitzen in angegossenen Zellen an den Langseiten. Aus der hinteren Schmalseite wächst ein Adlerkopf in Seitenansicht hervor. Sein Schnabel bildet mit dem übermässig breiten Halse einen kreisförmigen Ausschnitt. Das Auge wird durch einen Stein, das Halsgefieder durch vertiefte Bogenlinien angedeutet. Auf der Rückseite ist der Rand der Platte und des Adlerkopfes 5 mm hoch aufgekantet. In die Vertiefung ist ein dünnes silbernes Beschlagblech eingietet, dessen zungenförmige Verlängerung umgeschlagen und mit einem Schlitz versehen ist, um den Bügel und den Dorn hineinzuhängen. Der schräg abgedachte, ovale Bügel ist in ähnlicher Weise, wie die Platte, mit Spiralen, S-Figuren und aufgesetzten Steinen verziert. Die Enden laufen in Tierköpfe aus, die in den Scharnierstift beißen. Der hohle, unten offene Dorn hat die Form eines halben Hufeisens und trapezförmigen Querschnitt. Sein gebogener Teil ist beiderseits mit Spiralen und einem runden Stein, der gerade mit einem liegenden Kreuz verziert. Dazwischen liegt eine ornamentfreie Einsattelung. Eine viereckige Öse mit überstehendem Häkchen am hinteren Ende des Dorns war jedenfalls dazu bestimmt, einem den Verschluss sichernden schmalen Riemen Halt zu geben. Eine solche Sicherung war notwendig, weil der leicht bewegliche, stumpfe Dorn sonst nicht fest genug in den Gürtel eingegriffen hätte. Sie erklärt zugleich, warum das Verbindungsstück zwischen Platte und Bügel nicht ornamentiert ist; es wurde eben durch den herumgewickelten Riemen verdeckt.

Die Schnalle von Kertsch (Taf. I 5) weicht in ihrer Konstruktion von der vorigen insofern ab, als das rückwärtige Beschlagblech mit der Öse für den Bügel nicht an die Platte angenietet, sondern mit ihr in einem Stück gegossen und ausgeschmiedet ist. Die Platte ist mit fünf rubinroten kugeligen Steinen besetzt, zwei weitere Steine dienen als Augen der tierkopfförmigen Bügelenden. Der hohle Dorn hat dreieckigen Querschnitt und zwei halbkreisförmige Vorsprünge an der Biegungstelle. Sein hinteres Ende ist gerippt. Die ornamentale Behandlung der Platte und des Bügels ist der vorigen ähnlich. Die Vorderseite ist vollständig vergoldet, nur der mittlere Teil des Dorns scheint nicht vergoldet gewesen zu sein. L. 9,5, Br. des Bügels 5,6 cm.

Die gleichfalls in Silber gegossenen und vergoldeten beiden Fibeln haben einen gebogenen hohlen Bügel, der unten in eine rauten-, oben in eine halbkreisförmige Platte übergeht. Als Endigungen dienen oben und unten Tierköpfe, zu Seiten der Kopfplatte rundliche Knöpfchen. Die Fussplatte ist mit einem kerbschnitt-ähnlichen Muster, die Kopfplatte mit einer Doppelspirale in Flachrelief verziert. Zur Befestigung der Nadel sind an der Rückseite des Kopfes zwei halbrunde Stege angebracht, durch welche ein kupferner Dorn gesteckt ist. Um diesen ist eine kupferne Drahtspirale mit unterer Sehne gewickelt. Die von ihr ausgehende kurze Nadel ist in den am oberen Ende der Fussplatte angebrachten Nadelhalter eingehakt. L. 9,6, Br. 4 cm.

Die silberne Gürtelschliesse von Suuk-Su ist ein Prachtexemplar jener Gattung von Schnallen, die Götze in seiner vorher angeführten Monographie als spezifisch ostgotisch nachgewiesen hat. Sie gleicht bis auf die Einzelheiten der auf Tafel XI seines Werkes abgebildeten und S. 17f. beschriebenen Schnalle aus Nikopol, ist aber noch besser erhalten. Sonst sind nur noch drei ebenso grosse Exemplare dieser Art bekannt. Charakteristisch sind die grosse viereckige, mit Spiralmustern in Kerbschnittmanier verzierte Platte und der hinten hervorragende Adlerkopf, ferner die schräge Abdachung des Bügels und die eigentümliche Form des Dorns. Dieselben Merkmale kehren bei einer Gruppe italienischer Schnallen aus der Zeit der Gotenherrschaft wieder. Sie fallen dort also in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts. In Russland scheinen sie etwas länger getragen worden zu



Ostgotische Schmucksachen aus Südrussland



sein, denn einige der Gräber von Suuk-Su enthielten Münzen von Justinus (518—527), Justinian dem Grossen (527—565) und Mauritius (597—602). Nach Ausweis der Grabinventare mit ihrer reichen Ausstattung an Schmuck gehörten die Schnallen zur weiblichen Tracht. Eine andere Unterart dieses gotischen Schnallentypus (Götzes Typus A) stellt die vergoldete Gürtelschliesse von Kertsch dar. Die dazu gehörigen Fibeln zeigen eine Form, die auch sonst, sowohl in Südrussland wie in Italien, öfters in Gesellschaft solcher Schnallen angetroffen werden.

Was diesen Arbeiten ein so hohes Interesse verleiht, ist der Umstand, dass sie in gewissem Sinne die Inkunabeln einer echt germanischen Frühkunst darstellen. Zwar sind die Nachklänge antiken Einflusses unverkennbar: die ornamentale Behandlung der Fläche, die Tierköpfe als Ausläufer der Schnallenbügel, die aufgesetzten Steine sind direkt von der spätrömischen Kunstindustrie übernommen. Daneben stossen wir jedoch auf Ansätze einer neuen Entwicklung, die auf eine stärkere Heranziehung des Tiermotivs ausgeht. Noch sind die Köpfe an die Endigungen gebunden, noch verleugnen sie nicht ihre Herkunft von klassischen Vorbildern, noch sind sie scharf und sorgfältig geformt. Aber ihre Häufung an demselben Gegenstande und die willkürliche Art ihrer Verwendung sind vom antiken Kunstempfinden grundverschieden. Entweder fehlt, wie bei den Adlerköpfen an der Gürtelplatte, jeder organische Zusammenhang mit dem Objekt, oder das Motiv wird gleichzeitig zu so gegensätzlichen Funktionen benutzt, wie dem ruhigen Festhalten des Schnallenscharniers und der vorwärts stechenden Bewegung des Dornes. Darin liegen bereits die Keime der eigentlichen Tierornamentik, die ihre volle Ausbildung freilich erst im Norden erhalten und von dort aus zurückflutend die germanische Welt erobern sollte.

Hans Seger



Vorderseite der Panathenäenamphora. Beschreibung S. 50

DIE PANATHENÄENAMPHORA DES SCHLESISCHEN MUSEUMS FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER

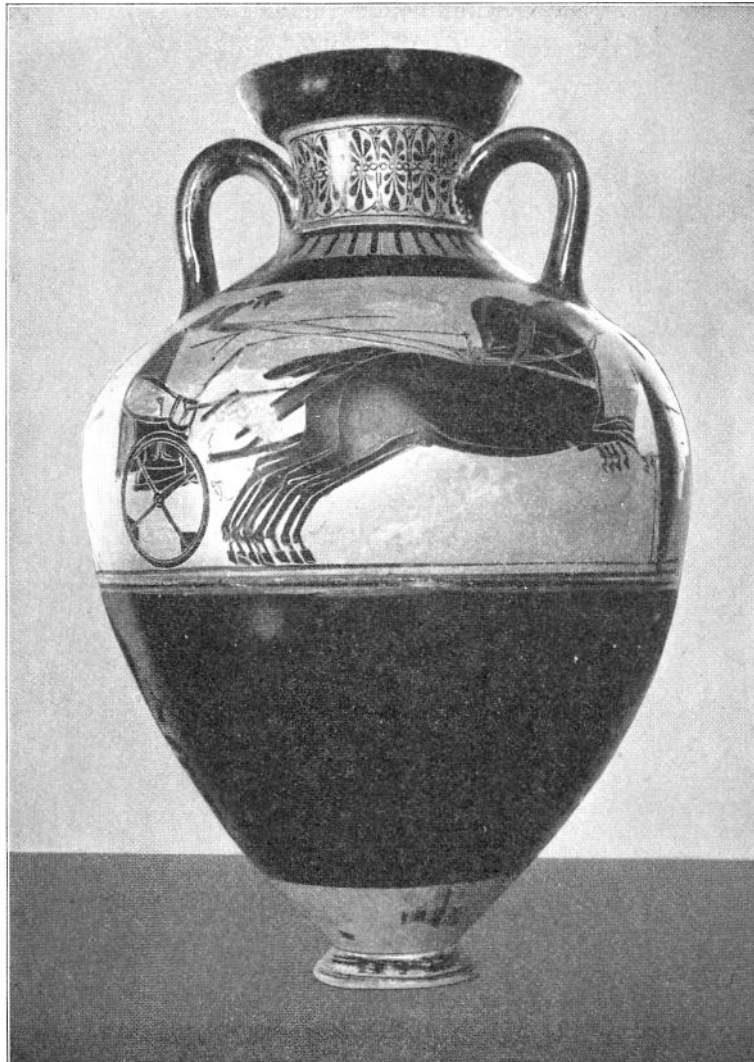
Das Antikenkabinett des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer besitzt ein schönes und guterhaltenes Exemplar der berühmten Panathenäenamphoren, das zu jenen Stücken gehört, die, weil mit der Inschrift τῶν Ἀθηνῶν ἀθλων als dem offiziellen Staatssignum versehen, allein Anspruch auf Echtheit als wirkliche Preisamphoren machen können. Das vor kurzem im Verlage von Teubner, Leipzig und Berlin, 1910, erschienene Buch von G. v. Brauchitsch: „Die Panathenäischen Preisamphoren“ gibt eine weitumfassende Zusammenstellung und zugleich wertvolle Forschungen über Form, Technik usw. dieser Vasen (vgl. die Besprechung von Th. O. Achelis, Neue Jahrbücher f. kl. Alt. [1911] XXVII S. 384 ff.). Die Hoffnung, in unserem Exemplar eine jener ungefähr 30 verschollenen Vasen zu finden, hat sich nicht erfüllt: das Schildzeichen Athenas findet sich auf keiner der von Brauchitsch beschriebenen Amphoren.

Die Vase stammt aus Cumä, ist dann, glaubhafter Versicherung nach, in den neapolitanischen Kunsthandel gelangt und durch Vermittlung von Herrn Dr. Pollak im Jahre 1901 in den Besitz des Breslauer Museums. Sie ist bis auf einige Beschädigungen auf der Rückseite sehr gut erhalten und 59,5 cm hoch; ihr Durchmesser beträgt 41 cm. Die Form ist nicht mehr so kurz und gedrungen wie bei den ältesten Exemplaren des Typus. Der Firnis ist hier noch tiefschwarz schillernd; die das Fleisch darstellenden Körperteile sind ins Grauschwarze abgestumpft. Ausser den Farben Rot und Schwarz ist das ins Bläuliche gehende Weinrot verwendet. Auf der Vorderseite (Abb. S. 49) ist sorgfältig das Bild der Athena, auf der Rückseite ein vierspänniger Rennwagen dargestellt. Beide Bilder, die oben am Übergang des Halses bald einsetzen, grenzt ein 1,5 cm breites, dunkelrotes Band nach unten hin ab.

Athena ist in der üblichen Haltung dargestellt: mit Schild und Speer bewaffnet, zwischen zwei Hahnensäulen ausschreitend. Sie trägt einen ärmel- und faltenlosen, gegürteten Peplos, Helm und Ägis. Ihr Antlitz, im allgemeinen noch streng archaisch, lässt doch schon die Weichheit der späteren Zeit erkennen, so in der eine Linie mit der Stirn bildenden Nase und dem edel und weich geformten Kinn. Im mandelförmig gebildeten Auge ist die Pupille durch weisse Farbe deutlich gemacht. Athenas Helm, der, recht kunstvoll gebildet, in seiner auffallenden Grösse mit dem Helmbusch bis tief in das Stabornament hineinragt, hat eine eckige Backenklappe, die unten rechtwinklig vorspringt, einen grösseren, gleichfalls eckigen Nackenschutz, sowie einen Stirnbügel. Der Göttin Haar fällt auf die Ägis, deren Schuppen einfache Haken angeben, und die mit einem Saum mit Zickzacklinien versehen ist. Den Rand bilden kreisförmig sich ineinander ringelnde Schlangen; eine züngelt über die Schulter empor. In das Gewand, das dem geometrischen Stile sich verwandt zeigt, sind zwischen den eingeritzten Hakenkreuzen auch

Kreuzchen in blauer Farbe eingetragen. Das Gewand ist in Kniehöhe durch eine Spiralborte durchschnitten, die auch als Saum den unteren Rand des Kleides abschliesst. Des grossen runden Schildes Zeichen bildet ein sehr naturalistisch gebildeter Kentaur. Kunstvoller Schwung in der Linienführung des Leibes und das vorzügliche Einpassen der parallel laufenden Arm- und Beinbewegungen in den Kreisraum sind hervorzuheben.

Der Schaft der dori-schen, ohne Kanelüren gezeichneten Säulen, verjüngt sich leicht nach oben. Schmale Rillen, mit einem Spiralbesatz versehen, bilden den Übergang zum Echinus, der ziemlich niedrig ist und nach oben weit ausladet. In gleicher Breite, nur noch niedriger, sitzt der Abakos auf. Der Hahn hat eine gestreckte



Haltung, und durch dunkelrote Farbe sind sein breiter Brustgürtel, der Kamm und die Lappen hervorgehoben. Die übrige Befiederung an Hals, Flügeln und den gespreizten Schwanzfedern ist durch Einritzungen kenntlich gemacht. Senkrecht zur Achse der linken Säule läuft die erwähnte Inschrift in voreuklidischem Alphabet.

Auf Grund des auf der Rückseite dargestellten Wettfahrens eines Viergespannes darf mit vollem Recht angenommen werden, dass unsere Vase ein Siegespreis im Wagenrennen war. Der Wagentypus kann schon ziemlich entwickelt genannt werden. Auf zwei grossen, vierspeichigen Rädern ruht der Wagenkorb, dessen Lehnen vorn sehr niedrig sind, nach hinten aber weit und hoch ausbuchten. Der bärtige Wagenlenker, leicht nach vorn gebeugt, hält in der Rechten das Kentron, in beiden Händen die Zügel. Das Flattern des bis auf die Füsse reichenden Chiton im Winde ist noch nicht ausgeführt. Die Deichsel, schräg aufwärts gehend, trägt einen Pflock, von dem aus eine Metallstange zur Wagenbrüstung

zurückführt. Die Zeichnung der Pferdeleiber ist stark naturalistisch, während die kleinen Köpfe und das einförmige Parallellaufen der Beine an das streng Archaische erinnern.

Nichts Archaisches mehr hat die Dekoration am Vasenhalse an sich: ein Palmettenornament wechselt mit einem in drei Blüten ausgehenden Lotoskreuz; durch beide schlingt sich ein Band ineinandergreifender Ringe. Nach unten setzt sich, durch einen sich nur leicht erhebenden Wulst getrennt, das in schwarzen und blauvioletten Streifen alternierende Stabornament an.

In der älteren Gruppe der Panathenäenvasen scheidet v. Brauchitsch folgende Serien:

Serie I: 560 v. Chr. Der Typus der Vasen steht noch nicht fest.

Serie II: ca. 555—550. Fixierter Typus; die gedrungenen Formen der Athena bleiben; als Halsschmuck sind Palmetten und Lotosknospen verwendet; der Helm wird grösser, hat einen Nackenschutz, aber keine Backenklappen.

Serie III: ca. 545—530. Die eckige Backenklappe tritt auf; der Stirnbug fehlt meist noch; der Helmbusch wird höher, die Zahl der Ägisschlangen grösser; die Schuppen sind mangelhaft ausgebildet. — Hierbei zwei Unterabteilungen:

- 1) eine Reihe, wo die Backenklappe sehr gross ist und unten ein vorspringendes Ende hat,
- 2) eine Reihe, wo die Backenklappe kleiner wird, jedoch eckig bleibt, jener untere, vorspringende Teil aber fehlt.

Serie IV: ca. 525—515. Niedrige Mündung des Gefässes; hoher Helmbusch mit rotem Randstrich; abgerundete, dicke Backenklappen; die Ägis sorgsam mit Schuppen verziert; am faltenreichen Peplos eine vertikale Borte mit Mäander- und Spiralmotiven; auf den Schilden meist Tiergestalten und Kampfdarstellungen.

Serie V: ca. 520—510. Schlankere Form, schmalere Bildfelder, Verschwinden der Backenklappe; das schlankere Kapitell der dorischen Säulen; als Schildzeichen stets ein Pegasus.

Serie VI: 515 bis nach 500. Auftreten des Armelchitons.

Wir sehen, dass auf unsere Vase die meisten Merkmale der Serien III 1 und III 2 zutreffen. Als bestes Datierungsmittel für die panathenäischen Vasen diene v. Brauchitsch der Helm. Nach der Form des vorliegenden ist unsere Vase ans Ende jener Gruppe zu setzen, die noch die Backenklappe in eckiger Form, aber nicht mehr so gross zeigt, also die Mitte hält zwischen Serie III 1 und III 2. Indes hat der Helm auch schon den roten Randstrich, der als Charakteristik von Serie IV angeführt wurde. Der Peplos mit seinen Verzierungen weist auf ältere Zeit hin, während das naturalistisch gebildete Schildzeichen den Anschluss an jüngere Zeit verlangt. Wenn man nun beachtet, dass die charakteristischen Merkmale der einzelnen Serien wohl nicht allzustreng voneinander zu scheiden sind, sondern zum Teil nebeneinander gehen, wenn man ferner dem Bestreben, zu archaisieren, genügend Rechnung trägt, wird man wohl unsere Panathenäenamphora in die Zeit von 535—530 zu setzen haben.

C. H. Rother

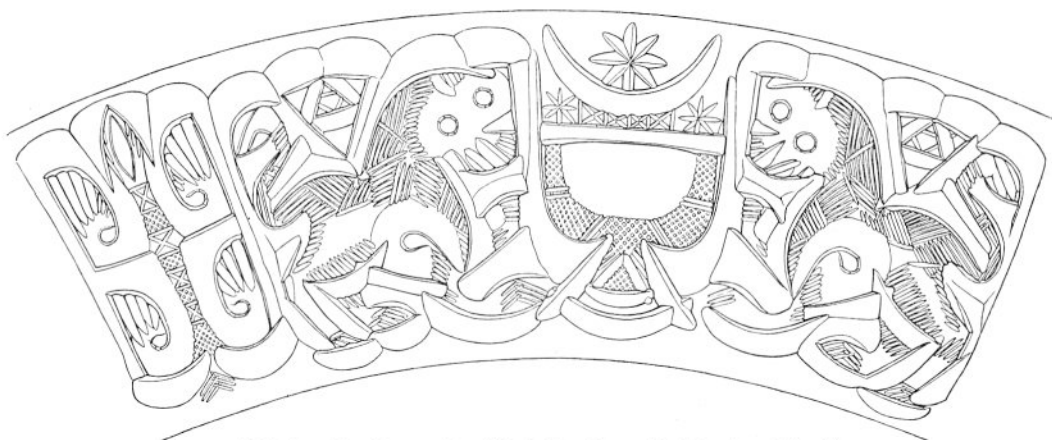


Abb. 1. Abrollung des Hedwigsglases in Breslau (Nr. 3)

DIE HEDWIGSGLÄSER

UND DIE VERWANDTEN FATIMIDISCHEN GLAS- UND KRISTALL- SCHNITTARBEITEN

Seit dem Altertum hat sich der Glasschnitt stets als eine Folgeerscheinung der Steinschneidekunst erwiesen. Der hochentwickelten Glyptik der hellenistischen Epoche folgten die hervorragenden Werke alexandrinischer Glaskunst, die geschnittenen Überfanggläser von der Art der Portlandvase, sowie die teils im Rheinland, teils im Orient gearbeiteten Netzgläser (*vasa diatreta*); im 17. Jahrhundert ging der gewaltigen Entwicklung des deutschen Glasschnittes die glänzende Periode der Bergkristallbearbeitung voraus, deren Höhepunkt Valerio Belli und die in Prag arbeitenden Steinschneider Rudolfs II. bedeuteten. So auch im Mittelalter. Im 10. Jahrhundert hatte sich in Ägypten eine fruchtbare und künstlerisch hochstehende Kristallschneiderschule entwickelt, von deren Erzeugnissen manches Stück auf uns gekommen ist. Die interessantesten und prächtigsten Arbeiten sind kegelförmige Kannen mit kurzem Ausguss und steilgebrochenem, mit dem Gefäßkörper aus einem Kristallstück herausgearbeitetem Henkel. Der Dekor besteht in gegenständigen Tieren (Löwen, Adlern usw.), und Ranken, die, in Hochschnitt ausgeführt, plastisch vom Grunde sich abheben. Die Konturen der prachtvoll stilisierten Tiere sind scharfgratig umrissen, die Innenzeichnung ist aus Riefen und Punkten gebildet. Die bekannten Hauptstücke dieser Gattung stehen im Schatz von S. Marco in Venedig, im Louvre (aus der Abtei von St. Denis) und im South Kensington Museum. Es schliesst sich ferner eine beträchtliche Anzahl von Arbeiten an, die weiter unten eingehender besprochen werden sollen. Zur Datierung und Lokalisierung der ganzen Gruppe ist eines der erstgenannten Stücke, eine grosse Kanne mit Löwenfiguren in S. Marco, von entscheidender Wichtigkeit. Der im Jahre 1364 in Kairo geborene, 1442 gestorbene Maqrizi schildert nach alten Berichten den im Jahre 1062 zerstörten Schatz des Kalifen Mostanser-Billah in

Kairo. Darin befanden sich u. a. achtzehnhundert Bergkristallgefässe aller Art, von denen eine ganze Anzahl den eingeschnittenen Namen des Kalifen Aziz-Billah trug. Nun will es der Zufall, dass die erwähnte Kanne in S. Marco auf der Schulter einen Inschriftfries besitzt, der sich auf diesen Aziz-Billah bezieht. Damit ist die Gruppe auf das 10. Jahrhundert — der Kalif regierte von 975 bis 996 — und mit grösster Wahrscheinlichkeit auch auf Ägypten festgelegt.

Im Anschluss an diese Kristallarbeiten ist nun eine Anzahl von geschnittenen Gläsern entstanden, die man unter dem Namen „Hedwigsgläser“ zusammenzufassen seit etwa 20 Jahren sich gewöhnt hat. Ein durch alte Tradition sanktioniertes Recht auf diesen Namen haben allerdings nur drei dieser Gläser, die in Breslau, Neisse und Krakau aufbewahrt werden; sie sollen der heiligen Hedwig, der 1243 gestorbenen und 1267 kanonisierten Landespatronin von Schlesien, als Trinkgläser gedient haben. Denselben Anspruch, wirklich echte „Hedwigsgläser“ zu sein, macht allerdings noch eine Anzahl von fünf Trinkgefässen; sie sind von E. von Czihak¹⁾ eingehend behandelt, sollen hier aber, da sie von absolut anderer Beschaffenheit sind, weggelassen werden. Der Name „Hedwigsgläser“ ist im weiteren Sinne dann aber auf alle die Glasbecher übergegangen, die in Form, Technik und Dekoration mit den seit längerer Zeit bekannten Arbeiten in Breslau und Krakau übereinstimmen. Da der Name sich für diese Gruppe nun einmal fest eingebürgert hat, wird man gut tun, ihn beizubehalten, anstatt durch eine andere — wissenschaftlich vielleicht präzisere — Taufe Verwirrung anzurichten.

Die Hedwigsgläser, über deren Herkunft man lange gestritten hat, sind systematisch zum ersten und einzigen Male im Jahre 1891 von E. von Czihak behandelt worden. Czihak gebührt das Verdienst, der Gruppe zugleich ihre richtige kunstgeschichtliche Stellung angewiesen zu haben. Nachdem Essenwein²⁾ sie für „abendländisches, also natürlich deutsches Erzeugnis des 13. Jahrhunderts“ erklärt hatte, nachdem Carl Friedrich³⁾ sie als im 14. Jahrhundert entstandene deutsche Nachahmungen orientalischer Vorbilder angesprochen hatte und schliesslich A. Hofmann⁴⁾ es nicht für ausgeschlossen gehalten hatte, dass sie böhmischen Ursprungs seien, da „die hier geübte frühe Form des sogen. Facettenstiles auf nicht gerade lose Verwandtschaft hinweise“, hat Czihak — nach dem Vorgange Gerspachs — durch den Vergleich mit der Kristallkanne von S. Marco die ganze Gruppe dem Orient zugeteilt. Die Hypothese deutschen Ursprungs widerlegt er endgültig mit vielen und stichhaltigen Gründen — es fehlt eben jeder Vorgang und jede Folge für derartig gutes Glasmaterial und für derartig entwickelten Glasschnitt im mittelalterlichen Deutschland. Dillon⁵⁾ hat allerdings vor kurzem die Frage: Orient oder Deutschland? wieder aufgeworfen und scheint sich für letzteres zu entscheiden; trotzdem aber ist

1) v. Czihak, Schlesische Gläser, Breslau 1891 S. 184—206.

2) Anzeiger des Germanischen Museums 1879 S. 34.

3) Die altdeutschen Gläser, Nürnberg 1884, S. 195 ff.

4) Kunstgewerbeblatt, N. F. 1889, 2. H. S. 11 ff.

5) Edward Dillon, Glass, London 1907, S. 114 ff.

der orientalische Charakter der Gläser so in die Augen fallend, dass die Frage kaum noch ernsthaft erwogen zu werden braucht.

Acht Hedwigsgläser von der uns hier interessierenden Art kannte Czihak vor zwanzig Jahren; er schloss seinen Artikel mit dem Satze: „Ich bin übrigens der Ansicht, dass ausser den vorstehend angeführten noch mehr derartige Gefässe vorhanden sind und hoffe, dass sie durch einen günstigen Zufall ans Licht gezogen werden“. Diese Hoffnung hat sich erfüllt. 1905 tauchte bei Gelegenheit der Breslauer Goldschmiedekunst-Ausstellung ein neues, bis dahin weiteren Kreisen unbekanntes Glas der Gattung auf (unsere Nr. 9), und in letzter Zeit hatte der Verfasser das Glück, noch drei weitere Exemplare hinzugesellen zu können, so dass der Bestand jetzt auf zwölf Stück angewachsen ist.



Abb. 2. Glas bei Frau von Röse in Berlin (Nr. 1)

Die kunstgeschichtliche Wichtigkeit der Gläser mag es rechtfertigen, wenn in der folgenden Beschreibung auch die von Czihak ausführlich behandelten acht Becher noch einmal einer kurzen Besprechung unterzogen werden.

Nach der Beschaffenheit des Dekors sind zwei völlig getrennte Gruppen zu unterscheiden. Die eine ist durch kraftvoll stilisierte Tierfiguren kenntlich, während die andere rein ornamentalen Schmuck trägt.

Der ersten Gruppe gehören sieben, sämtlich bereits Czihak bekannte Gläser an.

1. Das kleinste und einfachste Glas befindet sich im Besitz der Frau Generalmajor von Röse in Berlin. (Abb. 2.) Es wurde vor 80—90 Jahren bei Gelegenheit von Reparaturarbeiten an der Sakristei des Domes von Halberstadt gefunden. Das am Lippenrande etwa 5 mm dicke Glas hat eine stark grünliche Färbung und ist von vielen kleinen Bläschen durchsetzt. In kräftigem Tiefschnitt zeigt die Wandung zwei hintereinander her schreitende Löwen, die Körper in Profilansicht, die Köpfe von vorn gesehen. Die Augen gleichen runden flachen Knöpfen; die Innenzeichnung ist schematisch durch Gruppen verschieden orientierter Parallelriefen gegeben. Der freie Raum über jedem Tier ist durch ein Dreieckschild gefüllt. Der kräftig vorstehende Fussreif hat vier breite Einschnitte. H. 8,7 cm, Dm., oben 7,2 cm, unten 6,2 cm.

2. Anscheinend vollkommen mit dem vorigen identisch ist das im Kloster der Sœurs de Notre-Dame zu Namur befindliche Glas, das dem Verfasser nur aus der auch von Czihak angeführten Photographie bekannt ist. Soweit man erkennen kann, sind die Löwen, wie auch die Schilde bis ins Kleinste genau übereinstimmend mit denen des vorigen Bechers. Es wird sich also sicher um ein Glas, nicht um Kristall handeln.



Abb. 3 und 4. Glas in Krakau (Nr. 4)

Der Mantel des Glases kann unmöglich mehr Platz als für zwei dieser Löwenfiguren bieten. Die Fassung, Fuss und Deckel, gehört der Zeit um 1300 an. Der Becher dient als Behälter von Reliquien der heiligen Maria von Oignies.

3. Von derselben Hand geschnitten ist das Glas im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau (Taf. II und Abb. 1), das der Tradition nach im Besitz der heiligen Hedwig war. Da aber seine Höhe und sein Umfang beträchtlich grösser ist (H. 13 cm, Dm. oben 12 cm, unten 10 cm), ist der Dekor nicht auf die beiden Löwen beschränkt geblieben. Die Tiere schreiten vielmehr von beiden Seiten auf eine pokalartige Figur los, über der ein Halbmond mit Sternen sich befindet. Und auf der entgegengesetzten Seite ist eine stark stilisierte baumartige Darstellung angebracht. Neben den Parallelschraffuren treten bei dem Pokal und dem Baum noch Kreuzlinien auf, die bei dem ersten Glas nur spärliche Verwendung in den Schwanzspitzen der Tiere fanden. Die Farbe des Glases spielt leicht ins Rauchfarbene. Der glattrunde Fuss hat im 15. Jahr-



Hedwigsglas im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau



hundert eine silberne, von drei knieenden Engelfiguren getragene Randfassung erhalten.

4. Eine neue Variante zeigt das Hedwigsglas im Domschatz zu Krakau. (Abb. 3 und 4¹⁾. Zwischen den beiden Löwen steht hier hochaufrichtet ein Adler. (Höhe 9,9 cm, Dm. oben 10,9 cm, unten 7 cm). An diesem Glase haftet ebenfalls seit Jahrhunderten die Überlieferung, dass es der heiligen Hedwig gehört habe. Im 15. Jahrhundert hat es eine silbervergoldete Fassung erhalten in Gestalt eines hohen, sechspassförmigen Fusses. Auf zwei von den sechs Wandungen sind Rundmedaillons mit dem Haupte Johannis des Täuferes und dem Schweisstuch der heiligen Veronika aufgelegt; die anderen vier



Abb. 5. Glas in Amsterdam (Nr. 5)

Wandungen zeigen graviert den Pelikan, Simson mit dem Löwen, einen knieenden Abt mit Krummstab und die heilige Hedwig mit Gebetbuch und dem Modell des von ihr gestifteten Klosters Trebnitz.

5. Mit dem Krakauer Glas völlig identisch ist der aus dem Besitz der Prinzen von Nassau-Oranien stammende Becher im Rijksmuseum in Amsterdam. (Abb. 5.) Nur seine Dimensionen sind grösser. Er ist überhaupt bei einer Höhe von 15,3 cm, einem oberen Durchmesser von 12,7 und einem unteren Durchmesser von 11,2 cm das stattlichste Exemplar der ganzen Gruppe. Auch die Dicke des rauchtopasfarbenen Glases ist beträchtlich, etwa 6 mm. Der Fussreif zeigt keine Einschnitte. Unter dem Fuss befindet sich die eingeritzte Inschrift: „Als z diesz Glasz war alt tausend Jahr, Es Pfaltzgraff Ludwig Philipsen verehret war. 1643.“

6. Das Germanische Museum in Nürnberg besitzt ein Hedwigsglas, bei dem ausser den beiden hintereinander her schreitenden Löwen noch ein neues Tier vorkommt: ein Greif. (Abb. 6.) Das Glas ist rauchtopasfarben und hat eine Höhe von 9,5 cm.

¹⁾ Nach Alexander Przewdzicki und Ed. Rastawiecki, *Monuments du Moyen-âge et de la Renaissance dans l'ancienne Pologne*, Warschau 1855–58, 2. Serie Tafel A a.



Abb. 6. Glas in Nürnberg (Nr. 6)

Die sämtlichen sieben Gläser dieser Gruppe zeigen stilistisch und technisch eine so nahe Verwandtschaft, dass man sie derselben Werkstatt, ja wahrscheinlich sogar einer einzigen Hand zuschreiben muss.

Es sei an dieser Stelle gleich das Motiv des stilisierten Baumes, das auf zwei Exemplaren (in Breslau und Minden) vorkommt, einer kurzen Betrachtung unterzogen, da es die Veranlassung zu einer grundfalschen Hypothese gegeben hat. Friedrich nämlich wurde zu seiner irrigen Meinung, die Hedwigsgläser seien deutsche Erzeugnisse des 14. Jahrhunderts, verleitet durch eine Stelle im Inventar Karls des Kühnen von Burgund, woselbst angeführt ist „ung voirre taille d'un esgle, d'un griffon et d'une double couronne garny d'argent“. Er identifiziert nun, und jedenfalls ganz mit Recht, dies Glas mit einem der Hedwigsgläser. Am nächsten würde dies beschriebene Stück dem Mindener Exemplar stehen, das zwar keinen Greifen, dafür aber einen der sehr ähnlich gebildeten Löwen, ferner einen Adler und auch die „double couronne“, die doppelte Krone aufweist. In der Tat hat der stilisierte persische Lebensbaum — denn um nichts anderes handelt es sich bei der Darstellung — eine gewisse Ähnlichkeit mit zwei übereinanderliegenden Kronen. Und ebenso, wie der Schreiber des alten Inventars den Sinn der Darstellung nicht verstanden und sie in irriger Weise ausgelegt hat, hat Friedrich sich durch diese Auslegung das Auge blenden lassen. Für ihn ist es auch eine doppelte Krone, und er fragt sich nun: was kann es damit für eine Bewandnis haben? Und er kommt zu dem Schluss, dass damit die zweifache päpstliche Krone gemeint sein müsse, die durch Bonifaz VIII.

Der Bodenreif hat drei Ausschnitte. In gotischer Zeit ist das Glas auf einen hohen kupfervergoldeten Fuss aufgesetzt worden. (Die Abbildung zeigt das Stück ohne diesen recht nüchternen Fuss.) Stammt aus schweizerischem Besitz¹⁾.

7. Das letzte Glas dieser figürlich dekorierten Gruppe befindet sich im Domschatz zu Minden in Westfalen. (Abb. 7a und 7b.) Die Fläche des Bechers ist in drei Teile geteilt und zeigt den üblichen Löwen, den Adler und eine stilisierte baumartige Darstellung, ähnlich der auf dem Breslauer Glase. Die kupfervergoldete Fassung des als Reliquienbehälter dienenden Bechers gehört dem 14. Jahrhundert an. Die Höhe des rauchtopasfarbenen Glases beträgt ca. 10 cm; der Fussring hat die mehrfach beobachteten Ausschnitte.

¹⁾ Abb. des ganzen Bechers mit Fuss im Anzeiger f. Kunde d. deutsch. Vorzeit 1877 S. 232.

(1294—1303) im Jahre 1298 eingeführt wurde. Da aber Urban V. (1362—70) noch einen dritten Reif hinzufügte, so kann das in Rede stehende Glas nur zwischen 1298 und etwa 1370 entstanden sein. Damit ist für Friedrich die Hedwigstradition zerstört, und zugleich der Beweis für den abendländischen Ursprung der Gläser erbracht, denn ein Araber oder Sarazene würde unmöglich eine Papstkrona darauf anbringen. Die — bereits von Czihak erkannte — richtige Deutung der „double couronne“ als persischer Lebensbaum beweist dagegen vielmehr die unzweifelhafte Entstehung der Gläser im Orient.

Die zweite, rein ornamental verzierte Gruppe schliesst sich in Form, Material und Technik vollkommen an die erste an.

8. Im Domschatz zu Halberstadt befindet sich ein solcher Becher, dessen Wandung eigentümliche, schwer zu definierende Verzierungen aufweist. (Abb. 8.) Die Hauptmotive sind folgende: Ein oben herumlaufendes breites Band mit gekreuzten Strichlagen, unterbrochen von augenförmigen Ovalen. Darunter schliessen sich weitere tiefgeschnittene Ovalfelder an, in denen ein schraffiertes Mittelfeld stehen geblieben ist. Von oben herabgeführte breite Riefen endlich schliessen quadrierte Zwickel ein, unter denen nierenförmige Gebilde ausgeschnitten sind. Das Glas ist gelblichgrün, der Fussrand hat die üblichen vier Einschnitte. Die Höhe beträgt 9 cm, der Durchmesser oben 7,5 cm, unten 6,5 cm. Die silbervergoldete Fassung ist im 14. Jahrhundert hinzugefügt, als der Becher bestimmt wurde, Reliquien der Apostel Jacobus und Thomas zu bergen.



Abb. 7a und b, Glas in Minden (Nr. 7)

Mit diesem Glas schliesst die Reihe der von E. v. Czihak 1891 behandelten Hedwigsgläser.

9. Das Glas in der Gymnasialkirche zu Neisse (Abb. 9a und 9b) ist bereits von Hans Lutsch 1894 als zur Gruppe der Hedwigsgläser gehörig erkannt worden¹⁾. Auch an ihm hängt von altersher die Tradition, dass es im Besitz der Heiligen gewesen sei. Durch die Ausstellung von Goldschmiedearbeiten in Breslau 1905 ist es dann neuerdings ans Tageslicht gezogen worden; bei dieser Gelegenheit ist auch die in Abb. 9b wiedergegebene Tuschzeichnung hergestellt worden. Das Glas zeigt oben eine dem Halberstädter Exemplar sehr nahe verwandte Dekoration: das quadrierte, allerdings bedeutend schmalere Band und die augenförmigen Unterbrechungen. Im übrigen ist der Dekor einfacher und klarer: zwei aus einem durchschnittenen Kreis sich entwickelnde flügelartige Gebilde, die sich nach oben gegen einander schwingen und am Rande durch lange Einschnitte palmettenartig gezahnt sind. Am Fussreif wieder vier Einschnitte. Die Höhe beträgt 10,6 cm. Die reiche Fassung des Glases gehört verschiedenen Zeiten an. Der kräftige Fuss zeigt ausgesprochene Frührenaissanceformen und trägt oben auf vier Dornen Wappenschildchen. Auf dem Boden der inneren Fassung des Glases befindet sich ein graviertes Medaillon mit der hl. Hedwig und der Jahreszahl 1528, die vermutlich auch die Entstehungszeit der Fassung angibt. Das Glas stand jedenfalls frei sichtbar auf diesem Fuss auf; es ist dann in späterer Zeit zerbrochen worden. Um nun wenigstens die Scherben zu schützen, hat man gegen 1750 einen reichen Rokokomantel herum gelegt, der, viermal durchbrochen, einige Stellen des Glasbechers sehen lässt²⁾.

Die folgenden Gläser sind dem Verfasser in den letzten Jahren bekannt geworden.

10. In gräflich Asseburgschem Besitz befindet sich ein etwa 10 cm hoher Glasbecher von gelblichbrauner Färbung (Abb. 10), der eine sehr klare Schnittverzierung aufweist. Das bei den beiden vorigen Exemplaren beobachtete Quaderband ist zu einem Rudiment zusammengeschrumpft, das oben und unten grosse herzförmige, in einander eingreifende Feldumrahmungen verbindet. In den unteren Feldern sind schlichte spitze Blattformen, mit breiten Rippen und Kreuzlagen bedeckt, erhaben stehen geblieben, in den oberen ähnliche, am breiten Ende volutenartig aufgerollte Blätter. Der Fussrand ist glatt, ohne Einschnitte.

11. Das reichste Exemplar der rein ornamental verzierten Gläser befindet sich in der Glassammlung der Feste Coburg. (Abb. 11.) Seine Herkunft ist nicht mehr zu ermitteln. Das schmale Quaderband zieht sich wieder, achtmal unterbrochen, oben um die Wandung. In den Zwischenräumen sind hohe, runde Knöpfe stehen geblieben. Darunter hängen breite stumpfe Blattgebilde, strahlig gerippt und an den oberen Enden volutenartig aufgerollt. In der unteren Hälfte der Wandung entsprechen diesen ähnliche Doppelvoluten, durch einen tiefen, keilförmigen Einschnitt getrennt. Darüber in stumpfem

¹⁾ Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien Bd. IV S. 105.

²⁾ Vgl. den Katalog der Ausstellung von Goldschmiedearbeiten, Breslau 1905, Nr. 137.

Winkel zusammenlaufende Schraffuren. Zwischen den Volutenmotiven ziehen sich trennende Linien hin, die in der unteren Hälfte zusammenlaufen und in quadrierten Dreiecksformen endigen, die sich — den oberen Knöpfen entsprechend — achtmal am unteren Rande wiederholen. Der Fussreif zeigt acht Einschnitte. Die Höhe des rauchtropfenfarbenen Glases beträgt 10,3 cm, der Durchmesser oben 10 cm, unten 8,2 cm. Die ursprüngliche Dicke war beträchtlich, etwa 7—8 mm.

12. Endlich gehört in die Reihe der Hedwigsgläser noch ein schlichter, absolut undekoriertes Becher im Besitz des Grafen Bochholtz-Asseburg auf Hinnenburg bei Brakel in Westfalen. Seine Form mit dem typischen Fussreif sowie der durch Familientradition gesicherte Zusammenhang mit dem unter Nr. 10 beschriebenen Glase machen die Zugehörigkeit zu der Gruppe fraglos. Die Höhe beträgt 9 cm, der Durchmesser oben 6 cm, unten 5 cm¹⁾. Bei diesem Glase hat sich auch noch der alte, rautenförmig gepresste Lederbehälter erhalten, der dem 14. oder 15. Jahrhundert angehören mag.

Damit ist die Reihe der eigentlichen Hedwigsgläser — soweit bisher unsere Kenntnis reicht — geschlossen. Es gibt aber noch eine Anzahl von Glasgefäßen, die sich mehr oder weniger eng an unsere Gruppe anschließen und den Zusammenhang mit den schon erwähnten und den noch

¹⁾ Gültige Mitteilung des Herrn Pastor Trippenbach in Wallhausen, dem ich auch die Photographien von Nr. 10 und 12 verdanke.



Abb. 8. Glas in Halberstadt (Nr. 8)



Abb. 9a. Glas in Neisse (Nr. 9)

Kännchen in einem französischen Kirchenschatz, mit Ranken und Adlern¹⁾. Steinböcke in sehr ähnlicher Stilisierung besitzt der Fuss eines Bergkristallkelches im Louvre, dessen Kupa jedenfalls ebenso wie die abendländische Montierung einer späteren Zeit angehört²⁾.

¹⁾ Abgeb. bei G. Migeon, *Manuel d'Art Musulman*, Paris 1907, Bd. II S. 376, als in der Kirche von Marval befindlich. Nach *Tresor des églises . . . exposés en 1889 au palais du Trocadéro*, Paris 1889, Bd. I Tafel 38 steht dasselbe Kännchen in der Kirche von Milhaguet. Dagegen geben Havard, *Histoire de l'orfèvrerie française*, Paris 1896, S. 204, und Bock, *Mitteil. der k. k. Zentral-Kommission*, Wien 1864, S. 17, die Kirche von St. George les Landes (Haute Vienne), früher die Abtei Grandmont, als seinen Aufbewahrungsort an. Es handelt sich dabei unzweifelhaft immer um dasselbe Stück.

²⁾ Abgeb. bei Migeon a. a. O. S. 375. — Die Angaben Migeons in diesem Kapitel über Bergkristalle etc. sind übrigens mit Vorsicht zu benutzen; sie enthalten mehrfach Unrichtigkeiten; so sind mehrere der Hedwigsgläser als Kristallarbeiten angeführt!

anzuführenden Bergkristallarbeiten zur absoluten Gewissheit erheben.

Zuerst sollen die hierher gehörigen **Kristallarbeiten** einer zusammenfassenden und kritischen Besprechung unterzogen werden. Die stattlichsten Arbeiten sind die Kannen in Venedig (Abb. 12), im Louvre und South Kensington Museum. Ihr Hauptschmuck besteht in symmetrisch angeordneten Ranken mit palmettenförmigen, meist in Voluten auslaufenden Blattendigungen, sowie in gegenständigen Tierfiguren (Löwen, Adler, Adler mit Hasen; oben auf den Henkeln freiplastische Steinböcke — ganz erhalten nur auf der Kanne in S. Marco). Dem Stil der Dekoration nach schliessen sich eng an einige kleinere Kannen. Das von Pasini unter Nr. 115 auf Taf. 51 seines grossen Werkes über den Schatz von San Marco in Venedig abgebildete, fälschlich als Glas beschriebene Kristallgefäss in Silberfassung, dessen Wandung die üblichen Ranken und zwei liegende Tiere zeigt. Ferner ein ähnliches

Ein zylindrisches, als Kanne montiertes Kristallgefäß im Prado (Madrid) zeigt dieselben, in zartem Tiefschnitt ausgeführten Ranken, wie die Kupa des Louvrekelches; die Stilisierung dieser Ranken sowie die an dem Madrider Exemplar vorkommenden Vierpässe beweisen, dass beide Stücke frühgotische Arbeiten von jedenfalls französischer Provenienz sind. Diese Stücke gehören zu den grössten Seltenheiten abendländisch - mittelalterlichen Kristallschnitts.

Grössere Gefässe mit geschnittenem Dekor haben sich sonst nur in geringer Anzahl erhalten. Abgesehen von den nur facettierten Stücken, deren hervorragendste Vertreter die beiden auf der Münchener Muhammedanischen Ausstellung (1910) unter Nr. 2086 und 2087 verzeichneten Kannen im Hofmuseum von Wien und im Besitz von Herrn Stora in Paris sind, kommen hier nur noch wenige Stücke in Betracht: Eine grosse Vase mit späterer Fassung im Schatz von S. Marco¹⁾, unten mit einem Kranz langer, unten rundbogig verbundener Blätter versehen, die grosse Verwandtschaft mit einem Stuckfries der dem 9. Jahrhundert angehörigen Moschee Ibn Tulun in Kairo²⁾ besitzen, oben mit einem kufischen Inschriftfries, der für die Datierung belanglos ist. Weiter eine Kanne in der Kathedrale von Fermo, die die nächste Verwandtschaft mit dem Exemplar des Louvre zeigt. Sie besitzt sehr ähn-

¹⁾ Abgeb. bei Pasini, *Il Tesoro di San Marco*, Venedig 1886, Taf. 50a und bei Migeon a. a. O. S. 376.

²⁾ Abb. bei Prisse d'Avennes, *L'art arabe*, Paris 1877, Taf. 3, und bei E. Herzfeld, *Die Genesis der islamischen Kunst*, Zeitschrift „Der Islam“ Bd. I. Taf. 3.



Abb. 9b. Glas in Neisse (Nr. 9)



Abb. 10. Glas bei Graf Asseburg (Nr. 10)



Abb. 11. Glas in Coburg (Nr. 11)

Diesen Irrtum hat dann Essenwein weitergetragen¹⁾. Die früher in Köln befindliche Kanne (Abb. 13) hat in der Tat einige Ähnlichkeit mit dem Stück in S. Marco insofern, als auch sie gegenständige Löwen und Rankenornamente zeigt. Aber hier sind es zwei Löwenpaare und eine am Hals ringsumlaufende Borte von mäandrisch angeordneten Halbpalmetten. Und ausserdem weicht die Kölner Kanne in der Zeichnung beträchtlich von dem Venezianer Stück ab: es ist — bei aller stilistischen Ähnlichkeit — viel derber und roher gearbeitet. Die Tiere sind plumper, die Palmettenmotive schematischer; die Innenzeichnung mit vertieften Punkten ist weggefallen. Starke Verwandtschaft mit diesem Stück weist das Bruchstück einer Kristallschneiderei auf, das in ein aus Moutiers en Tarantaise stammendes Reliquienkästchen im Cluny-Museum eingelassen ist und zwei Steinböcke vor einer Palmette zeigt⁴⁾. Vermutlich handelt es sich bei diesen beiden Exemplaren um spätere Nachahmungen von Arbeiten jener Werkstatt, die die anderen Kannen mit Tierdekor gefertigt hat.

In engerem Zusammenhang mit dieser Werkstatt scheint eine andere Gruppe von Bergkristallarbeiten zu stehen. Das sind mehrere runde, oben und unten etwas abgeplattete,

lichen Dekor: zwei gegenständige Adler, Ranken und einen Inschriftfries. Der obere Teil des Halses mit Ausguss und Henkel fehlt (jedenfalls abgeschliffen¹⁾). Dann eine birnförmige Kanne mit abgesetztem Fuss und am Halse rund ansetzendem Henkel, die scheinbar verschollen ist. Das Berliner Kunstgewerbemuseum besitzt davon einen Gipsabguss, der die Notiz trägt „Original im Privatbesitz zu Cöln“. Neuerliche Nachforschungen haben keinen Erfolg gehabt; die einzige Erwähnung in der Literatur findet sich in einer Abhandlung „Über die christlichen Messkännchen“ von Fr. Bock²⁾, worin übrigens die Löwenkanne aus S. Marco zum Vergleich herangezogen und abgebildet, und diese dann irriger Weise als das Kölner Exemplar bezeichnet wird.

¹⁾ Abb. bei J. Guidi, *Di un varo arabo*, Actes du XI. Congrès international des Orientalistes, Paris 1897, Section III bei S. 40.

²⁾ *Mitteil. d. k. k. Zentral-Kommission* 1864 S. 10.

³⁾ *Kulturhistorischer Bilderatlas, II. Mittelalter*, Leipzig 1883, Taf. 22 Fig. 5.

⁴⁾ *Portefeuille des Arts décoratifs*, Paris 1888, Pl. 81.

durchbohrte Kugeln, die ursprünglich als Knäufe von Streitkolben gedient haben mögen. Der berühmteste von ihnen bekrönt das ungarische Königsszepter¹⁾. Eingeschnitten sind in ovalen Feldern drei Löwen, in den Zwickeln schlichte Palmetten. Die vertieften Umrahmungen der Ovale dienen zum Halt der in sie hineingelegten, filigranbesetzten Bänder der Fassung. Ein Schwesterstück dieses Knaufes, das in späterer Zeit ebenfalls zum oberen Abschluss eines Szepters oder Streitkolbens gemacht worden ist, ist aus der Sammlung des Prinzen Karl von Preussen in den Besitz des Berliner Zeughauses gelangt (Abb. 14). Es ist mit dem eben beschriebenen vollkommen identisch bis auf den Inhalt der Ovale: statt der Löwen sind hier eigenartige Vögel eingeschnitten, mit breiten, stilisierten Schwänzen und langen, gebogenen, vorn trompetenartig verbreiterten Schnäbeln. Einen ähnlichen, mit drei Greifen verzierten Knauf kleineren Massstabes besitzt der Bamberger Dom. Ihrer Form wegen mögen hier noch erwähnt werden ein scheinbar mit Palmettenornament verzierter Knauf eines Reliquiars in Milhoguet²⁾, sowie der mit S förmig verbundenen Halbpalmetten und Kreisornamenten geschmückte Knauf, der dem Mathildenkreuz des Essener Domschatzes als unterer Abschluss dient³⁾. Da dieses Kreuz zwischen 973 und 982 hergestellt ist, so ist damit auch dieser Knauf fest datiert. (Der höckerförmige Vorsprung, den Humann als Handgriff eines Gefässes erklären möchte, mag eher als abgebrochene Spitze eines Streitkolbens gedeutet werden; als Gefäss kann dieser zylindrisch durchbohrte Knauf nicht gedient haben.)

Direkt in eine Reihe mit den grossen Kannen in S. Marco, im Louvre usw. ist zu stellen eine Kristallkugel, die, im 17. Jahrhundert zu einer Vase aufmontiert, in der



Abb. 12. Kristallkanne in Venedig

¹⁾ Bock, Kleinodien des heil. Röm. Reiches, 1864, Taf. 15.

²⁾ Havard, Histoire de l'orfèvrerie française, Paris 1896, S. 209.

³⁾ Vgl. Humann, Die Kunstwerke der Münsterkirche zu Essen, Düsseldorf 1904, Taf. 20, Fig. 4. Im Textband zwei Zeichnungen und ausführliche Beschreibung auf S. 161.

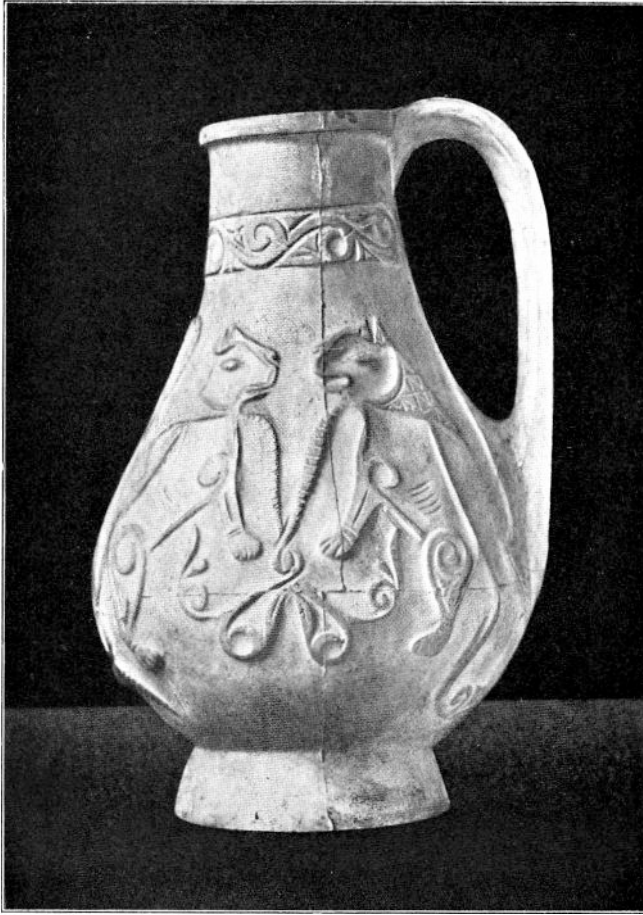


Abb. 13. Kristallkanne, früher in Köln (nach Gipsabguss) Kathedrale von Astorga steht¹⁾. Es ist nach der Abbildung nicht zu erkennen, ob das Stück ganz hohl oder nur zylindrisch durchbohrt ist. Der Körper ist ringsum bedeckt von schwungvollen Ranken, die in volutenförmig auslaufenden Palmetten endigen.

Nochmals die Verbindung von vegetabilischem Ornament und Tierfiguren zeigen zwei eigenartig gebildete Kristallgefäße. Das eine wird im Quedlinburger Domschatz aufbewahrt (Abb. 15). Zwei streng stilisierte Vögel — jedenfalls Adler — flankieren eine mit symmetrischem Rankenornament der üblichen Art verzierte Mittelsäule. Die Flügel der Adler sind in Halbpalmetten umstilisiert. Das höhere Mittelstück wie auch die beiden Tierfiguren sind zylindrisch durchbohrt und durch silberne Deckel verschlossen. Sie dienten natürlich als Reliquienbehälter. Die Deckel wie die übrige Fassung gehören bereits der gotischen Zeit an. Da Quedlinburg von den Ottonen sehr begünstigt wurde, steht der Annahme nichts im Wege, dass das Stück noch vor dem Tode Ottos III. (1002) in den Schatz gelangt und dann später neu gefasst worden ist. Ein im Aufbau identisches, in der Innenzeichnung aber abweichendes Reliquiar ist 1884 von G. Rohault de Fleury veröffentlicht worden²⁾; es soll aus Deutschland stammen und befand sich damals im Besitz einer M^{me}. Chenou. Die Fassung zeigt die Formen des 14. Jahrhunderts.

Zeitlich fest zu bestimmen sind weiter einige Kristallarbeiten, die ihrer Form wegen wieder völlig allein stehen. Die Reiche Kapelle in München bewahrt den aus dem Bamberger Dom stammenden sogenannten Pokal Heinrichs II. (1002—1024³⁾), dessen Kupa in unserem Zusammenhange interessiert. Es ist eine halbrunde, unten abgeplattete Schale von Bergkristall, mit einem Henkel von antiker Form. Die äussere Wandung ist mit den üblichen Palmettenranken dekoriert. Die Montierung des Stückes als Kelch mit einem zweiten Metallhenkel dürfte dem 11. Jahrhundert angehören und kann die Tradition, nach der Heinrich II. die Schale dem von ihm gegründeten

¹⁾ Las Joyas de la Esposicion Histórico-Europea de Madrid, 1892, Taf. 14.

²⁾ Revue de l'Art chrétien 1884 Bd. 27 Pl. VIII.

³⁾ Becker und von Hefner-Alteneck, Kunstwerke und Gerätschaften, Frankfurt a. M. 1863, Bd. III, Taf. 9.

Bamberger Dom gestiftet hat, nur stützen. Zur Gewissheit wird diese Überlieferung aber durch eine gleichgeformte Henkelschale mit sehr ähnlichem Dekor und durch ein dazugehöriges untertassenförmiges Gefäss, die in die von Heinrich II. vor 1014 gestiftete Kanzel im Aachener Münster eingelassen sind¹⁾. Gerade Heinrich II. scheint eine grosse Vorliebe für derartige Kristallarbeiten gehabt zu haben; auch das später zu erwähnende Fläschchen in Borghorst steht mit ihm in Zusammenhang, und endlich wird auch der unter dem Namen „Lampe der heil. Kunigunde“ bekannte Reliquienuntersatz im Dom von Bamberg²⁾ traditionell als Eigentum der heil. Kunigunde, der Gemahlin Heinrichs, erklärt. Diese seltsame Arbeit besteht aus mehreren, durch Goldfassung verbundenen Kristallstücken, die auf einem dreiseitigen, von drei plastischen Löwenfiguren getragenen Untersatz aufstehen.



Abb. 14. Kristallkugel in Berlin

Eng an die Gruppe der Henkelschalen ist weiter anzuschliessen ein rundbauchiges Fläschchen mit langem zylindrischen Hals im Domschatz zu Halberstadt (Abb. 16), dessen Körper und Hals die bekannten Palmettenranken zeigen. Das mit zierlicher Filigranfassung versehene Stück hat eine Höhe von 17 cm. Im Schatz von S. Marco in Venedig befindet sich eine etwas kleinere Flasche mit zylindrischem Körper³⁾; die straffe Horizontalprofilierung und der Rankendekor verweist sie in die nächste Nähe des Halberstädter Exemplars; der Hals des Stückes von S. Marco trägt die kufische Inschrift „Ruhm dem ewigen Gott“. Pasini, dessen Angaben vielfach der genauen Nachprüfung bedürfen, bezeichnet das Material des Fläschchens als gegossenes Glas; schon die Abbildung zeigt deutlich, dass es sich um Schneidarbeit handelt, und die Prüfung an Ort und Stelle lässt das Material klar als Kristall erkennen. Hier muss weiter erwähnt werden das Bruchstück eines zylindrischen Gefässes, das in Conques gefunden wurde und dort bewahrt wird⁴⁾.

Neben diesen relativ grossen Flaschen hat sich nun weiter eine ganze Reihe kleiner Fläschchen von schlanker zylindrischer Form mit engerem hohen Hals und kleinem, sich verjüngenden Fussfortsatz erhalten, meist wiederum mit den Palmettenranken dekoriert. Sie dienten durchweg als Reliquienbehälter. Charak-



Abb. 15. Kristallfläschchen in Quedlinburg

¹⁾ Abb. bei Bock, Karls des Grossen Pfalzkapelle, Aachen 1866, S. 79.

²⁾ Becker und von Hefner Alteneck a. a. O. Bd. III Taf. 37.

³⁾ Pasini a. a. O. Taf. 28 Nr. 36.

⁴⁾ Babelon, Histoire de la gravure sur gemmes en France, Paris 1902, Taf. 4 Fig. 9.



Abb. 16. Kristallflasche in Halberstadt
Kirche von Château-Ponsac (Haute-Vienne)⁷⁾, auf reichem, kelchförmigem Unterbau des 13. Jahrhunderts.

Die Palmettenmotive erscheinen weiter etwas dürftig an zwei kleinen Kristallbehältern in den Sammlungen Victor Gay und L. Carrand (Paris)⁸⁾, sowie in kräftiger Ausbildung

teristisch sind eine ganze Anzahl schmaler Horizontalreifen, die diese Gefäße gliedern, während der ornamentale Dekor immerhin einige Abweichungen erkennen lässt. Derartige Stücke sind erhalten: 1. in der Kirche zu Borghorst in Westfalen¹⁾, eingelassen in ein Kreuz, auf dem Heinrich II. noch als König, also vor 1014, dargestellt ist; 2. in der Sammlung Schnütgen, Cöln, mit vergoldetem Bronzefuss²⁾; 3. in der Sammlung Martin, Stockholm³⁾; 4. im Welfenschatz⁴⁾, als Mittelstück einer turmförmigen Monstranz des 14. Jahrhunderts; 5. in der Kirche von Arnac-la Poste (Haute-Vienne)⁵⁾, zwischen mehreren glatten Kristallzylindern auf reichem kelchartigem Unterbau des 13. Jahrhunderts; 6. im Kölner Kunstgewerbe-Museum (Neuerwerbung); 7. scheint hierher zu gehören das zylindrische Mittelteil eines Bronzeleuchters des 12. Jahrhunderts im Besitz des Barons Oppenheim⁶⁾, sowie 8. ein Fläschchen mit allerdings vierkantigem Körper und einem eigentümlichen Strahlenornament in der

1) Abgeb. in den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen, Kreis Olpe, Münster 1903, Tafel V.

2) Katalog der Muhammedan. Ausstellung, München 1910, Nr. 2081.

3) Ebenda Nr. 2082.

4) Abb. bei Neumann, Der Reliquienschatz des Hauses Braunschweig-Lüneburg, Wien 1891, S. 286.

5) Abb. i. Catalogue illustré de l'exposition rétrospective de l'art français, Paris 1900, S. 91 (Nr. 1637).

6) Abb. ebenda, S. 78 (Nr. 1592).

7) Abb. ebenda, S. 90 (Nr. 1596) und in den Annales Archéologiques Bd. XVIII, Paris 1853, S. 326.

8) Abgeb. als „Dolchknäuf“ bei Babelon a. a. O. S. 65. Die Ausführungen Babelons über den europäischen Ursprung vieler der bereits besprochenen Kristallgefäße sind undiskutierbar.



Abb. 17

Abb. 18
Kristallarbeiten in Quedlinburg
und Köln

Abb. 19

auf zwei flachen, etwa mitraförmigen Reliquienbehältern, die in den Schätzen des Quedlinburger Domes (Abb. 17) und der Münsterkirche zu Essen¹⁾ aufbewahrt werden. Ein Hals-Ansatz an dem Essener Stück macht es wahrscheinlich, dass die Arbeiten von Anfang an als Reliquienbehälter gedient haben, und nicht als Schachsteine, wie Migeon von dem Quedlinburger Exemplar als zweifellos behauptet²⁾. Dies Stück ist mit einer sehr fein gravierten Fassung des 15. Jahrhunderts versehen; das Essener Exemplar besitzt eine Fassung aus dem 13. Jahrhundert. — Auf einigen, jetzt in der Krypta der Quedlinburger Schlosskirche aufbewahrten Architekturfriesen kommt das Motiv der rückläufig ineinander übergeführten Halbpalmetten mit Volutenabschluss, wie es das Quedlinburger Reliquiar besonders deutlich zeigt, in ziemlich genauer Nachbildung vor.

Kristallarbeiten, die wirklich als Schachsteine anzusprechen sind, existieren mehrfach. So sind im Osnabrücker Domschatz noch 15 Steine von einem Schachspiel vorhanden³⁾, das der Tradition nach aus dem Besitz Karls des Grossen stammt; die Komtesse de Béarn besitzt 10 derartige Steine⁴⁾, im Halberstädter Domschatz befindet sich ein Pendant zu einem der Stücke in Osnabrück, und ein kleiner Knauf des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin ist ebenfalls absolut identisch mit einem der Exemplare in Osnabrück, ja vielleicht einer der 10 seit dem 17. Jahrhundert dort abhanden gekommenen Steine. Die meisten der hier aufgeführten Stücke sind wieder mit dem bekannten Palmettendekor versehen.

Einige Knäufe mit diesem Ornament schmücken weiter die Mittelsäulen zweier Leuchter im Schatz von S. Marco⁵⁾; der eine dieser Knäufe zeigt in der Anordnung der

¹⁾ Humann a. a. O. Taf. 20 Fig. 1.

²⁾ Manuel d'Art Musulman, Paris 1907, Teil II S. 377.

³⁾ Beschrieben und z. T. abgebildet bei Schriever, Der Dom zu Osnabrück und seine Kunstschatze, Osnabrück 1901, S. 39ff.

⁴⁾ Abb. bei Migeon, Manuel d'Art Musulman, Teil II S. 377.

⁵⁾ Einer dieser Leuchter abgeb. bei Pasini a. a. O. Taf. 58 Nr. 139.

Palmetten übrigens starke Verwandtschaft mit dem Asseburger Hedwigsglas. Endlich kommt ein ähnlicher, wenn auch nicht übereinstimmender Palmetten-Dekor noch an einem früher im Dom zu Bamberg befindlichen Fläschchen¹⁾ vor, sowie an dem Kristallkörper eines Reliquiars in der Kathedrale von Rheims²⁾. Hier scheinen die Palmetten in lauter ineinander übergehenden Kreisen zu liegen.

Die Art, den Oberschenkel eines Tieres in eine Palmettenranke aufzulösen, wie sie bei den grossen Kannen zu beobachten war, und die ein geläufiges Motiv der mittelalterlich orientalischen Kunst überhaupt ist, wiederholt sich bei der kleinen liegenden Löwenfigur in S. Ursula in Köln (Abb. 18, vermutlich auch eine Schachfigur), sowie auch bei dem Lamm im Domschatz von Münster in Westfalen (auf dem Deckel eines Reliquienbehälters aus Kokosnuss), das ursprünglich jedenfalls einen Löwen vorstellen sollte, und erst später zugleich mit der Montierung einen andern Kopf erhalten hat. Hier mag weiter des prachtvollen grossen Löwenkopfes im Museum von Karlsruhe gedacht werden, dessen Stirn- und Nasenbehandlung an die Art der volutenförmig endigenden Palmetten erinnert.

Sehr roh und nur andeutend sind endlich die Reliquienbehälter in Fischform geschnitten, von denen fünf erhalten sind: In der Klosterkirche Hochelten³⁾, 2 Stück in Quedlinburg⁴⁾, die Fassung des einen mit Widmungs-Inschrift Otto's III. (983—1002) (Abb. 19), in Borghorst in Westfalen⁵⁾, eingelassen in das schon oben erwähnte Kreuz vom Anfang des 11. Jahrhunderts, und in S. Severin in Köln als Anhänger an einem Kreuz des 12. Jahrhunderts⁶⁾.

Völlig allein steht der halbmondförmige Ring des Germanischen Museums in Nürnberg, früher in der Hofburgkapelle in Wien, der im 15. Jahrhundert eine reiche Fassung als Reliquienmonstranz erhalten hat. Er trägt als einzigen Schmuck in dekorativen kufischen Buchstaben den Namen des fatimidischen Kalifen Ez-Zahir (1021—1036).

Endlich sei noch erwähnt eine Gruppe kleiner Fläschchen, die nicht durch irgendwelches Ornament ausgezeichnet sind, deren Besonderheit vielmehr einzig in ihrer eigenartigen Form besteht. Es sind viereckige Fläschchen mit rundem Hals; an jede der vier Seiten ist aber noch ein linsenförmiges, konkav ausgebauchtes Gebilde mit zwei kleinen Querstegen in der Mitte angesetzt. Diese Gebilde sind länger als der Körper des eigentlichen Fläschchens und bilden daher gleichzeitig vier Standfüsse. Von diesen eigentümlichen Stücken sind sechs erhalten: In S. Severin (Köln), stark beschädigt, an einem Kreuze hängend⁷⁾. In S. Johann zu Burtscheid, als Reliquienbehälter gefasst⁸⁾. In Arras, im Kloster

¹⁾ Becker und von Hefner a. a. O. Taf. 37 c.

²⁾ Molinier, Histoire générale des arts appliqués, Bd. 4, Orfèvrerie, Paris. o. J., Taf. 9.

³⁾ Clemen, Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Kreis Rees, Fig. 40.

⁴⁾ Steuerwaldt und Virgin, Die mittelalterlichen Kunstschatze im Zittergewölbe der Schlosskirche zu Quedlinburg (1855), Taf. 10 und 11.

⁵⁾ Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, a. a. O. Taf. V.

⁶⁾ Bock, Das heilige Cöln, Leipzig 1858, Taf. 40.

⁷⁾ Bock, Das heilige Cöln, Taf. 40.

⁸⁾ Abb. bei Bock, Die Reliquienschatze der ehemaligen Reichsabteien Burtscheid und Cornelimünster, Köln 1867, S. 20.

der Augustinerinnen ebenso¹⁾. In der Sammlung Martin, Stockholm²⁾. In der Münsterkirche zu Essen³⁾, am unteren Ende des von der Äbtissin Theophanu gestifteten Kreuzes. Die Entstehungszeit — wenigstens ein terminus ante — ist durch dies Stück fest bestimmt, da die Theophanu von 1039 bis ungefähr 1056 regierte. Im Dom zu Münster befindet sich ein weiteres Exemplar ebenfalls als Untersatz eines Kreuzes.

Über sonst noch in der Literatur erwähnte orientalische Kristallarbeiten in St. Riquier⁴⁾ und in Hildesheim⁵⁾ ist der Verfasser nicht in der Lage, nähere Mitteilungen zu machen.

Sicherlich ist hiermit die Reihe der in europäischen Kirchen und Sammlungen befindlichen Kristallgegenstände orientalischen Ursprungs nicht erschöpft; genauere Nachforschungen werden immer noch weitere Stücke zum Vorschein kommen lassen; aber man sieht bereits an der beträchtlichen Anzahl von über 70 Gegenständen, dass der Import aus dem Morgenlande ein sehr reger gewesen sein muss. Man wird nicht fehl gehen, wenn man vermutet, dass die Arbeiten in der Hauptsache während der Kreuzzüge mit Reliquien oder geweihter Erde mit zurückgebracht worden sind, vielleicht auch teilweise als Parfumfläschchen, zu welchem Behuf mehrere von ihnen wohl ursprünglich bestimmt gewesen sein mögen.

Als Herstellungszeit ist durch verschiedene Daten das 10. und 11. Jahrhundert sichergestellt; einzelne der Stücke befanden sich ja damals schon in Deutschland, andere sind durch ägyptische Herrschernamen aus jener Zeit fest datiert. Ausserdem lässt die stilistische Einheitlichkeit der Ornamentation nicht zu, einen noch längeren Zeitraum für



Abb. 20. Holzfüllungen aus Fostat

¹⁾ Abb. in Catal. illust. de l'exposition de l'art française, Paris 1900, S. 97 (Nr. 1589), und bei Havard a. a. O. S. 201.

²⁾ Katal. d. Muhammedan. Ausstellung in München 1910 Nr. 2079.

³⁾ Abb. bei Humann a. a. O. S. 162.

⁴⁾ Erwähnt bei Migeon a. a. O. S. 376 („Kristallzylinder“).

⁵⁾ Erwähnt bei Humann a. a. O. S. 163 („Knauf“).

die Entstehung der Arbeiten in Anspruch zu nehmen. Und als Entstehungsland kommt sicherlich auch nur Ägypten in Betracht. Die Namen der Fatimidensultane sprechen dafür. Dann muss man sich erinnern, dass Ägypten, speziell Alexandria, im Altertum die grösste Rolle in der Geschichte der Stein- und Glasschneidekunst spielte, und dass vermutlich eine, wenn auch verrohte Tradition sich durch das Mittelalter hindurch erhalten hat. Weiter spricht dafür das Zeugnis des im 11. Jahrhundert lebenden Reisenden Nassiri Khosrau, der prachtvolle, in Ägypten hergestellte Bergkristallarbeiten erwähnt. Und schliesslich sind stilistische Parallelscheinungen aus dem Gebiet der Stuckarbeit und Holzschnitzerei anzuführen. Gerade das immer wieder beobachtete Motiv der Flächenfüllung durch volutenförmig endigende Halb- oder Ganzpalmetten, die oftmals direkt in einander übergeführt sind (vgl. das kleine Quedlinburger Reliquiar), ist typisch für die ägyptische Kunst dieser Zeit. Gute Beispiele dafür sind die sehr kräftig geschnitzten Holzfüllungen im Museum von Kairo¹⁾ und im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin (Abb. 20), die aus den Schutthügeln von Fostat stammen, und die diese Palmettenmotive in allen möglichen Variationen aufweisen²⁾. Dass die Innenzeichnung nicht völlig mit der der Kristalle übereinstimmt, darf nicht wunder nehmen; das andere Material verlangt andere Bearbeitung. Das gleiche Ornamentprinzip aber ist nicht zu verkennen. Und diese Kairener Holzarbeiten wieder weisen sich aus als direkte Fortsetzungen der Holz- und Stuckdekorationen der Moschee Ibn Tulun, die bereits in den Jahren 876—878 erbaut worden war³⁾. Auch das Elfenbeinkästchen vom Jahre 966 im Louvre⁴⁾ liesse sich zum Vergleich hier heranziehen, und ebenso eine grosse Zahl ägyptischer Seidenstoffe, — diese besonders auch für die Stilisierung der Tiere⁵⁾.

Ist nun wirklich zwischen diesen Bergkristallarbeiten und den Hedwigsgläsern ein fester Zusammenhang zu konstatieren?

Da ein abendländischer Ursprung der Hedwigsgläser von vornherein aus dem Spiel bleiben muss, könnte man im östlichen Mittelmeergebiet an drei verschiedene Länder denken, die sich eingehender mit der Glaskunst beschäftigt haben, an Ägypten, Syrien und Byzanz.

In Byzanz ist die Glasschneidetechnik allerdings bekannt gewesen und hat — als Ausläufer antiker Traditionen — noch in der 2. Hälfte des 1. nachchristlichen Jahrtausends ausgezeichnete Arbeiten hervorgebracht. Das sind Schalen von beträchtlicher Grösse aus farblosem, leicht ins gelbliche spielendem Glas, deren Dekor in grossen, symmetrisch

¹⁾ Abb. bei Franz Pascha, Kairo, Leipzig 1903, S. 8.

²⁾ Sehr ähnliche Motive kommen allerdings auch in Syrien (Samarra) vor; ein Zusammenhang in der Ornamentik ist zwar sicher anzunehmen, aber Vorderasien, die Heimat der späteren Emailglastechnik, kommt für die Schneidearbeit in Glas oder Kristall nicht in Frage. Die sehr spärlichen dortigen Funde an geschnittenem Glas sind absolut unbedeutend.

³⁾ Abb. bei Prisse d'Avennes, *L'art arabe*, Paris 1877, Bd. I Taf. 3 u. 44, und Herzfeld, *Die Genesis der islamischen Kunst und das Mschattaproblem*, Zeitschrift „Der Islam“ Bd. I S. 37ff.

⁴⁾ Abb. bei Strzygowski, *Mschatta*, Jahrb. d. kgl. Preuss. Kunstsammlungen 1904 S. 264.

⁵⁾ Vgl. z. B. Migeon a. a. O. Fig. 334ff.

angeordneten Punktkreisen besteht, und deren beste Exemplare sich wiederum im Schatz von S. Marco befinden. Wie lange diese Glasschneidetradition sich gehalten hat, wissen wir nicht, schwerlich bis an die Wende des Jahrtausends; die einzige Glasarbeit des 10. bis 11. Jahrhunderts, die man wohl mit Sicherheit einer byzantinischen Werkstatt zuschreiben kann, ist nicht mehr geschnitten, sondern mit Gold- und Emailfarbendekor versehen¹⁾. Das Grundmaterial selbst ist ebenfalls farbig (violett) und — im Gegensatz zu den sehr dicken, geschnittenen Schalen der früheren Zeit — ziemlich dünn. Theophilus²⁾ beschreibt diesen farbigen Glasdekor als speziell griechisch, d. h. byzantinisch. Den Glasschnitt kennt er nicht, wohl aber die Bearbeitung des Kristalls³⁾, d. h. das Polieren, Durchsägen und Durchlöchern einfacher Kristallstücke. Was er sonst noch vom Erweichen des Kristalls vor der Arbeit schreibt, ist ähnlicher Unsinn wie die Legenden, die bei derselben Gelegenheit Heraklius⁴⁾ auftischt, und die dieser als Rezepte der Sarazenen bezeichnet. Wäre zu jener Zeit — Theophilus schrieb um 1100, die ersten Bücher des Heraklius stammen aus dem Ende des 10., das letzte Buch aus dem 12.—13. Jahrhundert — der Glasschnitt in Byzanz noch üblich gewesen, so hätten diese Schriftsteller bei den regen politischen und kommerziellen Beziehungen, die das oströmische Reich mit den westlicheren europäischen Ländern unterhielt, sicherlich Kunde davon gehabt. Byzanz also kommt — ganz abgesehen vom Ornament, das sich dort nicht unterbringen lässt — für die Entstehung der Hedwigsgläser nicht in Betracht.

Syrien besitzt eine sehr alte, bis in die vorchristliche Ära hinabreichende Glasindustrie. Niemals aber ist — soweit wir den Bestand bisher übersehen können — in seinen Glashütten die Schneidetechnik heimisch gewesen. Während hier im früheren Mittelalter als einziger ornamentaler Dekor aufgeschmolzene Fäden und gepresste Medaillons mit Tierfiguren vorkommen, ist Syrien später, besonders im 13. und 14. Jahrhundert, vollkommen zur Emailmalerei übergegangen, deren Anfänge wahrscheinlich in Mesopotamien zu suchen sind.

So kommt man für den Glasschnitt auch auf diesem negativem Wege wieder nach Ägypten. Aber es lassen sich auch genug positive Beweise dafür beibringen. Dass in der Fatimidenzeit überhaupt gutes Glas in Ägypten



Abb. 21



Abb. 22

Abb. 23
Glasfläschchen
in Berlin

¹⁾ Abb. bei Pasini a. a. O. Taf. 41 Nr. 82.

²⁾ *Schedula diversarum artium*, herausgeg. v. A. Ilg (Quellenschr. f. Kunstgeschichte, Wien 1874) Buch II Kap. 13 u. 14.

³⁾ Ebenda, Buch III Kap. 94.

⁴⁾ Heraklius, *Von den Farben und Künsten der Römer*, herausgeg. v. A. Ilg (Quellenschr. f. Kunstgeschichte, Wien 1873), I 4 und 12; III 9 und 11.

hergestellt wurde, bezeugt der schon einmal herangezogene Bericht des Nassiri Khosrau, der durchsichtiges Glas von grosser Reinheit erwähnt; und die Technik des Schnittes wird durch viele Funde als einheimisch ägyptisch nachgewiesen.

Sizilien, das man wegen seiner damaligen politischen Vereinigung mit Ägypten neuerdings mehrfach in diesem Zusammenhang mit in Frage gezogen hat, kann man ruhig aus der Debatte ausscheiden: das Land, das den Rohstoff fabrizierte, wird auch die Veredelung ausgeführt haben, und von Glasfabrikation in Sizilien ist nichts überliefert.

Das in Abb. 21 wiedergegebene dunkelgrüne ägyptische Glasfläschchen mit vier Spitzfüssen weist sich als verballhornte Nachbildung der sehr häufigen, aus Bein geschnittenen, koptischen Amulette von menschlicher Gestalt aus, die dem 7.—8. Jahrhundert angehören¹⁾. Derartige Fläschchen aus gelblichem, blauem und grünem Glase, sind in sehr grosser Zahl in Ägypten zutage gefördert. Eine zweite, zusammengeschrumpfte Phase zeigt Abb. 22, und bei Abb. 23 endlich ist kein Zweifel mehr möglich, dass solche Gebilde die direkten Vorbilder für die Gruppe der kleinen Bergkristallfläschchen mit den vier linsenförmigen, konkav gebogenen Ansätzen gewesen sind. Da eins dieser Fläschchen bereits zwischen 1039 und 1056 zum Schmuck des Theophanukreuzes in Essen verwendet worden ist, kommt für diese allmähliche Umbildung nur die Zeit vom 9. bis zum 10. Jahrhundert in Betracht. Derartige, relativ sehr kunstlose Glasschnittarbeiten haben die in der Kaiserzeit mit dem grössten Raffinement geübte Technik im mittelalterlichen Ägypten am Leben erhalten und die technische Möglichkeit für die Wiedererweckung dieser Kunst abgegeben, die sich nun, im 10. Jahrhundert, mit der Bearbeitung des Bergkristalles befasste und rasch eine zweite, glänzende Blüte zeitigte. Die geschicktesten Glasschneider wurden herangezogen, um für den Hof der Kalifen Arbeiten in dem edlen Material des Kristalls



Abb. 24. Glasfläschchen in Berlin

herzustellen, das — nach dem Bericht des Nassiri Khosrau — zuerst aus Maghreb, dann vom Roten Meer bezogen wurde. Eine wie grosse Tätigkeit die Kristallschneider entwickelten, zeigt das von Makrisi überlieferte, bereits erwähnte Inventar des Mostanser Billah, das mehr als 1800 Bergkristallarbeiten anführt.

Natürlich ist, da man ja über ein gutes, klares Glasmaterial verfügte, die hochgeschätzte Technik dann auch auf das Glas angewendet worden, um für weitere Kreise billigere Ware liefern zu können. So sind die kleinen Rundfläschchen mit Palmettenrankendekor, die uns — aus Bergkristall — in verschiedenen deutschen und französischen Kirchenschätzen begegnet sind (vgl. S. 68), auch in Glas nachgebildet worden, wie ein Exemplar der Sammlung Martin, Stockholm²⁾,

¹⁾ Vgl. Beschreibung der Bildwerke der christlichen Epochen, Band 3, I. Altchristl. Bildwerke (bearb. v. O. Wulff) Taf. XXII.

²⁾ Katalog der Muhammedan. Ausstellung in München, 1910, Nr. 2080.

beweist, das aus blaugrünlichem Glas besteht. Die Profilierung des Fläschchens stimmt mit jenen Stücken genau überein, nur die Palmettenranke selbst ist steifer und lebloser gezeichnet. Sicherlich aber handelt es sich hierbei nicht um ein noch unvollkommenes Vorbild, sondern vielmehr um eine etwas zaghaft - plumpe Nachahmung der Kristallarbeiten. (Die deutschen Edelsteinschneider des 17. Jahrhunderts bezeichneten solche ungeschickte Nachahmer als „Stimpler“.)



Abb. 25. Glasschale in Venedig

Dasselbe ist zu sagen von einem kleinen aus Ägypten stammenden Glasfläschchen des Kaiser Friedrich - Museums in Berlin, das eine direkte Nachbildung des S. 67 angeführten Kristallfläschchens in S. Marco (Pasini Taf. 28 Nr. 36) ist, allerdings mit sehr vereinfachtem und vergrößertem Rankendekor. Ferner vergleiche man die Schneidearbeit auf der ebenfalls dem Kaiser Friedrich-Museum in Berlin gehörenden, in Ägypten ausgegrabenen Rundflasche (Abb. 24) mit dem Zepterknäuf des Berliner Zeughauses (Abb. 14). Es ist ganz evident, wie der Glasschneider mit unzulänglichen Mitteln eine möglichst genaue Kopie der Vogelfigur auf dem Kristallknäuf zu geben versucht hat. Alle Details sind vorhanden: der zur Volute umgerollte Flügel, der hochgelegte, ins Rund hinein komponierte Schwanz und die symmetrische Angabe der Schwanzfedern; aber das Ganze ist auf dem Fläschchen mit derben, kräftigen Furchen eingehauen, während der Kristallschneider sich viel feinerer Instrumente bedient haben muss. Jedenfalls ist an der Abhängigkeit des Glasschneiders von dem Vorbilde des Kristallschneiders kein Zweifel möglich. In die Nähe dieser Flasche gehört weiter ein Scherben im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin, der das Vorderteil einer sehr ähnlich stilisierten Tierfigur (vielleicht eines Greifen) zeigt, das aus einer auf farblos durchsichtiger Glasunterlage aufgeschmolzenen grünen Überfangschicht ausgeschnitten ist.

Der Schatz von S. Marco enthält neben den bereits angeführten Kristallarbeiten noch eine halbkugelige Glasschale¹⁾ (Abb. 25), die ebenso nahe Beziehungen zu jenen wie

¹⁾ Pasini a. a. O. Taf. 40 Nr. 80.

zu den Hedwigsgläsern besitzt. Aus der ziemlich dicken Wandung sind in kräftigem Relief die Konturen von drei hintereinander herschreitenden Löwen ausgespart. Diese gratartigen Konturen sind — ebenso wie es bei mehreren der Kristallarbeiten, z. B. dem Knauf des Berliner Zeughauses (Abb. 14) und zum Teil auch bei der verschollenen Kölner Kanne (Abb. 13) zu beobachten ist — durch Querschnitte geriffelt, und auch die Innenzeichnung ist wie bei jenen (vgl. die grossen Kannen) durch eingetiefte Punkte angegeben. Eine Verwandtschaft ist bei aller Plumpheit der Glasschneiderei unverkennbar; andererseits zeigt das Stück auch viele Vergleichsmomente mit den Hedwigsgläsern, besonders mit Nr. 1 (Abb. 2). Die Frontalansicht des Kopfes, die rund hervortretenden Augen, die Andeutung der Schnauze durch einige Einschnitte, die Haltung und Schraffierung der Pranken, — alles das beweist einen stilistischen Zusammenhang, der nicht zufällig sein kann. Der einzige grosse Unterschied in der Innenzeichnung — bei der Schale vertiefte Punkte, bei dem Hedwigsglas parallel schraffierte Felder — liegt darin begründet, dass beim ersteren der ganze Körper des Löwen wie bei den Tieren der Kristallkannen vertieft ausgeschnitten ist, während er bei dem Hedwigsglase gleichmässig erhaben über dem weggeschnittenen Grunde stehen geblieben ist, und so unbedingt nach einer ausführlichen Innenzeichnung verlangte. So stellt sich die Schale von S. Marco als ein direktes Bindeglied zwischen den Kristallarbeiten und den Hedwigsgläsern dar. Als Analogon für die Stilisierung der Tiere sei noch hingewiesen auf die Schnitzereien des Elfenbeinkastens im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin (Abb. 26), der dem 10. bis 11. Jahrhundert entstammt und jedenfalls auch in Ägypten (oder Syrien?) entstanden ist, sowie auf die bei Franz Pascha, Kairo, Leipzig 1903, S. 83 und bei Strzygowski, Mschatta, a. a. O. S. 332 abgebildeten ägyptischen Adler dieser Zeit.

Endlich hat sich in Deutschland noch ein Glasgefäss erhalten, das eine ähnliche Stellung einnimmt zu den rein ornamental — mit Palmettendekor — verzierten Hedwigsgläsern, besonders zu dem unter Nr. 10 beschriebenen. Dies Stück (Abb. 27) befindet sich im Provinzialmuseum in Hannover und ist dorthin aus einem alten Lüneburger Kirchenschatz gelangt. Jedenfalls hat es, wie man aus dem runden Zapfen unter dem Boden schliessen muss, ursprünglich als Ölbehälter einer Hängeampel gedient, wobei der Zapfen in einen Metallring hineingesetzt wurde. Die von oben und unten ineinander eingreifenden Palmetten zeigen eine unverkennbare Verwandtschaft mit den entsprechenden Motiven des Asseburger Bechers; selbst die Volutenendigung bei den oberen und die Strichschraffierung bei den unteren Palmetten ist vorhanden.

Und wenn man dann diese Motive mit dem Ornament am Halse der Halberstädter Kristallflasche (Abb. 16) und mit der zweituntersten in Abb. 20 wiedergegebenen Holzleiste aus Fostât vergleicht, so wird — bei aller an den Glasgefässen vorgenommenen Umstilisierung — doch der absolut ägyptische Charakter der Glasornamentik klar werden.

Sowohl hier wie bei den Tierfiguren erweist sich der Dekor der Hedwigsgläser aber unbedingt als eine Weiterbildung, die auf dem Umwege über die herangezogenen Glasgefässe in S. Marco und Hannover von der Ornamentik der ägyptischen Kristall- und

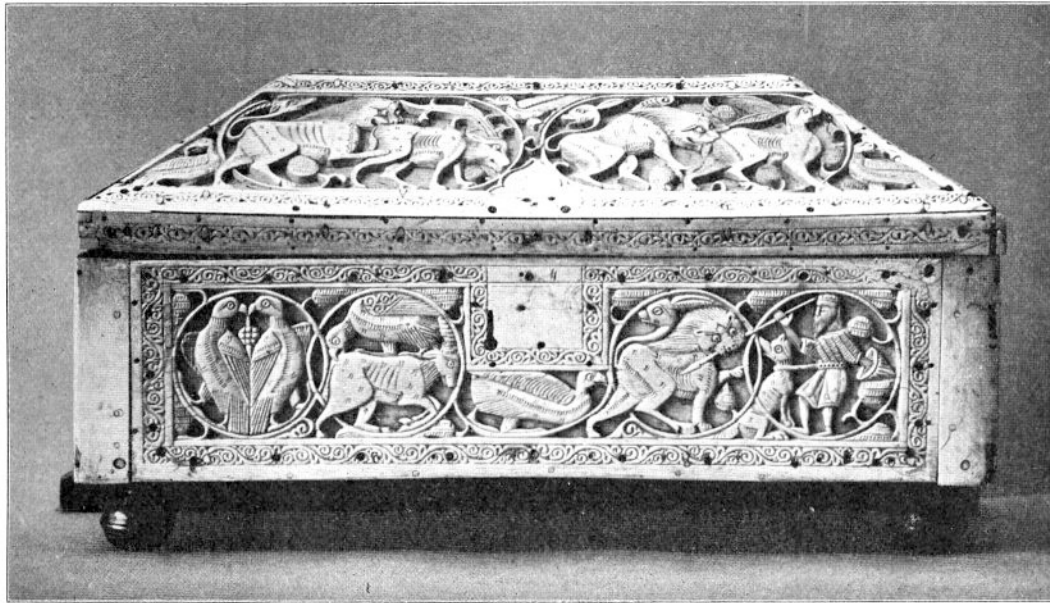


Abb. 26. Elfenbeinkasten in Berlin

Holzarbeiten abgeleitet ist. Sind diese also noch in das Ende des ersten Jahrtausends und teilweise noch in das 11. Jahrhundert zu datieren, so darf man als Entstehungszeit der Gläser am ehesten das 11. und 12. Jahrhundert ansprechen. Die wappenähnlichen Schilde auf einigen der Gläser und besonders die sicher als Wappen zu deutende Figur auf dem Breslauer Glase scheinen mehr für die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts zu sprechen, da die Wappen nach Franz Pascha¹⁾ erst unter den Eijubiden (von 1169 an) eingeführt wurden, während allerdings Stanley Lane-Poole²⁾ glaubt, dass der Gebrauch von Wappenschilden — wenn er auch eher mit Sicherheit nicht zu belegen ist — doch jedenfalls viel weiter zurückgeht. So steht denn auch der Annahme nichts entgegen, dass die an den in Schlesien bewahrten Gläsern haftende Hedwigs-Tradition zu Recht besteht, und dass die 1243 gestorbene Heilige wirklich im Besitz dieser ägyptischen Glasbecher gewesen ist.

Ein sehr viel späterer Import ist ausgeschlossen, da mehrere der Gläser eine Fassung des 13.—14. Jahrhunderts aufweisen.

Hier muss noch ein Punkt berührt werden: die meisten Hedwigsgläser besitzen im Fussrand eine Anzahl von tiefen Einschnitten, die sicherlich hergestellt worden sind, um für die Silberfassung einen festen Halt zu geben. Die plumpe, ungeschickte Art, mit der sie gleichsam eingehauen sind, sticht von der sauberen Technik der Ornamentik stark ab und beweist, dass sie erst nachträglich von der des feinen Glasschnitts unkundigen Hand eines abendländischen Handwerkers geschaffen wurden.

1) Franz Pascha, Kairo, Leipzig 1903, S. 83.

2) Lane-Poole, The Art of the Saracens in Egypt, London 1886, S. 227.

Die Fassung in Edelmetall aber bezeugt den hohen Wert, der in früher Zeit bereits auf die Becher gelegt wurde wegen ihrer kunstvollen, phantastisch-fremden Ornamentik, wegen ihrer Eigenschaft als Behältnis und Träger heiliger Reliquien von den Gestaden des gelobten Landes her, und endlich — bei einigen wenigstens — weil sich darin unter den Händen der heiligen Hedwig das Wunder der Verwandlung von Wasser in Wein vollzogen haben sollte. Dies liebenswürdige Begebnis im Leben der Heiligen — übrigens sehr verwandt mit dem bekannteren Rosenwunder ihrer Zeitgenossin, der 1231 gestorbenen heiligen Elisabeth, — ist nach der 1504 in Breslau erschienenen illustrierten Hedwigslegende in dem bereits erwähnten Aufsätze E. von Czihak's (S. 186ff.) ausführlich wiedergegeben worden.

Der Originaltext sei hier wiederholt: „*Czu einer czeit wart sy versaget bey yrem herrn von eynem kamerer wy das sy stetiges wasser trunck. Durch des willen er sere vnmutigk was vnd schaczte das von yr eyn torheyt vnd eyn grosse vrsache yrer kräckheit welche sy stetiglich leynt vnd vormeynte sy da von czu brenngenn mit güttiger vnderweysunge | vnd kam also vff dy stelle do sy pflagk czu essen | vnd vngewarnet hyn ein gingk do sy czu tische sass | vnd den becher vffhub der do vor yr gesaczt mit wasser was, vnnnd tranck dar aus | da entpfandte er in seynem munde gar kostlichen weynes schmack das vor lautter wasser was gewesen.*“

Berlin

Robert Schmidt



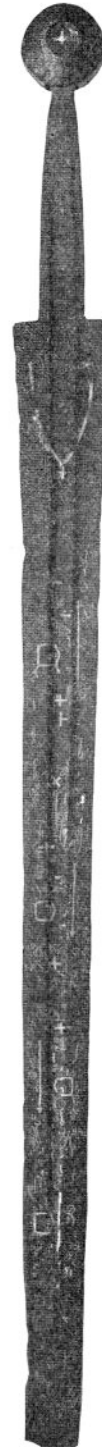
Abb. 27. Glasgefäß in Hannover

EIN PRUNKSCHWERT AUS DER ZEIT DER KREUZZÜGE

Gute mittelalterliche Waffen zählen im Antiquitätenhandel zu den grössten Seltenheiten. Was sich davon in Zeughäusern und Raritätenkammern erhalten hat, ist längst in festen Händen. Nur durch glückliche Funde wird der Bestand noch hier und da um ein oder das andere Stück vermehrt. Einem solchen Zufalle verdanken wir das hier abgebildete Schwert. Es ist vor reichlich vierzig Jahren in der Nähe von Zantoch an der Netze beim Torfstechen gefunden und bald nachher von Herrn Brauereibesitzer Pfauth in Landsberg a. W. aus den Händen der Bauern erworben worden. Durch seine Tochter, Fräulein Margarete Pfauth in Breslau, wurde es kürzlich unserem Museum zugewendet.

Das Schwert ist nicht vollständig erhalten. Abgesehen von der Griffhülse, die aus Holz mit Leder- oder Stoffüberzug bestanden haben wird, ist die Parierstange verloren gegangen und die Spitze abgebrochen. Die ursprüngliche Länge lässt sich daher nur ungefähr auf 95—100 cm angeben, die jetzige beträgt noch 86 cm. Die zweischneidige Klinge ist fast in ihrer ganzen Länge von einer breiten und flachen Hohlkehle durchzogen, die sich auch noch auf einen Teil der Angel fortsetzt. Nach der ziemlich schwachen Verjüngung scheint die Spitze zungenförmig und das Schwert somit mehr zum Hieb, als zum Stoss bestimmt gewesen zu sein. Seiner bedeutenden Länge entspricht der ohne Knauf 14 cm lange Griff, der bequem mit beiden Händen umspannt werden konnte. Der durch einfaches Umbiegen der Angel angenietete Knauf hat die Form einer aufrechten, durch Kegelstümpfe verdickten Scheibe. Diese Merkmale passen am besten auf die Zeit von etwa 1250 bis 1320. Damals wurde das mächtige Schlachtschwert „zu anderthalb Hand“ die Vorzugswaffe des ritterlichen Kriegers. Die Schwerter der Folgezeit sind im allgemeinen kürzer, statt des Hohlschliffs mit einem starken Grat versehen und von der Angel an gleichmässig zugespitzt. Gesichert wird die Datierung durch die figürlichen Darstellungen, welche beide Seiten der Klinge auf eine Länge von je 55 cm bedecken.

Die zu ihrer Herstellung angewendete Technik ist die Tauschierung. Man hat die Bilder mit dem Grabstichel durch schmale Rinnen umrissen, deren Grund durch kurze Querstriche feilenartig aufgerauht und millimeterbreite Metallstreifen darauf festgehämmert. Das Metall hat eine goldglänzende Farbe, ist aber doch nicht wirkliches Gold, sondern eine Kupferlegierung. Dies entspricht den auch sonst an mittelalterlichen Schwertern gemachten Beobachtungen. Nach



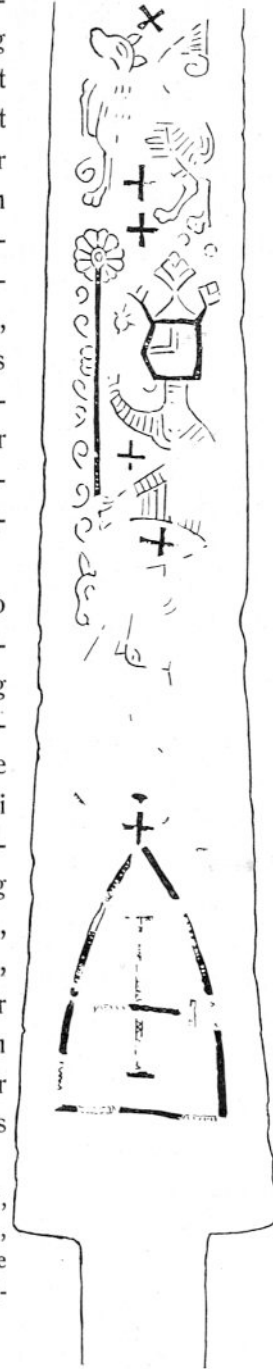
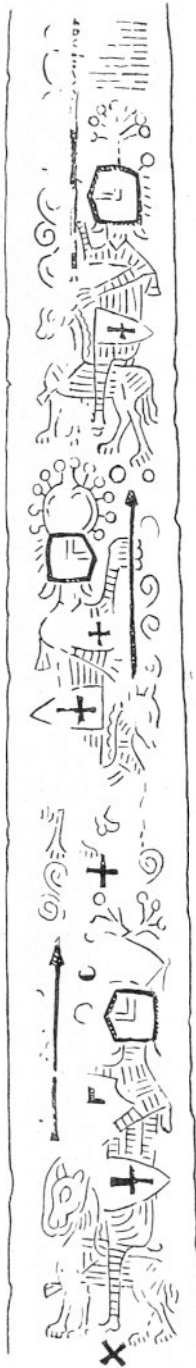
Wegeli¹⁾), der die Frage am eingehendsten untersucht hat, kommt für die ältere Zeit als Einlegematerial in erster Linie das Eisen in Betracht; erst später, und nicht vor dem 10. bis 11. Jahrh. werden Silber und eine oft mit dem Golde verwechselte gelbe Metallkomposition benutzt. Für die Verwendung massiven Goldes ist dagegen kein sicher verbürgter Fall bekannt. Die Einlagen stellen in der Regel Inschriften, Linienornamente oder seltener symbo-

lische und heraldische Tierfiguren vor, deren häufige Wiederholung auf fabrikmässige Anfertigung schliessen lässt. Einen ganz anderen Charakter hat die Darstellung auf unserem Schwerte. Leider ist sie zum grössten Teile zerstört. Es sind nicht nur die Metallstreifen vielfach herausgefallen, sondern auch die Gravierungen darunter vom Rost stark zersessen. Es bedurfte der ganzen Geduld und liebevollen Vertiefung einer Künstlerin wie Fräulein Pfauth, um aus den vorhandenen Resten ein leidlich klares Bild des Zusammenhanges zu gewinnen. Die nebenstehenden Abbildungen geben die eine Seite der Klinge wieder. Von der anderen, die im wesentlichen dieselbe Behandlung zeigt, ist nur der Wappenschild S. 82 abgebildet.

Die Komposition ist höchst eigenartig. Wo sonst Schwert- oder Dolchklingen mit einer Mehrzahl von Figuren geschmückt sind, ist die Anordnung gewöhnlich horizontal. So schon auf den mykenischen Dolchen und ferner z. B. auf einem Schwerte des 12. Jahrhunderts im Züricher Museum²⁾. Bei unserem Exemplare sind die einzelnen Figuren übereinander gestellt, und zwar mit der Höhenrichtung nach der Spitze zu. Letzteres hat seinen guten Sinn, denn natürlich sollten die Bilder gesehen werden, wenn das Schwert in der Faust geschwungen oder auf der Schulter getragen wurde, nicht aber wenn es an der Seite hing. Eine Ausnahme machen nur die beiderseitigen Wappenschilde unterhalb des

¹⁾ Wegeli, Inschriften auf mittelalterlichen Schwertklingen, Zeitschrift für historische Waffenkunde, III S. 177, 218, 261, 290 und besonders 298 f. Hier wird auch die landläufige Ansicht widerlegt, wonach die Tauschierung den Abendländern erst durch die Araber bekannt geworden sei.

²⁾ Wegeli a. a. O. S. 212 Fig. 12.



Griffansatzes. Hier hat ein feines Formgefühl den Zeichner bestimmt, die langgezogenen Dreiecke der Verjüngung der Klinge anzupassen und dadurch zugleich zu erreichen, dass bei einer leichten Lüftung des Schwertes in der Scheide der sichtbar werdende Teil der Verzierung richtig orientiert war. Die Figurenreihe reicht von der Schildspitze bis etwa zum Ende der Hohlkehle und umfasst auf der abgebildeten Seite vier, auf der anderen fünf Ritter in voller Rüstung. Ausserdem ist einmal (Abb. rechts oben) ein langgeschwänztes Tier — vielleicht soll es ein Hund sein — zwischen zwei Reiter eingeschoben. Die einzelnen Figuren sind durch kleine Kreuze getrennt. Abwechselnd sind die Reiter nach links und nach rechts gewandt. Mann und Ross stehen in argem Missverhältnis: jener ist mehr als doppelt so gross. Der Künstler hat sich eben bei dem Bestreben, die Erscheinung seiner Helden möglichst deutlich zu machen, nur nach der Höhe ausdehnen können, während ihm nach der Breite enge Grenzen gesetzt waren. Das auffälligste Ausrüstungsstück dieser Krieger ist ein grosser, über den Kopf gestülpter und das Gesicht völlig verdeckender Helm. Es ist der Topfhelm aus der Zeit der Kreuzzüge in seiner älteren Gestalt, mit flacher Scheitelplatte, schmalen Sehspalten und freischwebendem Rande. In dieser Form erscheint er u. a. auf Reitersiegeln und Münzen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts¹⁾, während er später kegelförmig gewölbt, mit einem beweglichen Visier versehen und zur Entlastung des Kopfes auf die Schultern aufgesetzt wird²⁾. Ebenso entsprechen die aus den Helmen hochemporragenden Zimiere den gleichzeitigen Darstellungen. Man erkennt Pfauenwedel, mit Federn oder Blättern besteckte Büffelhörner oder Reifen und eine dreiblättrige Krone. Striche und Zaddeln unter und neben den Helmen — am deutlichsten bei der obersten Figur links — rühren von den auf die Schultern herabwallenden Helmdecken her. Körper und Gliedmassen sind durch enganliegende Maschenpanzer geschützt. Darüber hat man sich einen über die Schultern gehängten und bis zu den Knien reichenden Waffenrock oder Mantel zu denken. Auf ihn gehen z. B. die Querfalten unter dem Schilde der untersten Figur links zurück. Auch die überall in Brusthöhe sichtbaren Kreuzchen können ihrer Stellung nach nur auf dem Obergewande angebracht gewesen sein. Dasselbe Abzeichen trägt der dreieckige kleine Schild, den jeder Ritter quer an seiner Seite hängen hat. Als Trutzwaffe halten die meisten in der Rechten eine senkrecht gerichtete Lanze. Nur der Reiter an der Spitze führt statt dessen ein Fähnlein, und der mit dem Kronenzimier einen Rosettenstab, also wohl einen langschäftigen Streitkolben, der zugleich als Feldherrnstab dient³⁾. Vom Schwerte ist nirgends eine Spur zu bemerken, wie denn überhaupt viele Einzelheiten der Tracht und Bewaffnung infolge der schlechten Erhaltung im Dunklen bleiben.

¹⁾ Seyler, Geschichte der Siegel, Fig. 126, 133, 214, 215, 357, 358, 382. — Friedensburg, Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter, Taf. I 44—53; Taf. IX 435—438.

²⁾ Seyler, a. a. O., Fig. 144, 217. — Boheim, Handbuch der Waffenkunde, S. 28 ff.

³⁾ In gleicher Weise, d. h. von oben als Rosette, statt von der Seite gesehen, sind die zackigen Streitkolben der Engländer auf dem Teppich von Bayeux. Für die Länge des Schaftes finden sich Belege in der Romanliteratur des 13. Jahrh. Vgl. Boheim, a. a. O., S. 358.

Die Bedeutung des Ganzen aber ist klar. Es ist der Aufzug einer ritterlichen, zum Kampf gerüsteten Schar unter einem Anführer, einer Fahne und einem Zeichen. Dieses Zeichen ermöglicht ferner eine nähere Bestimmung der Persönlichkeiten. So verbreitet das Kreuz auch als Wappenfigur war, so ist doch die Art, wie es hier als gemeinsames Abzeichen auf Schilden und Röcken angebracht ist, allein zu erklären, wenn seine Träger als Kreuzfahrer charakterisiert werden sollen. Blicke darüber noch ein Zweifel, so würde er durch den einen der beiden grossen Wappenschilde am Ende der Figurenreihe behoben: er zeigt das Krückenkreuz, das einst die Zinnen der heiligen Stadt bekrönt hatte und von den Königen von Jerusalem in ihr Wappen aufgenommen war¹⁾. Fraglich ist nur, ob wir an Kreuzfahrer im allgemeinen oder an Ordensritter zu denken haben. Sowohl die Templer als auch die Brüder vom Deutschen Hause führten, nur in der Farbe verschieden, das schlichte Balkenkreuz. Aber dem Hochmeister der letzteren, Hermann von Salza, war vom König Johann für sich und seine Nachfolger das Recht verliehen worden, in ihrem schwarzen Ordenskreuze das goldene Kreuz von Jerusalem zu führen²⁾. Von diesem Rechte haben die Hochmeister auf ihren Münzen und Siegeln seit den ältesten Zeiten Gebrauch gemacht³⁾, aber wohlgemerkt, stets in Verbindung mit dem Balkenkreuze; der Fall, dass das Krückenkreuz auf einem Hochmeisterwappen allein stände, ist nach Auskunft des besten Kenners der Ordensdenkmäler, Herrn Geh. Baurats Steinbrecht in Marienburg, nirgends vorgekommen. Wäre also das Krückenkreuz auf dem Schilde noch von einem einfachen Balkenkreuze umgeben, so könnte das Schwert nur von einem Hochmeister des Deutschen Ordens herkommen, andernfalls hat es ziemlich sicher mit den Ordensrittern nichts zu tun. Nun lässt sich mit Bestimmtheit sagen, dass keine vertiefte Umrisslinie für ein Balkenkreuz auf dem Schilde vorhanden war. Es bliebe also höchstens die Möglichkeit, dass



der Schwertfeger dem Kontrast zuliebe das Kreuz durch blosse Schwarzfärbung (Anlaufenlassen) des Metallgrundes angegeben hatte, wobei es dann durch den Rost bis auf die letzte Spur ausgetilgt worden wäre. Auch das auf dem rückseitigen Schilde sichtbare Geschlechtswappen: ein steigender gekrönter Löwe, ist für die Ordensbeziehung kaum verwertbar. Von den Gebietigern des 13. Jahrh. führten zwar der Hochmeister Conrad I von Thüringen (1239—1241) und der Landmeister von Preussen, Heinrich von Wida (1239—1244) dieses Bild⁴⁾. Allein Conrad residierte in

¹⁾ So trägt z. B. der Schild Gottfrieds von Bouillon auf den Fresken des Lochstedter Ordenschlosses das Kreuz von Jerusalem. Vgl. C. Steinbrecht, Schloss Lochstedt und seine Malereien, ein Denkmal aus des Deutschen Ritterordens Blütezeit, Berlin 1910, S. 22 und Taf. IX.

²⁾ Joh. Voigt, Geschichte Preussens, II S. 93.

³⁾ F. A. Vossberg, Geschichte der Preussischen Münzen und Siegel, S. 8. — Dudik, Des hohen Deutschen Ritterordens Münzensammlung in Wien, S. 60.

⁴⁾ Der hölzerne, mit Leder überzogene Wappenschild Conrads wird im Archiv der St. Elisabethenkirche zu Marburg in Hessen aufbewahrt, wo sich auch sein Grabdenkmal befindet. Er zeigt den rot und weiss gestreiften Löwen von Thüringen auf blauem Grunde, unten zwischen den Hinterpranken ein kleines Schildchen mit dem Kreuz des Deutschen Ordens. Abbildung z. B. bei Warnecke und Doepler, Heraldisches Handbuch, Taf. I 2, und bei Ströhl, Heraldischer Atlas, S. 9. — Heinrich von Wida führte einen goldenen

Marburg und ist, soviel bekannt, niemals nach dem Osten gekommen, und bei Wida würde nach dem Gesagten das Jerusalemer Kreuz nicht an seinem Platze sein. Wenn somit die Deutung des Schwertes als Ordenswaffe äusserst unwahrscheinlich ist, so bleibt bei der Lückenhaftigkeit unserer historischen und heraldischen Kenntnisse für jene Zeit wenig Hoffnung, seinen einstigen Besitzer zu ergründen. Gewiss aber ist, dass es ein vornehmer Rittersmann geführt hat, der sich als Kreuzfahrer fühlte, sei es nun, dass er an der Spitze seiner Reisingen ins heilige Land gezogen war, sei es, dass er im heidnischen Osten für das Christentum stritt.

Auf eine ähnliche Unsicherheit stossen wir bei der Frage, durch welchen kriegerischen Anlass wohl das Schwert an seinen Fundort gekommen sein mag¹⁾. Zantoch liegt nahe dem Zusammenfluss der Netze und Warthe, an der einzigen Stelle, wo die breite Sumpfniederung zwischen Oder und Drage überschreitbar war. Zum Schutz dieses Überganges diente spätestens seit dem 11. Jahrh. eine Burg. Sie war von solcher Wichtigkeit, dass sie als Schlüssel des grosspolnischen Reiches galt und in den Grenzkriegen zwischen Polen, Pommern und Brandenburg immer aufs neue belagert, zerstört und wiederaufgebaut wurde. Eine Zeit lang, von 1234 bis 1248, gehörte sie auch den schlesischen Herzögen. 1244 unternahm Barnim von Pommern die Eroberung der Feste, gestützt hauptsächlich auf die deutsche Ritterschaft, die *virī strenuī et animosissimī*, wie eine polnische Chronik sie nennt. Der Versuch gelang zwar nicht, aber Boleslaw der Kahle von Schlesien, sah sich in der Folge doch genötigt, die Burg an seinen Schwager Przemysl I von Grosspolen abzutreten, der sie zu seiner Residenz erkor und gern daselbst weilte. In dieselbe Zeit fallen die ersten Versuche der brandenburgischen Markgrafen, ihre Macht über das rechte Oderufer auszudehnen. Zantoch wurde 1266 von Markgraf Conrad durch einen Handstreich eingenommen, bald darauf zwar zufolge eines Vergleiches geschleift, aber 1270 wieder aufgerichtet. 1278 gelang dem polnischen Herzog Przemysl II die Rückeroberung der Burg, doch fiel sie nach seinem Tode (1296) durch Vertrag endgültig an Brandenburg. Seitdem hat Zantoch aufgehört, in so eminentem Sinne, wie bisher, eine Grenzfestung zu sein, ein Grund mehr, dass wir unser Fundstück noch in das 13. Jahrh. zu setzen haben. Bei welchem jener Kämpfe und Überfälle, die noch dazu durch zahllose Raubzüge unbedeutender Art unterbrochen waren, das Schwert verloren gegangen ist, vermögen wir natürlich nicht zu sagen. Die Kostbarkeit der Waffe lässt vermuten, dass ihr Eigentümer im offenen Kampfe gefallen oder auf der Flucht im sumpfigen Gelände umgekommen ist.

Hans Seger

gekrönten Löwen im blauen Felde. Dass noch andere Hoch- oder Landmeister in jener Zeit den Löwen geführt hätten, ist ausgeschlossen. Von Ordensrittern führten ihn die Ellner (?), die Grafen Schwarzburg u. a., doch datieren die bekannten Beispiele alle erst aus dem 14., ganz vereinzelt vom Ende des 13. Jahrhunderts. Gefällige Mitteilung von Herrn Geh. Baurat Steinbrecht.

¹⁾ Für das Folgende dient mir als Quelle v. Niessen, Geschichte der Neumark im Zeitalter ihrer Entstehung und Besiedlung, Landsberg a. W. 1905, und desselben Verfassers Abhandlung: Die Burg Zantoch und ihre Geschichte, Schriften des Vereins für Geschichte der Neumark Heft II, Landsberg a. W. 1894.

NEUE BEITRÄGE ZUR SCHLESISCHEN MÜNZKUNDE

Die Jahresberichte des Museums geben zwar regelmässig auch eine kurze Übersicht über die neuen Erwerbungen unseres Münzkabinetts, doch kann dort auf die wissenschaftliche Bedeutung dieser Erwerbungen bei der gebotenen Kürze selbstverständlich nicht näher eingegangen werden. Nachdem überdies seit dem Erscheinen des Werkes von Friedensburg und Seger über die Münzen und Medaillen Schlesiens in neuerer Zeit zehn, seit dem der Nachträge zu des Erstgenannten mittelalterlicher Münzgeschichte Schlesiens¹⁾ elf Jahre verflossen sind, ist es eine lockende Aufgabe, einmal im Zusammenhange festzustellen, welche Münzen unserer Heimat wir seither neu kennen gelernt und was sie uns gelehrt haben. Diese Arbeit ist um so erfreulicher, als es uns gelungen ist, die wichtigsten der neu auftauchenden Stücke zu erwerben und damit unser Ideal, die Herstellung eines vollständigen schlesischen Münzschatzes, seiner Verwirklichung immer näher zu bringen.

A. MITTELALTER

Die Sammlung des Verfassers, über die Herr Direktor Seger im V. Bande dieser Zeitschrift S. 235 berichtet hat, liess uns bei ihrer Einordnung dieselbe Erfahrung machen, wie seinerzeit die Verschmelzung der Kabinette der Stadtbibliothek und des Museums: die Mannigfaltigkeit des Vorhandenen übertraf alle Erwartungen, und so stieg denn die Zahl unserer Mittelaltermünzen mit einem Schlage auf 3394 Stück. Aber auch diese stolze Zahl ist in den seither verflossenen drei Jahren noch erheblich vermehrt worden.

Für die älteste Zeit, die der kleinen Brakteaten nach polnischer Art, brachte uns der in Schlesiens Vorzeit N. F. V S. 64ff. beschriebene Fund von Jerschendorf nicht nur eine ganze Anzahl neuer Stücke wüsten Gepräges, die das numismatische Denkmal der unruhigen Zeit um 1195 bilden, und in den Pfennigen Meskos, des ersten oberschlesischen Herzogs, die hochwillkommene Ausfüllung einer unserer schmerzlichsten Lücken, sondern er bestätigte auch das Ergebnis der bisherigen Forschungen über die Zeitfolge dieser besonders interessanten Münzklasse. Allerdings hat seither Conrad Wutke in Bd. 5 der „Oberschlesischen Heimat“ S. 121 fg. — wenn ich urteilen darf: überzeugend — dargetan, dass die italienische Heerfahrt Boleslaws I. in den Jahren 1195—1198, die ich in Anlehnung an Grünhagen als geschichtliche Tatsache annahm und bei meinen Aufstellungen berücksichtigte, eine Erfindung jener Urkundenfälscher ist, die im 13. Jahrhundert eine so umfangreiche und für die älteste schlesische Geschichte so verhängnisvolle Tätigkeit entfaltet haben. Dadurch werden aber meine Annahmen nicht im geringsten erschüttert. Ob Boleslaw in Italien war oder wo sonst, ist für die Chronologie seiner Münzen völlig belanglos; denn es bleibt nach wie vor die auch von Wutke nicht bestrittene Tatsache bestehen, dass Schlesien nach 1190 von heftigen Unruhen und Kämpfen erfüllt gewesen ist, die im Gegensatz zu den

¹⁾ Von beiden Werken ist im folgenden immer nur die Nummer angeführt.

friedlichen Zeiten vorher und ihren schönen Münzen in jenen wüsten Geprägten ihren einem oft bewährten numismatischen Erfahrungssatz entsprechenden Ausdruck finden. Nach jenen Kämpfen, mit der Wiederherstellung des Friedens und der Einsetzung Jaroslaws als Bischof beginnt dann eine zweite Reihe schöner Münzen, die bis in die ersten Jahre Heinrichs I. reicht (538 fg.), und da die Bulle Innocenz III. vom 8. März 1198 an sich unangefochten bleibt, so steht auch nichts im Wege, den kostbaren Pfennig Jerschendorf Nr. 51 mit ihr, wie geschehen, in Verbindung zu bringen. Übrigens ist mir noch ein Fund derselben Zeit, leider nur in kärglichen Resten, bekannt geworden. Er enthielt mehrere Exemplare des seltenen Pfennigs mit dem Namen des Täufers (515), ein paar Ludolfs von Magdeburg (darunter Mader II 23) sowie einige Bernhards (darunter Eltze 16) und entstammt daher wiederum der Periode der Unruhen. Wir haben also drei scharf geschiedene Gruppen von Funden: Dahsau und Kreuzburg bringen das älteste, z. T. nach deutschem Muster geschlagene schlesische Geld, dann folgen, durch Głębokie und Oels angeschlossen, Rathau, Marschwitz, Jerschendorf und der eben erwähnte Rest (vielleicht ein versprengter Teil von Marschwitz) mit den wüsten Geprägten aus der Zeit um 1195, endlich Wieniec mit den letzten, wiederum besseren Münzen dieser Art. — Als Einzelerwerbung sei dann noch der Pfennig 489 genannt, den wir der Güte des Herrn von Mańkowski in Krakau verdanken. Hochwillkommen als das letzte uns noch fehlende Erzeugnis der deutschen Münzer Boleslaws, ist er von ausserordentlicher münz-, kunst- und kulturgeschichtlicher Bedeutung als Vorbild nicht nur für die späteren Brakteaten dieses Herzogs mit dem Namen derselben Kardinaltugend Caritas, sondern auch als Beweisstück des Ursprungs dieser Prägung aus dem Harz, wo man in Quedlinburg auf einem Pfennig des 11. Jahrhunderts die FIDES, auf Brakteaten aus der Zeit um 1200 KARITAS SPES FIDES findet, endlich als Seitenstück zu dem Wandgemälde in der Kirche zu Mollwitz, auf dem die Tugenden in weiblicher Gestalt den Heiland ans Kreuz schlagen (Schlesiens Vorzeit Bd. 2 S. 154).



Abb. 1


Die über 1100 Stück zählende Reihe der grossen Brakteaten von böhmischer Machart wurde u. a. durch einen kleinen Fundrest vermehrt, der gleich dem Funde von Grambschütz (Schlesiens Vorzeit N. F. IV S. 54ff.) jene merkwürdige Entartung eines älteren Geprägtes zeigt. Auf einem 15 mm grossen Stück der bisher nur im Durchmesser von 20 mm bekannten schönen Münze 145 sind Rosskopf und Turm so zusammengeschrumpft, dass die Darstellung wie ein kleiner Hirsch aussieht, und ein zu 405 gehöriges Stück mit Kreuz über Mond zeigt eine einem  ähnliche Figur. Daneben erfreuten uns ein herrliches Exemplar des bisher nur in einem mangelhaft erhaltenen Stücke bekannten Koseler Pfennigs mit dem Bock (115) und ein Pfennig mit dem halben Löwen und halben Adler (111), der in dem Perlenkreise vier undeutliche Buchstaben sehen lässt. Sehr erwünscht kam uns auch, ebenfalls durch die Güte des Herrn von Mańkowski, der noch nicht vertretene Brakteat mit den beiden Rücken an Rücken gestellten, hier ganz eng aneinander gerückten Vögeln (200), einem Seitenstück zu dem soviel besprochenen Doppeladler, der als Münze (198) wie



Abb. 2

als ältestes Siegelbild von Breslau eben doch nichts anderes als eine ästhetische Anleihe bei der Textilindustrie bedeutet. Emil Röhl hat zwar (Siegel und Wappen der Stadt Breslau, S. 8 Anm. 2) gegen diese Deutung, die er nur für die Münzen gelten lässt, eingewendet, die Siegel hätten eine „zu grosse rechtliche Bedeutung“ gehabt, „als dass ihr Hauptbild nicht genau nach den Wünschen des Inhabers hergestellt worden wäre, zumal es bei Städten doch auch die Genehmigung des Landesherrn haben musste“. Aber ist das übliche Rebus der Stadt, eine Mauer, ein Turm, oder eines jener sogenannten redenden Wappen mit gesuchten Anklängen: die Rebe von Winzig, der Baumstumpf von Haynau, das Rad von Ratibor, wirklich der Bedeutung, der Würde der Siegel entsprechender? Überdies besitzen wir in dem Siegel von Canth mit den zwei durch die ineinander verschlungenen Schwänze verbundenen Löwen (v. Saurma, Wappenbuch Tafel II 16) ein Gegenstück, das mangels jeder andren möglichen Erklärung ebenfalls nur aus einem Gewebemuster gedeutet werden kann.

Die Reihe der nun folgenden zweiseitigen „denarii quartenses“, die mit ihren 227 Stück in keiner andren Sammlung auch nur entfernt ihres Gleichen hat, wurde, abgesehen von



Abb. 3

einigen weniger erheblichen Stempelverschiedenheiten, durch eine so gut wie völlig neue Münze vermehrt: den als Nr. 435 nach einem unvollkommen erhaltenen, übrigens verschollenen Stück abgebildeten Pfennig, der ausser dem Adlerschild den Pfauenfederhelm zu zeigen schien. Jetzt sehen wir einen höchst eigentümlichen Helm vor uns, den wir in gleicher oder wenig unterschiedener Gestalt auf Siegeln dreier schlesischen Familien finden. Ein Siegel des Heinrich von Wiesenburg von 1279 (Pfothenhauer: Die Schlesischen Siegel von 1250 bis 1300 Nr. 16) zeigt zwei gleiche rosettenartige Figuren, die aber an Stengeln sitzen; Nr. 22, 44, 62 ebenda, der Familie Kittlitz und den Jahren 1290, 1324, 1310 angehörig, haben zwei mehr geschlossene Rosetten, die dafür unmittelbar auf dem Helm stehen; und Nr. 66 a. a. O., Vincenz von Schildberg 1318, weist nur eine Rosette auf. Hiernach spricht zunächst einmal die Vermutung nicht für die letztgenannte Familie, zumal diese sonst andere Helme führt (vgl. Pf. 30, 76). In Stellungen, die die Stempelschneider veranlassen konnten, ihre Wappen auf Münzen zu setzen, also als Territorialherren, Kastellane oder Hofrichter von Münzstädten, findet sich kein Kittlitz und von den Schildberg nur Luther, der 1324 als Hofrichter unter Boleslaw III. von Liegnitz genannt wird (Schles. Regesten 4303). Wo er dies Amt versah, ist nicht gesagt: in Liegnitz war damals ein nicht näher bezeichneter Johann Hofrichter (Reg. 4299 und 4356), in Brieg Zizibor (Reg. 3680, 3757); für Goldberg, Haynau und Lüben sind überhaupt keine Hofrichter erweislich. Da Luther nun auch hart an, wenn nicht schon ausserhalb der Zeitgrenze der Denarprägung steht, so ist sein Geschlecht ebenfalls auszuschalten. Bleiben also nur die Wiesenburg, von denen sich nun leider zwei zur Auswahl stellen: Bogusch, der am Hofe Heinrichs III. von Glogau lebte, 1293 als Kastellan von Krossen genannt ist und 1307 zum letztenmal vorkommt, während sein Vorgänger 1281, sein Nachfolger im Kastellanat bereits 1305 auftritt (Reg. 2703,

2291, 2941, 2854), und Heinrich, der Hofrichter von Breslau unter Heinrich IV., der ab 1291 sehr viel genannt wird und 1301 bereits tot ist (Reg. 2184, 2224, 2226, 2236, 2592). Die Entscheidung, welcher von beiden Geschlechtvettern auf unserem Pfennig gemeint, ob die Münze also nach Krossen oder Breslau zu legen ist, muss in Rücksicht auf die Allgemeingültigkeit des Gepräges der Hauptseite, und da auch weder die Randverzierungen noch etwa der Stil des Pfennigs anderweit nachweisbare Eigentümlichkeiten aufweisen, einstweilen dahingestellt bleiben.

Aus der Hellerzeit ist zunächst wiederum ein Fund zu verzeichnen. Ende Oktober 1905 in Nassadel bei Konstadt gehoben, enthielt er, ausser 4 Dukaten Sigismunds von Ungarn und 72 wegen schlechter Erhaltung unleserlichen Prager Groschen, 196 Breslauer Rempeller (554) in den üblichen Verschiedenheiten, daneben eine neue mit Hs. Mond, Rs. durchstrichenes Ringel, Liegnitzer Petrusheller (588) 194, Hedwigsheller Ludwigs von Brieg (592) 29, Glogauer mit der Madonna (648) 6, Oels (672) 106, Wohlau (674) 2, Schweidnitz (704) 102, Neisse (772) 22, Glatz (782 A) 1, Oppeln (797 und 798) 170 und 28, Ratibor (823) 2. Die Zusammensetzung ist die bei diesen zahlreichen Funden aus der Hussitenzeit übliche. Dann haben wir eine ganze Anzahl völlig neuer Gepräge zu verzeichnen. Das älteste und wichtigste ist ein Glogauer (Abb. 4), an sich tadellos erhalten, aber schwach ausgeprägt, so



Abb. 4



Abb. 5




Abb. 6



Abb. 7

dass die obendrein nachlässig geschnittene Umschrift leider unleserlich ist. Aber das **G** ist trotz des Durchgreifens des Stempels der Rs. sicher, und auch der Adler ist deutlich genug, um an ihm den Stil des 14. Jahrhunderts, wie er auf den ältesten Breslauern (551/552) ersichtlich ist, zu erkennen. Wir haben also in unserem Heller eine Frucht des der Stadt 1340 erteilten Münzprivilegs vor uns, ein überaus wichtiges Stück. Kaum minder wertvoll ist der Wohlauer (Abb. 5), der die vielleicht nicht ganz zweifelsfreie Zuteilung von 678 an Wohlau bestätigt, da er den Namensbuchstaben dieser Stadt zwischen den Hörnern des Stiers und über dem noch immer ungedeuteten Schild der Rückseite, ähnlich wie 682, die leider undeutbaren Münzbuchstaben WT zeigt. Besonders reich ist der Zuwachs an Hellern von Beuthen, sämtlich im Gepräge F. 818 gleich, also **B** und Adler zeigend, aber drei davon sind nach dem Stil offenbar älter als die bisher bekannten Stücke und haben kürzere Inschriften, die in einem Falle (Abb. 6) beiderseits deutlich **MONOBYTHO** lauten. Das vierte, stark kupferige Stück (Abb. 7) scheint mit einem Stempel geprägt zu sein, in den nach Tilgung oder allmählichem Entschwinden der Aufschriften mit Punzen beiderseits 4 neue, leider unkenntliche Buchstaben eingeschlagen worden sind. Zu dem im Ergänzungsbande unter 831 A beschriebenen Heller von Troppau aus dem Wilschkowitzer Funde berichtet E. Rzehak in der Ztschr. f. Geschichte u. Kulturgeschichte Österreichisch - Schlesiens Jahrgang 1907/8 Heft 1, dass es auch ein zeitlich unbestimmbares Siegel dieser Stadt gebe, das gleich dem Heller den Pfahl des Stadtwappens quer über den herzoglichen

Schild gelegt zeige. Danach ist das Gepräge der Münze wohl nicht, wie bisher angenommen, aus einem Versehen des Eisenschneiders zu erklären, sondern hat in beiden Fällen irgend eine, uns allerdings verborgene Bedeutung, vielleicht die Absicht, das Recht der Stadt an der herzoglichen Münze deutlicher zu machen. Neu hinzuzufügen ist bei Teschen noch ein in den Berliner Münzblättern N. F. II S. 283 abgebildetes Richtstück zu dem Heller mit  und gekröntem Adlerschild (804). Die Verwendung solcher Richtstücke (mittelalterlich „Stale“ genannt) ist bekanntlich ziemlich mannigfach: sie gelten als Proben für den Feingehalt, als Gewichte für die Wägung einer Anzahl Münzen, auch wohl als Geschenkexemplare des Münzmeisters und Münzherrn. Das vorliegende Stück dürfte mit seinen 2,70 gr das Gewicht eines Schillings (12 Stück) von Hellern der bezeichneten Art vorgestellt haben. Zu streichen endlich ist aus der Reihe der Schlesier der als wahrscheinlich glogauisch bezeichnete Heller mit dem böhmischen Löwen und gekröntem Adler (656a), da er ausweislich der Funde zweifellos nach Nürnberg gehört.

Auch die Groschenzeit bezw. der Ausgang des Mittelalters brachte zwei Funde. Der eine scheint sehr gross gewesen zu sein und sich alsbald in viele Hände verteilt zu haben: Proben kamen aus Breslau, Berlin und München, genaue Nachrichten liessen sich nicht mehr beschaffen. Vertreten waren sämtliche, auch die seltneren Gepräge auf Grund der Münzvereinigung von 1505. Der zweite Fund wurde Ende 1907 in Breslau auf dem Grundstück Berliner Strasse 71 gemacht. Er brachte an Schlesiern nur 2 Breslauer (566), drei Glogauer (655/56), 2 Neisser (777/78) und 1 Liegnitzer (599), dazu 202 Prager Groschen von Wladislaw II. (176), Ludwig II. (1) und Ferdinand I. (25), 3 Ungarn von 1522, 45 Märker von Joachim I., z. T. gemeinschaftlich mit seinem Bruder Albrecht, aus den Münzstätten Angermünde, Berlin, Frankfurt und Stendal, auch ohne Angabe der Münzstätte, und von den Jahren 1501 bis 1533, ferner 28 Groschen des polnischen Reiches — 1 von der Krone, 11 für Westpreussen, 12 von Danzig, 4 von Herzog Albrecht — aus den Jahren 1529 bis 1535, endlich noch ein paar vereinzelt Stücke von Braunschweig, Quedlinburg, Halberstadt, Meissen, sowie einen messingnen Rechenpfennig. Der Fund ist geldgeschichtlich wichtig: er zeigt das in den Urkunden beklagte Eindringen der märkischen Groschen, auf die dann die Polen folgen, welche letztere schliesslich im Lande — in Liegnitz und Krossen — nachgemünzt werden. Eine besonders wertvolle Neuerwerbung ist sodann der S. 308 meines Münzwerkes erwähnte, aus der Montenuovoschen in die Horskysche Sammlung übergegangene Stal des Jägerndorfer Groschens von Matthias Corvinus. Im Gegensatz zu dem oben erwähnten Teschner ist er kein Gewichtstück, sondern eine Probemünze für den Feingehalt oder auch nur ein Beleg der Münzung selbst. Einer Nachricht Rzehaks in den Mitteilungen der österr. Gesellschaft f. M. u. Medaillenkunde Januar 1909 verdanken wir die Bestätigung der angezweifeltten Aufstellung des Codex, dass der Groschen nur eine königliche, nicht eine städtische Münze sein kann: ein Gesetz des Matthias bestimmt in Erneuerung alter Vorschriften, dass die Münzen des Königreichs Ungarn auf der Hauptseite das Staatswappen, auf der Rückseite das Bild der heiligen Jungfrau oder des heiligen Ladislaus

und als Münzzeichen die Anfangsbuchstaben der Münzstätte und des Kammergrafen tragen sollen. Dieser Vorschrift entspricht der Jägerndorfer Groschen genau, und wir können danach auch die neben der Madonna erscheinenden Buchstaben J und S zu den Namen Jägerndorf und Sebald (Nesker), dem in der Urkunde Nr. 107 des Urkundenbuches genannten Kammergrafen, ergänzen (vgl. meinen Aufsatz in der Monatsschrift Oberschlesien Januar 1911). Die erfreuliche Feststellung, dass dem Museum nun auch ein Stück des Breslauer Dukaten von 1526 zugegangen, die Reihe dieser Goldmünzen also jetzt, soweit bekannt, vollständig in 14 Exemplaren vorhanden ist, beschliesse den dem Mittelalter gewidmeten Abschnitt.

B. XVI. JAHRHUNDERT

Die Münzen des Oberlehnsherren wurden am wesentlichsten vermehrt. Zunächst entschlossen wir uns den Taler Ferdinands I. ohne Jahr mit dem Adlerschildchen in der Umschrift der Rückseite aufzunehmen, da er von dem halben (14) trotz Fehlens der schlesischen Titulatur nicht wohl getrennt werden kann. Noch wichtiger ist ein Dukat von 1562, die bisher einzig und nur in diesem Stück bekannte Goldmünze Ferdinands I. Sie zeigt das Gepräge unserer Nr. 35 von 1563, die aus Dewerdeck entlehnt ist; Dewerdeck hat keine Quelle angegeben: ob er etwa die Jahreszahl falsch gelesen hat? Leider entgingen uns ein anderer Taler ohne Jahr vom Gepräge desjenigen von 1564 (41) und ein Richtstück des Hellers von 1549, das mit seinen 4 gr Gewicht wohl das Zwölfwache des Hellers (einen Schilling) darstellt. Von Maximilian erwarben wir den ganzen Guldentaler von 1573 und einen noch nicht veröffentlichten Pfennig vom selben Jahre. Die Liegnitzer Reihe erhielt in dem bisher noch unbekannt gewesenen Vierteltaler Friedrichs II. von 1546 einen Zuwachs, der um so erfreulicher ist, als er der ebenso vornehmen wie verständnisvollen Selbstlosigkeit eines schlesischen Sammlers, des Herrn Generals Gabriel in Neisse, verdankt wird. Es folgten der Sterbedukat Joachim Friedrichs vom Stempel des Groschens und sein als Fünfdukatenstück abgeschlagener Sterbehalbtaler, so dass sich diese Reihe nunmehr der aus demselben Anlass geprägten Karls II. von Oels würdig an die Seite stellt. Hinzutraten aus der unübersehbaren Reihe der Brüder Johann Christian und Georg Rudolf neben mehreren neuen grossen Gold- und Silbermünzen (s. u.) und einem herrlichen Stück des hochseltenen Wappengroschens von 1604 (1401) ein Groschen desselben Jahres vom Gepräge der Klippe 1403. Von Krossen kam zu einem uns übertrieben scheinenden Preise ein Taler Johanns vom gewöhnlichen Stempel aus dem Jahre 1544 auf den Markt. Die Ölser Reihe erhielt ein sehr erwünschtes Dreidukatenstück von 1527 mit dem Bilde Karls I. und mehrere noch fehlende Dukaten der späteren Zeit. Eine empfindliche Lücke füllte ein Schaustück Wilhelms von Rosenberg als Herrn von Reichenstein mit dem Spruch über dem Wappen, gleich den Goldmünzen 2495 und 2497, aber von Silber und vergoldet. Das Bischofsland Neisse erhielt, ausser ein paar Dukaten, eines der sehr seltenen medaillenartigen Goldstücke Johanns VI. mit der weidenden Herde (2574) im Gewicht von 7 Dukaten. Für Glatz erwarben wir den Pfennig Johanns ohne das übliche G (2803), den

Taler von 1545 und endlich aus der Sammlung Kull einen anderweit noch nicht veröffentlichten Dukaten Ernsts von 1550 vom üblichen Gepräge, so dass die Reihe dieser überaus seltenen Münzen jetzt aus 12 goldenen und 18 silbernen Stücken besteht. Bei Teschen sind die höchst interessanten kleinen Münzen noch weiter um Groschen, Kreuzer und Dreier verschiedener Jahre vermehrt worden, darunter das hauptrare Zweikreuzerstück Friedrich Kasimirs (2978). Neu sind ein Dreikreuzer von 1596 wie 2985, aber mit Wertziffer, und namentlich drei Weissgroschen mit Adler und St. Nikolaus: der eine von 1559 hat beiderseits die Us.: *Benedictio domini divites facit*, die beiden anderen von 1560 zeigen auf der Rs. den Heiligen mit seiner Namensumschrift, auf der Hs. der eine den Herzogsnamen, der andere den Spruch. Eine langersehnte Erwerbung ist der Taler Karls von Troppau von 1614 (3127), an ihn schliessen sich Dreikreuzer von 1629, bei denen die Münzzeichen W und S gegen den Gebrauch auf der Hs. stehen. Die Reihe von Jägerndorf endlich, durch zahlreiche Taler und die Dukaten von 1578 und 1610 (3257 und 3338) vervollständigt, hat auch mehrere Neuheiten aufzuweisen: einen Guldentaler von 1565, wie 3226, und zwei halbe Guldentaler von 1565 und 1572 vom Stempel der Nr. 3238 und 3244, dazu einen halben Reichstaler von 1596 (wie 3279) und einen jener merkwürdigen Heller nach Art der kaiserlichen Prägung (3222), aber von 1562.

C. KIPPERZEIT

Die Kipperzeit hat mit dem Mittelalter auch die Eigentümlichkeit gemein, dass infolge des fast durchweg sehr regen Prägebetriebes von fast allen Sorten sehr zahlreiche Stempelverschiedenheiten nachweisbar sind, die sich insbesondere in den Abkürzungen der Umschriften kenntlich machen. Es genügt hier die Bemerkung, dass wir auch in dieser Beziehung unsere Sammlung beträchtlich vermehrt haben. Unter den Neuerscheinungen ist zunächst aus der kurzen Prägung der Stände im Jahre 1621 die vielleicht seltenste und merkwürdigste Erscheinung der ganzen Kipperzeit zu verzeichnen: die als Nr. 8 abgebildete silberne Klippe im Gewicht von 5,9 gr., die auf der einen Seite den schlesischen Adler im Kranze ähnlich wie die runden Goldstücke zu 25 und 12 $\frac{1}{2}$ Talern, unten dicht

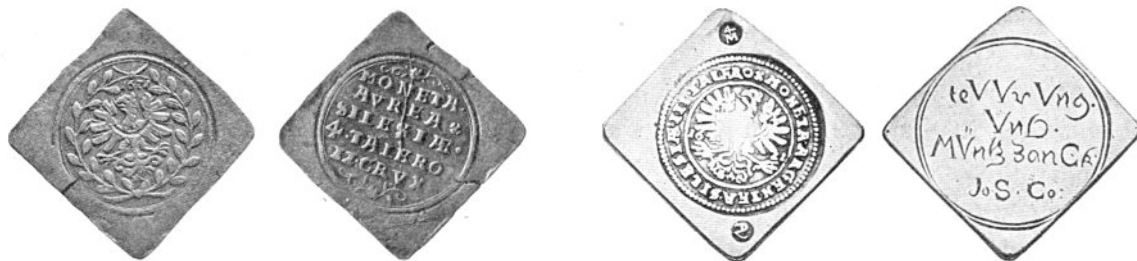


Abb. 8

Abb. 9

am Schwanz das Münzzeichen HR, auf der Rs. aber die Inschrift *MONETA/AVREA/SILESIAE/4. TALERO:/IZ CRVX* zeigt. Es ist also der Probeabschlag des Stempels für eine Goldmünze und zwar, wie schon die Grösse zeigt, einen Dukaten, der wohl wegen des fehlerhaften letzten Wortes und der ungeschickten Ausführung des Ganzen verworfen

ward, ohne dass es bei der Kürze der ganzen Herrlichkeit zur Anfertigung neuer Eisen für diesen Wert kam, liess sich doch auch die „Valvation“ des Dukatens nicht auf dem angegebenen Satze halten. Da der Taler nach der vor 1623 in Schlesien üblichen Rechnung 72 Kreuzer wert war, so ist hier der Dukat zu $4\frac{1}{6}$ Taler berechnet, was der Bewertung der beiden erwähnten grossen Goldstücke (= 6 und 3 Dukaten) genau entspricht: das ist der Stand der Valvation Mitte September 1621, wie ja auch die Münze der Stadt Breslau, der dieses Stück durch das Monogramm Hans Riegers zugewiesen wird, um diese Zeit aufs neue eröffnet wurde (vgl. Cod. dipl. Sil. Bd. 19 S. 83 fg.; die auf S. 84 sich findenden Druckfehler sind hier berichtigt). Von den gewöhnlichen einseitigen Silberstücken zu 3 Talern erwarben wir eines (Abb. 9) ohne das übliche HR und ein zweites, das auf der Rs. in Niello die in Schreibrchrift ausgeführten Worte: „teVVrung VnD MVntz zanCK Jo. S. Co“ zeigt: Das Chronogramm ergibt die Jahreszahl 1620, der am Schlusse anscheinend angefügte Name ist leider nicht mehr wiederherzustellen.

Sehr reichen Zuwachs erhielt die Kipperprägung des Oberlehnsherren: den Troppauer Achtundvierziger des Winterkönigs von 1621, dann von Breslau einen Dreikreuzer mit den bisher nur auf Talern gemeinsam aufgetretenen Buchstaben Balthasar Zwirners und Hans Tuchmanns, einen Glogauer Fünzföhner mit den Initialen I(akob) H(user), einen Saganer Groschen (Abb. 10) mit dem Zainhaken als Münzzeichen, der aber nicht mit dem in der Kgl. Münze zu Berlin aufbewahrten Stempel geschlagen ist (vgl. a. a. O. S. 91), den Neisser Dreikreuzer Daniels von Bren (151), von dem ein Urstück bisher nicht bekannt war, endlich einen Oppeler Kreuzer mit den Buchstaben Salomon Frenzels, der ebenso wie der gleichzeitige Taler (156) die Neisser



Abb. 10



Abb. 11

Lilie als Münzmal aufweist, die vielleicht auf einen gemeinschaftlichen Wardein beider Münzstätten zu deuten ist. Ganz besonders merkwürdig ist ein ebenfalls Oppeler Dreikreuzer (Abb. 11), wohl ein Probestück: die 3 Wappen sind sonst in Schlesien nicht üblich. Erwähnenswert ist endlich ein Dreikreuzerstück von 1624 mit den Buchstaben HZ, bei denen man ja gewöhnlich an Hans Ziesler denkt: der aber ist sicher erst 1627 nach Schlesien gekommen, und so ist es mindestens wahrscheinlich, dass dieses Stück, das übrigens auch gar nicht schlesisch aussieht und das kennzeichnende D(ux) (Silesiae) in der Umschrift der Hs. vermissen lässt, bei uns nicht heimisch ist.

Kaum weniger reich ist die Ausbeute an neuen fürstlichen Kippermünzen. Von Liegnitz-Brieg eine bisher unbekannte Klippe zu dem seltenen Vierundzwanziger der beiden Brüder von 1621 (1554), der Vierundzwanziger Johann Christians, auf dem die Wertzahl, wohl betrügerlicherweise, weggelassen ist (1568), von demselben Fürsten ein Kreuzburger Dreikreuzer von gewöhnlichem Gepräge, aber o. M. Endlich ein höchst sonderbarer Groschen mit der auf der Adlerseite beginnenden Us. MO. NO. ARGENT,

die sich auf der Rs. um das Bildnis Georg Rudolfs (wie auf 1603) fortsetzt: TRI(um) CRVCIFER(orum): vielleicht ein städtisches Gepräge, etwa von Liegnitz; auf einem solchen wäre das Fehlen des Herzogsnamens nicht gar zu auffallend. Von Münsterberg-Oels ist neu eine Abart des Vierundzwanzigers von 1622 (2259), auf der die Jahreszahl in der Umschrift der Hs. statt unter den Brustbildern erscheint; von Neisse das Vierhellerstück ohne Jahr (2623), an das sich ein gleiches Stück mit der Jahreszahl 1623 schliesst, der Beweis, dass auch in Neisse die Prägung über das Jahr 1622 hinaus fortgesetzt worden ist, endlich von Oppeln der Dreigröschler Gabriel Bethlens von 1622 (2907).

Auch die Städte haben wertvollen Zuwachs zu verzeichnen: Glogau weitere, die bisher einzigen Stücke ergänzende Exemplare des Dreikreuzers mit Husers Monogramm und des Vierundzwanzigers mit dem Adler (3534, 3537), dazu eine neue Sorte Dreikreuzer mit dem Stadtwappen wie 3545, aber mit den Buchstaben des Johann Curtz, Schweidnitz einen der seltenen Zwölfer (3611) ohne Münzbuchstaben und einen Groschen wie 3615 mit SK, endlich eine der grössten Seltenheiten der Kipperzeit, den kupfernen Heller von Löwenberg (3599), von dem man bisher nur ganz moderne Silberabschläge des noch heute vorhandenen Stempels kannte, also ein Seitenstück zu den Kupfermünzen von Breslau, Brieg, Goldberg und Liegnitz.

Schliesslich seien an neuerworbenen grossen Münzen dieser Zeit die Dukaten der beiden Liegnitzer Brüder von 1620 und Georg Rudolfs allein von 1621 (1540 und 1619) erwähnt, dazu als Nachträge ein halber Taler des Letztgenannten, genau wie der Viertel-taler 1631, und eine Neisser Talerklippe von 1622 vom Stempel unserer 2631, die sich im dortigen Museum befindet. In der Neisser Münzstätte ist auch der Taler Balthasar Zwirners von 1624 auf einen achteckigen Schrötling und in dreifachem Gewicht zu Geschenkzwecken abgeschlagen worden.

D. NEUE ZEIT

Auf die letzten beiden Jahrhunderte der schlesischen Münzgeschichte braucht hier nicht eingegangen zu werden, obwohl für diese Zeit die Zahl der neu aufgetauchten und meist auch von uns erworbenen Stücke besonders gross ist. Denn die meisten dieser Neuererscheinungen haben keinen individuellen Wert, ihre Wichtigkeit besteht vielmehr darin, dass sie die bereits bekannten Reihen erweitern und ihren Bestand in unseren Schränken ergänzen und vervollständigen. Hervorgehoben sei nur ein 1796 unter Friedrich Wilhelm II. für Südproussen probeweise geschlagener Dreigröschler vom gewöhnlichen Gepräge (1266), der das Wort MERIDIONALIS noch nicht aufweist.

Ferdinand Friedensburg

SCHLESISCHE GOLDSCHMIEDE

Als Ergänzung zu dem grossen Tafelwerke von Hintze und Masner, Goldschmiedearbeiten Schlesiens (Breslau 1911) und zugleich meiner Publikation über die Breslauer Goldschmiede (Breslau 1906) soll noch eine archivalische Studie über die Goldschmiede der schlesischen Provinzialstädte folgen. Denn nicht nur in der Hauptstadt, auch in den übrigen Städten Schlesiens wurde das Goldschmiedehandwerk ehemals im weitesten Umfange betrieben. Es ist mir gelungen, neben Breslau noch in sechzehn Städten der Provinz Goldschmiede-Innungen und an vielen anderen Orten zahlreiche Meister ohne eigene zünftige Organisation nachzuweisen. Vorläufig aber hindern mich andere Verpflichtungen, das in sechsjähriger Arbeit aus Zunfturkunden, Kirchenmatrikeln, Magistrats- und Regierungsakten, Bürger-, Stadt-, Schöppen-, Kauf-, Geschoss-, Missivenbüchern und sonstigen Quellen zusammengetragene Material in einem selbständigen Bande zu veröffentlichen. Deshalb habe ich mich entschlossen, einstweilen wenigstens einen Teil meiner Studienresultate durch die nachstehende Abhandlung weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die dem Texte beigegebenen Merkzeichen sind in der doppelten Grösse der Originalmarken reproduziert. Von den in den Listen mit Sternchen versehenen Meistern sind die Meisterzeichen abgebildet.

BERNSTADT

So lange Bernstadt den Oelser Herzögen als Nebenresidenz diente und dort Heinrich II. 1543—1548, zeitweise Heinrich III. († 1587) und Karl II. († 1617 in Oels), dann Heinrich Wentzel 1617—1639, weiter der prachtliebende Christian Ulrich 1673—1699 und endlich Herzog Karl 1704—1745 mit dem Adel Hof hielten, konnten hier auch einige Goldschmiede auf lohnende Beschäftigung rechnen, zumal manche von ihnen zu Bernstädtischen Hofgoldarbeitern ernannt wurden. Als jedoch nach dem Tode Karls († 8. Febr. 1745) und dem Ableben seiner Witwe Wilhelmine Luise († 5. Okt. 1753) das herzogliche Schloss verödete, der Adel sich zurückzog, obendrein die Stadt am 10. Mai 1765 durch eine grosse Feuersbrunst heimgesucht wurde und um die gleiche Zeit der ehemals mit Russland und Polen unterhaltene Tuchhandel in Verfall geriet, verlor Bernstadt für das Goldschmiedehandwerk jegliche Bedeutung. Schon wenige Jahre nach dem Tode des letzten Herzogs berichtete der Steuerrat Hacke aus Wartenberg am 18. September 1748 an die Kgl. Regierung, dass die Goldschmiede von Bernstadt gleich denen von Juliusburg, Trebnitz und Pitschen fast keine Arbeit hätten, wie die von den Breslauer Goldschmieden bei ihnen bestellte. Und gewiss von recht untergeordnetem Range sind die beiden Goldschmiedewerkstätten gewesen, die Zimmermann nach seiner Beschreibung von Schlesien IV S. 257 noch 1785 in Bernstadt vorfand.

Silberproben und Merkzeichen. Anfangs verarbeiteten die Bernstädter Goldschmiede jedenfalls nach dem Muster von Breslau und Oels 14-lötiges Silber. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gingen sie zur 13- und 12-lötigen Probe über. Sub praes. 2. Dezember 1716 berichtet Herzog Karl an die Kaiserliche Regierung, dass die

Wappen von
Bernstadt

zwei in Bernstadt ansässigen Goldschmiede nur 12-lötiges Silber verarbeiten und auf dasselbe das Stadtwappen nebst ihrem eigenen Zeichen prägen, sich im übrigen aber nach den Breslauer Vorschriften regulieren werden. Aus dem vorerwähnten Berichte von 1748 erfahren wir, dass die Breslauer Goldschmiede für die in Bernstadt, Juliusburg, Trebnitz und Pitschen bestellten Silberarbeiten das 12-lötige Silber selbst geliefert haben und die daraus gefertigten Arbeiten erst in Breslau gezeichnet wurden. Liess aber jemand Silber unter der 12-lötigen Probe verarbeiten, so wurde dieses garnicht gezeichnet (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 13, AA VIII 10k, fol. 6, und Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 46).

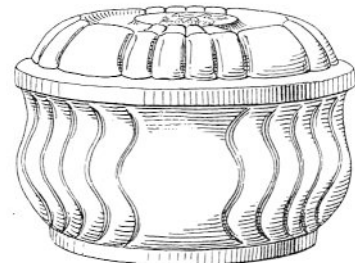
Christoph Titze	1606—v. 1640	Johann George Duittmuth	1696—
Christoph Peschel	1612—c. 1614	George Reich	c. 1696— 1723
George Sachse d. ä.	1616—	Melchior Bernt	1700— 1747
Hans Predel	1624— 1625	Siegmund Saltzmann	1703—c. 1705
Augustin Heyne	c. 1630— 1662	Johann Weigel	1718— 1756
Johann Feirabent	1636—v. 1662	Johann Friedrich Laurentius	1719— 1760
George Schindler	v. 1645—c. 1685	Ludwig Liga	— 1752
George Sachse d. j.	c. 1648— 1659	Christian Gabriel Gottschick	1723—n. 1759
Heinrich Burckert	1664—v. 1691	Balthasar Gottlieb Reich	1731—c. 1733
Balthasar Piltz	1690—v. 1716	[Johann] George Biewald d. ä.	1743—n. 1769
Andreas Daniel Schmidt	v. 1694—v. 1707	George Biewald d. j.	1774—

BEUTHEN AN DER ODER

Siegel der Beuthener
Goldschmiede-Innung

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und im 17. Jahrhundert verdankte das Ackerbürgerstädtchen Beuthen a. d. Oder den Schönaiachs als Besitzern der Herrschaft Carolath-Beuthen die Niederlassung einiger Goldschmiede. Von dem Wunsche beseelt, auf jede Weise das Handwerk und somit den Wohlstand von Beuthen zu heben, gestattete Fabian von Schönaiach 1565 selbst einem jüdischen Goldschmiede, namens Kiph, sich in Beuthen ansässig zu machen (für damalige Zeiten unerhört), und 1611 wurde der Beuthener Bürgermeister durch Georg von Schönaiach angewiesen, dem neuen Goldschmiede Thomas Zimmerman unter günstigen Bedingungen das Bürgerrecht zu verleihen. Dann folgten Balthasar Rötel, Hans Herold, Christoph Drod, Johann Hoffman (?) und vielleicht noch andere Meister.

Einen erheblich stärkeren Zuzug von Goldschmieden erhielt Beuthen in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts. Als in Glogau einige Goldschmiede die kaiserliche Bestätigung eines Goldschmiede-, Maler- und Bildhauer-Mittels durchgesetzt hatten, in das zunächst nur Bekenner des katholischen Glaubens Aufnahme fanden, wandten sich sechs von den

Hostiendose; Arbeit des Johann
Gottlob Clement in Beuthen

aus Glogau ausgewiesenen Goldschmieden zwischen 1701 und 1703 nach Beuthen a. d. Oder, um sich dort dauernd niederzulassen. Nach ihrem Tode folgten ihnen neue Meister, so dass mehrere Jahrzehnte hindurch vier bis sechs Goldschmiede zu gleicher Zeit in Beuthen arbeiteten. Teils blieben sie „unbezecht“, teils suchten sie in Fraustadt, Glogau und Sagan zünftigen Anschluss. Zur Bildung einer selbständigen Innung in Beuthen wäre es wohl nie gekommen, wenn nicht Graf Johann Carl von Schönau als freier Standesherr von Beuthen am 7. März 1733 zur besseren Aufnahme der Stadt die Separation von den auswärtigen Innungen und die Aufrichtung eines eigenen Gold- und Silberarbeiter-Mittels angeordnet hätte. Anfangs wollten die Goldschmiede von der Erfüllung dieser Forderung nicht viel wissen. Erst einige Jahre später fügten sie sich dem Drängen des Standesherrn und reichten im August 1736 gemeinsam mit den Malern und Bildhauern einen Entwurf zu den Zunftartikeln ein, die durch Vermittlung des Grafen Johann Carl an den Kaiser zur Konfirmation weiter gegeben werden sollten. Zugleich baten sie darum, dem Range nach gleich hinter den Barbieren zu kommen. Die Bestätigung der Artikel muss bald darauf erfolgt sein, ob nur durch den Standesherrn oder auch durch den Kaiser, ist nicht bekannt. Ein beschädigter Abdruck des Siegels der Innung hat sich auf dem Lehrbriefe des Silberarbeiters Benjamin Gottlieb Sander, der 1746—1752 in Beuthen bei Christoph Schönpflug lernte und 1764 in Breslau Meister wurde, unter den losen Goldschmiede-Akten des Breslauer Stadtarchivs erhalten (siehe Abb. S. 94).



Der sog. Brieger Pokal vor der Restaurierung.
Breslauer Arbeit von 1538
(Hintze, Die Breslauer Goldschmiede, S. 40)

Die Blütezeit der Innung ist von ziemlich kurzer Dauer gewesen. Am 31. Januar 1756 berichtet der Deputierte der Beuthener Goldschmiede an den Magistrat, dass das Mittel gegenwärtig zwar aus sechs Meistern bestehe, diese aber wegen Arbeitsmangels keine Gesellen befördern können und auch selbst nicht einmal so viel zu tun haben, um allein durch ihre Profession ihr Brot zu erwerben; fünf Meister seien auf anderen Verdienst angewiesen. Nur von dem Silberarbeiter Johann Gottlob Clement sagt der Bericht, dass dieser wegen seiner besonderen Geschicklichkeit für den benachbarten Landadel so

viel Arbeit zu verfertigen habe, um davon leben zu können. Der Deputierte schreibt den Rückgang des Beuthener Goldschmiedehandwerks teils dem Zuzuge von tüchtigen Meistern nach Glogau, Freystadt und anderen Nachbarstädten seit der Zeit der preussischen Herrschaft, teils den hohen Silberpreisen zu, durch die die Liebhaber abgehalten werden, viel Silber- und Galanteriewaren zu kaufen (Archiv des Fürsten zu Carolath-Beuthen, Acta wegen der Goldschmiede, fol. 3—24). Nach Zimmermanns Beschreibung von Schlesien X S. 147 gab es 1791 zwei Gold- und Silberarbeiter in Beuthen.

Silberproben und Merkzeichen. Schon vor der Errichtung eines eigenen Mittels hatten diejenigen Beuthener Goldschmiede, die als auswärtige Meister zu der Goldschmiedeinneung von Fraustadt, Glogau oder Sagan gehörten, bei der Verarbeitung des Silbers einen bestimmten Feingehalt zu beobachten und denselben durch Marken zu kennzeichnen. So führte Johann Gottlob Clement, der in Glogau inkorporiert war, als Stadtzeichen die Initiale B; sie findet sich auf einem 1732 datierten silbernen Postamente in der Friedenskirche von Glogau. In den Zunftartikeln von 1736 wurde die Verarbeitung von 12-lötigem Silber nach der Breslauer Probe festgesetzt. Alle Arbeiten über 4 Lot am Gewicht sollten nicht eher aus der Werkstatt gegeben werden, bevor sie probiert und mit dem Stadt- und Meisterzeichen versehen waren. Als Beschauzeichen für das 12-lötige Silber führte man



e. 1732

Beschauzeichen
c. 1736/70

seit 1736 das Bild des Stadtwappens von Beuthen, einen gespaltenen Schild mit einem halben Adler und einem Fisch.

Joh. Gottl. Clement
1729—1781Fr. Wilh. Clement
1756—1794

Kiph	1565—	Johann George Peltz . . .	1732—1765
Thomas Zimmerman . . .	1611—	Johann George Litke . . .	1733—1752
Balthasar Rötzel	c. 1630	Johann Gottlob Huss . . .	1734—1758
Hans Herold	c. 1635—n. 1657	[Joh.] Christoph Schönplug .	1736—1756
Christoph Drodts	v. 1655—v. 1684	Benjamin Ludwig Schober .	1752—1756
? Johann Hoffman	— 1692	Johann Gerhardt Ittlinger	1756
Matthes Francke	1701—n. 1715	Friedrich Wilhelm Clement* .	1756—1794
Johann Friedrich Clement .	1701— 1728	Johann Gottlob Rottmann	1758
Johann Dietrich Hofer . . .	1701—n. 1722	? Johann Carl Heinrich Nolde .	1764—
Christian Huss	1701— 1739	George Ernst Kirchhoff . . .	1766—1778
Daniel Both	1702— 1704	Benjamin Gottlieb Clement .	1788—1818
Andreas Meyer	1703— 1719	Christian Gotthilf Trauttman v.	1804—
Johann Christoph Fischbach	1728— 1731	Joh. Friedrich Wilhelm Clement . . .	1814
Johann Gottlob Clement* .	1729— 1781	Rudolf Sandler	1887—1890

BEUTHEN OS.

Im Jahre 1765 liess sich der Goldschmied David Bayer in Beuthen OS. als Extraneus in das Breslauer Gold- und Silberarbeiter-Mittel aufnehmen, nachdem er vorher bei den Olmützer Goldschmieden als auswärtiger Meister inkorporiert gewesen.

BOLKENHAIN

Der Steuerrat Wernicke in Schweidnitz berichtete am 14. November 1748 auf das Kgl. Schreiben vom 15. August 1748, betreffend die Silber- und Zinnprobe in den Städten des Schweidnitzer Departements, dass in Bolkenhain kein Goldschmied vorhanden ist (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 62). Ebenso fand dort Zimmermann 1784 keinen Goldschmied (Beschreibung von Schlesien V, Brieg 1785, S. 54). Von 1852 bis 1857 war der Goldarbeiter Carl Stegmann in Bolkenhain auswärtiges Mitglied der Gold- und Silberarbeiter-Innung von Schweidnitz (Schweidn. Goldschmiede Protokollbuch I S. 89, und Acta betreffend die Meisterprüfungen etc. fol. 6—7).

BRESLAU

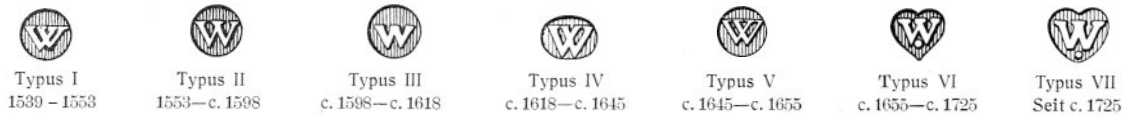
Für die Breslauer Goldschmiede und ihre Merkzeichen verweise ich auf meine archivalische Studie „Die Breslauer Goldschmiede“. In Ergänzung zu dem dort auf Seite 24—33 zusammengestellten Meisterverzeichnisse seien hier noch zwei mir erst jetzt bekannt gewordene Namen nachgetragen. Als ältester, urkundlich überlieferter Goldschmied Breslaus ist Johannes aurifaber zu nennen, der 1263 in einer Heinrichauer Pergamenturkunde des Breslauer Diözesanarchivs vorkommt. In ihr bekennt Herzog Heinrich in Breslau am 17. September 1263, dass er sein Gut Glambowicz am Bache Murina dem Kloster Heinrichau um 110 Mark Silber verkauft hat; von dieser Summe zahlte das Stift an Johannes den Goldschmied 10 Mark, die der Herzog dem Goldschmiede schuldig war. Sodann ist im ältesten Neisser Lagerbuche fol. 66 (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 31, F. Neisse, III 21 A) der Breslauer Goldschmied Johannes gen. Dickehuet erwähnt. Er wurde vor 1364 Bürger und muss kurz vor 1388 gestorben sein. Auf Bitten seines Testamentsexekutors, des Breslauer Goldschmieds Henkin (= Heynczil), errichtete Bischof Wenceslaus in Breslau am 24. März 1388 einen Altar in der Maria Magdalenenkirche, für den der Verstorbene testamentarisch eine Zinsstiftung gemacht hatte.

Merkzeichen (vergleiche Hintze, Die Breslauer Goldschmiede, Tafel II—V).

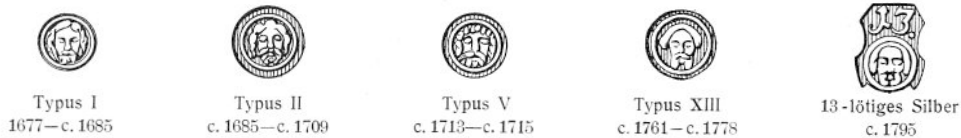



Schmuckkästchen im Kgl. Grünen Gewölbe in Dresden, Arbeit des Breslauer Goldschmieds Daniel Vogt; beschrieben bei Erbstein, Katalog des Kgl. Grünen Gewölbes, Dresden 1884, S. 143

Beschauezeichen für 14-lötiges Silber:

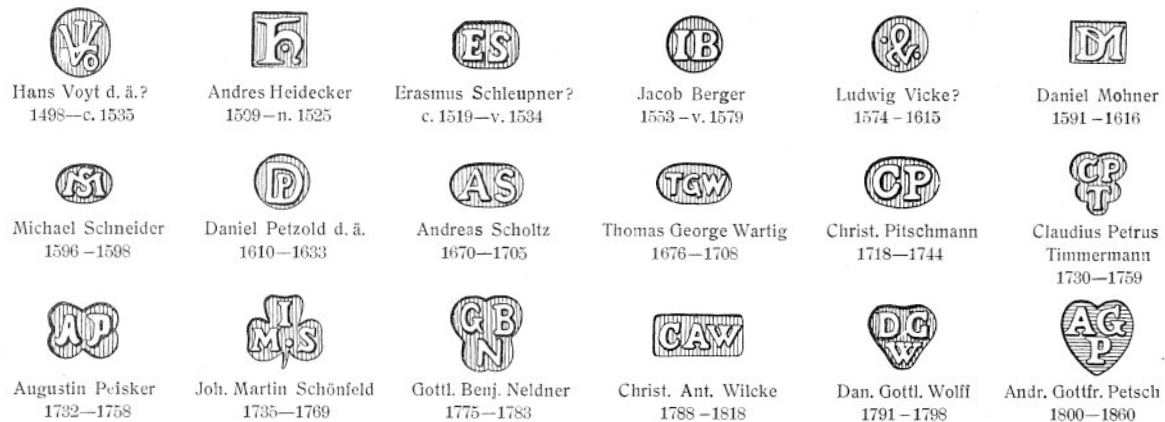


Einige Typen der Beschauezeichen für 12- und 13-lötiges Silber:



Wegen der 1710 eingeführten Stempelmeisterbuchstaben siehe Hintze a. a. O. Tafel II Nr. 29—49. Inzwischen hat sich für den von 1793 bis 1796 verwendeten Stempelmeisterbuchstaben L noch ein zweiter, nebenstehend abgebildeter Typus gefunden,  der wahrscheinlich nur ganz kurze Zeit in Gebrauch gewesen ist.

An Meisterzeichen wurden in Ergänzung zu den bei Hintze a. a. O. Tafel III—V abgebildeten Marken noch folgende ermittelt:



BRIEG

Die Meisterliste der Brieger Goldschmiede weist vor der Mitte des 16. Jahrhunderts vorläufig nur einen Namen auf. Wir müssen aber annehmen, dass auch schon vor 1550 Goldschmiede in grösserer Zahl in der alten Piastenresidenz tätig gewesen sind. Sie besaßen sogar ein Statut, auf das am Schlusse einer Abschrift der Brieger Goldschmiedeartikel von 1580 hingewiesen ist und auf das auch die späteren Artikel von 1685 Bezug nehmen. Inhalt und Alter dieses „alt Statutum die Goldtschmiede betreffende“ sind nicht bekannt. Andererseits scheinen die Brieger Goldschmiede um die Mitte des 16. Jahrhunderts keine grosse Tradition im Handwerk gehabt zu haben. Denn als für sie unter der Regierung des kunstliebenden Herzogs Georg II. (1547—1586) eine Zeit der Blüte einsetzte, kamen viele Meister von auswärts, besonders aus Breslau, zugezogen. Nachdem sich die Goldschmiede sub praes. 4. Oktober 1575 vergeblich um die Verleihung einer

Handwerksordnung bemüht hatten, bestätigte ihnen Herzog Georg am 2. Januar 1580 die erbetenen Innungsartikel (abgedr. in Schlesiens Vorzeit VII S. 287f.), liess aber ihre bisherige Gemeinschaft mit der 1569 privilegierten Ritter- oder Bürgerzeche bestehen (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 22, Stadt Brieg, IX 1a und Rep. 22, Ortsakten Ohlau, IX 13n).

Mit dem jungen Herzoge Georg Wilhelm starb 1675 das Piastengeschlecht in Brieg aus. Die Stadt hörte auf, herzogliche Residenz zu sein, und ging in den Besitz des Kaisers als obersten Landesherrn über. Hierdurch wurde für die Brieger Goldschmiede ein allmählicher Verfall ihres Handwerks unabwendbar, obschon ihnen der Magistrat am 7. Juni 1685 eine neue Zunftordnung bestätigte. Im Jahre 1706 waren in Brieg drei Goldschmiede. Vorübergehend hob sich ihre Zahl auf vier und fünf Meister. Am Ende des 18. Jahrhunderts sank sie wieder auf drei und schliesslich auf zwei herab. Als sich 1805 der Goldarbeiter Carl Benjamin Liebig in Brieg niederliess, war die Innung bereits eingegangen, sodass er sich bei den Neisser Zunftgenossen inkorporieren lassen musste. Dasselbe tat 1810 der Goldarbeiter Johann Heinrich Lindemann.

Zur Siegelung der Lehrbriefe besass die Brieger Innung in der Mitte des 18. Jahrhunderts einen grossen und einen kleinen geschnittenen Stempel, über deren Verbleib nichts bekannt ist; auch Abdrücke der Stempel wurden bis jetzt nicht ermittelt.

Silberproben und Merkzeichen. Die Ordnung von 1580 verlangt die Verarbeitung von 14-lötigem Silber. Als man in Breslau 1677 probeweise und 1687 endgültig neben der 14-lötigen Probe die 13- und 12-lötige einführt, folgte man bald in Brieg diesem Beispiele. Die Brieger Artikel von 1685 geben schon genaue Anweisungen darüber. Sie verbieten das 11- und 10-lötige oder gar noch schlechteres Silber, selbst für den Fall, dass es ein Besteller begehrte. Aus den amtlichen Berichten von 1716 und 1748 ersehen wir, dass man sich damals noch genau an die Vorschriften von 1685 hielt (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 21, F. Brieg, VIII 9a, Acta Generalia betr. Goldsch. etc. v. 1716, und Rep. 13, AAVIII 10k fol. 6 und Rep. 14, PA VIII 245 e, Vol. I fol. 32—34). Das Beschauzeichen für 14-lötiges Silber zeigt die drei Anker aus dem Brieger Stadtwappen. Als Merkzeichen für das 12-lötige Silber wurde 1685 der Buchstabe B (= Brieg) gewählt. Zur Kennzeichnung des 13-lötigen Silbers setzte man neben das B einen „Zwiesilir- oder Zwißpolstrich“ (eine eingestochene Zickzacklinie) oder nach dem Berichte von 1748 die Zahl „13“. Als die Innung eingegangen war, scheint man im 19. Jahrhundert die Initiale B ganz abgeschafft und alle Arbeiten mit dem Ankerstempel gezeichnet zu haben.



Abendmahlskanne der evang. Pfarrkirche in Brieg. Arbeit des Martin Jäckel in Brieg, datiert 1660

Beschauezeichen für
14-lötiges Silber:



c. 1580



c. 1590



c. 1760



c. 1830

Beschauezeichen für
12-lötiges Silber:



c. 1740



c. 1745



Marcus Harder?
1570—1602



Nickel Knobloch
v. 1578—n. 1596



Martin Jäckel
1653—1679



Christoph Pfeiler
c. 1698—1713



Friedr. Wiedemann
1707—1749



Christian Owesky?
1754—1778



I. F. H.
c. 1830

Stephanus	1408	Hans Schilling	1640—1682
Antonius Wolckenstein . . .	c. 1550—v. 1583	Hans Koller	—1650
Baltzer Glaser (Laser) . . .	c. 1560—n. 1564	Laurentius Albertus	1648—1670
Meister Wolff	1561	Peter Jordan	c. 1652—1703
Jeronimus Orth	1562	Martin Jäckel*	1653—1679
Philipp Mesenhammer . . .	v. 1563—n. 1579	Hans Heinrich Albertus . . .	1658—1672
Nickel Späth	c. 1565— 1595	Leonhard Scholtz	1662—1666
Marcus Harder*	1570— 1602	Ferdinand Weiss	1664—
Hans Wolckenstein	1574	Samuel Koller	1666—1686
Nickel Knobloch*	v. 1578—n. 1596	Gottfried Jäckel	1680—1683
Michael Heintze d. ä.	1578— 1618	Christian Jäckel	1685—
Hans Kaldtschmid	c. 1585— 1632	Martin Reichert	1685—1715
Achatius Ranser	v. 1589—v. 1610	Christoph Pfeiler*.	c. 1698—1713
Zacharias Mülstephan	1592	Johann Kuhn	1702—1749
Hans Nassel.	1596— 1606	Friedrich Wiedemann*	1707—1749
Hans Schweitzer	1599	David am Ende	1711—1727
George Hertwig	1603	Gottlieb Sieber	1732—1763
Alexander Späth	1603— 1624	Christoph Erdmann Bose . . .	1735—1776
Peter Ficke (Vicke)	c. 1605—n. 1636	Heinrich Wilhelm Kersten d. ä.	1737—1768
Paul Ranser	1610—	Johann George Warkotsch . . .	1740—
Christoph Späth	c. 1610—n. 1633	Christian Owesky*	1754—1778
Michael Heintze d. j.	1612—	Joh. Carl Gottlieb Albinus . . .	1768—1792
Balthasar Goldner	1618	Christian Wilhelm Kersten . c.	1770—
George Hentschke	1618— 1633	Heinrich Wilhelm Kersten d. j. c.	1773—
George Rode	1626—	Maximilian Darcourt	c. 1775—
Daniel Koller	1629— 1675	Carl Joseph Graetz	1799—1809
Daniel Weger	1634	Carl Benjamin Liebig	1805—
Johann Arnold Walter	1638— 1661	Johann Heinrich Lindemann . . .	1810
Melchior Serner	1640—	I. F. H.*	c. 1830

BUNZLAU

Nach einem in das Jahr 1549 zurückreichenden städtischen Geschossbuche war in der durch ihre Braungeschirre bekannten schlesischen Töpferstadt Bunzlau um die Mitte

des 16. Jahrhunderts ein Goldschmied, Meister Christoph, ansässig. Später gesellte sich zu ihm ein zweiter, namens Graff, der 1563 der neue Goldschmied genannt wird. Ihnen folgten bis 1628 Hans Bellin, Georg Atte, Hans Kestner, G. Alte (=Atte?) und Dietrich Heussner. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts weist die Liste sechs Meister auf; doch bleibt es fraglich, ob sie alle längere Zeit in Bunzlau das Handwerk betrieben haben. Im 18. Jahrhundert waren in Bunzlau anfangs drei bis vier, später zwei bis drei Goldschmiedewerkstätten im Betriebe (E. Wernicke, Chronik der Stadt Bunzlau, Bunzlau 1884, S. 17, 194, 213, 382. Zimmermann, Beschreibung von Schlesien VI, Brieg 1786, S. 183).

Als nicht innungsmässige Professionisten sind die Bunzlauer Goldschmiede wahrscheinlich der Gemeinzeche zugeteilt gewesen, zu der alle Handwerker gehörten, die an Zahl zu schwach waren, eine eigene Innung zu bilden. Um für ihre Lehrlinge zunftgerechte Kundschaften (Lehrbriefe) zu erhalten, liessen sie sich ausserdem in das Goldschmiede-Mittel einer anderen Stadt aufnehmen. So wurde Hans Neumann 1693 auswärtiges Mitglied der Goldschmiede-Innung von Jauer. Im 18. Jahrhundert scheinen einige Meister in Liegnitz inkorporiert gewesen zu sein. Von den Bunzlauer Goldarbeitern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war Reinhold Oswald Theodor Hammer seit 1858 Mitglied der Gold- und Silberarbeiter- und Uhrmacher-Innung in Hirschberg. Andere haben sich seit 1885 der in demselben Jahre neu gegründeten Liegnitzer Gold- und Silberschmiede-Innung angeschlossen.

Silberproben und Merkzeichen. Die vielen ungezeichneten Silberarbeiten, denen wir in Bunzlau und seiner Umgebung begegnen und die bei ihrem provinziellen Charakter als lokale Erzeugnisse angesprochen werden müssen, lassen vermuten, dass es die Bunzlauer Goldschmiede mit dem Feingehalt des Silbers und der Anbringung von Merkzeichen nicht allzu genau genommen haben. Nur diejenigen von ihnen, die als auswärtige Meister bei



Pokal der Brieger Bäcker-Innung, datiert 1630.
Unbekannt wohin verkauft

der Innung einer anderen Stadt inkorporiert waren, scheinen wenigstens ihre 12-lötigen Silberarbeiten mit Marken versehen zu haben. So trägt eine silberne Ampel in der kath.



Beschau- u. Feingehaltszeichen
c. 1750

Pfarrkirche von Bunzlau neben der eingravierten Meister-
signatur „1750 Beyer fecit“ die Lotzahl 12 und als Beschau-
zeichen das Stadtwappen von Bunzlau mit einer betürmten
Mauer und einem Adler, der doppelköpfig dargestellt ist.



Aug. Nath. Beyer
1703—1734

Christoph v. 1549—n. 1563	Johann Michael Beyer 1735—1759
Graff 1563—	Johann George Neumann 1744—1791
Hans Bellin 1582	Johann Gottlieb Neumann 1752—1791
Georg Atte 1587	Christian Gottlieb Reichardt 1762—1775
Hans Kestner — 1620	Emanuel Gottlieb Neumann 1786—
G. Alte 1627	Johann Benjamin Hartig 1792—
Dietrich Heussner 1628—	? Johann Wentzel Piltz 1795—
Benjamin Mergo v. 1671—n. 1701	Ernst Gottlieb Ullrich 1814—
Joh. Heinr. Kommergansky —v. 1688	David Mücke 1824—
Hans Neumann 1678— 1695	Eduard Plüschke 1826—1829
Heinrich Penete 1686—	George Benj. Wilhelm Neumann 1831—
Gottfried Eisenach 1693—	Carl Eduard Paetzold 1833—
Johann George Hassfurth 1696— 1738	Julius Mattich 1841—1898
August Nathanael Beyer* 1703— 1734	Friedrich August Becker 1841—
August Hellwig 1711—	Theodor Carl Heinrich Engler 1846—
Balthasar Emanuel Neumann 1715— 1740	Reinhold Osw. Theod. Hammer 1857—1871
Johann Dominicus Nerlich 1728— 1732	Julius Taube 1871—
Benjamin Gotttrau Beyer 1731—	Ernst Kunz 1899

CANTH

In Canth haben sich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts einige Goldschmiede nachweisen lassen. Späterhin erwähnen dort weder die Matrikelbücher der kath. Pfarrkirche, noch die amtlichen Berichte von 1716 und 1748, noch Zimmermann 1795 in seiner Beschreibung von Schlesien XII S. 147 einen Goldschmied.

Adam Neuwald v. 1597—1615	Andreas Galge (Gabge?) v. 1617
? Paul Petzke 1598	Johannes Kamnis 1615—
? Rudolffus 1606	Andreas Lincke 1617—1651

CHARLOTTENBRUNN

Johann Michael Hosemann, Goldschmied in Charlottenbrunn, heiratet 1755.

CONRADSWALDAU

Johann August Hellwig, Gold- und Silberarbeiter in Conradswaldau, Kr. Landes-
hut, heiratet 1751 und stirbt vor 1776.

FALKENBERG OS.

Nach Zimmermanns Beschreibung von Schlesien II S. 23 war 1756 und 1782 in Falkenberg ein Goldschmied ansässig.

FESTENBERG

Im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ist in Festenberg der Gold- und Silberarbeiter Balthasar Gottlieb Reich aus Bernstadt tätig gewesen.

FRANKENSTEIN

Wie in anderen kleineren Städten Schlesiens, so gehörten wahrscheinlich auch in Frankenstein die Goldschmiede in älterer Zeit zur Gemeinzeche. Erst als seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auf Grund der Generalzunftartikel von 1739 (Vorwort, Punkt 7—10) auf die Gleichartigkeit der handwerklichen Betätigung innerhalb gemeinsamer Innungsverbände mehr Wert als früher gelegt, ja dieselbe gefordert wurde, sind die Frankensteiner Goldschmiede bei auswärtigen Zunftgenossen inkorporiert gewesen. Von 1779 bis 1850 liessen sich Joseph Judelbauer, Johann Gottlieb Hocke und Oskar Gottwald d. ä. bei dem Goldschmiede-Mittel von Neisse als sogenannte Landgoldschmiede, andere Meister seit 1854 bei der Schweidnitzer Innung als Mitglieder aufnehmen. Vom 4. Januar 1852 bis 11. April 1892 bestand in Frankenstein eine kombinierte Innung der Uhrmacher, Gürtler, Goldarbeiter und Nadler (Gef. Mitteilung des Frankensteiner Magistrats). Vor ihr legte 1867 der Goldschmied Franz Steiner seine Meisterprüfung ab. — Nach Zimmermanns Beschreibung von Schlesien IV S. 140 arbeiteten 1785 in Frankenstein zwei Goldschmiede.

Silberproben und Merkzeichen. Der Magistrat von Frankenstein berichtet am 9. September 1748 nach Brieg an den Kriegs- und Steuerrat von Goetz, dass zur Zeit am Orte ein Goldschmied vorhanden ist, der nach seiner eigenen Aussage allerhand Silber verarbeitet, jedoch nur auf das 12-lötige das Meisterzeichen und Stadtwappen aufschlägt, das über 12-lötige Silber allein mit dem Meisterzeichen und der Einstechung so vieler



Beschauezeichen
c. 1732

Striche, als das Silber lötig ist, bemerkt, das unter 12-lötige aber garnicht zeichnet (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 38). Das hier abgebildete Beschauezeichen findet sich auf einigen Arbeiten des Frankensteiner Goldschmieds Augustin Grimm.



Aug. Grimm
1732—v. 1748

Christoph Ohme	1548	Carl Joseph Wolff	v. 1716—
Christoph Kluge	v. 1589—1597	Andreas Francke	v. 1717—n. 1732
Frantz Stumpfeld	1617	Johann Frantz Meyer	1725— 1762
Wolff Stumpfeld	1625	Augustin Grimm*	1732—v. 1748
Adam König	1633	? Carl Joseph Meyer	1736
Hans Krause	1695	Andreas Folmer	1738
Johann Michael Staudach	1712—1720	Johann Andreas Folmer	1743
Johann Heinrich Vollmar	1715	Frantz Tilge	1762—1784

[Carl] Joseph Judelbauer	1779—	Franz Steiner	1867—1900
Johann Gottlieb Hocke	1794—1808	Johann Wagner	v. 1888—1894
Oskar Gottwald d. ä.	1850—	Oskar Gottwald d. j.	1896
Wilhelm Kimmel	1854—1857	Joseph Wagner	1898

FREIBURG

Zwischen 1754 und 1823 gehörten die Freiburger Gold- und Silberarbeiter Christian Friedrich Scholtz, Ernst Gottlieb Scholtz, Andreas Gottfried Marx und Carl Gottlob Frey als auswärtige Mitglieder zu dem Goldschmiede-Mittel von Jauer. Seit 1849 haben sich die Freiburger Goldarbeiter an die Schweidnitzer Zunftgenossen angeschlossen.

Silberproben und Merkzeichen. Am 14. November 1748 berichtet der Steuerrat Wernicke aus Schweidnitz auf das Kgl. Schreiben vom 15. August 1748, betreffend die Silber- und Zinnprobe im Schweidnitzer Departement, dass in Freiburg das Silber nach der Schweidnitzer Probe 12-lötig verarbeitet und mit des Goldschmieds und der Stadt Namen bezeichnet wird, geringeres Silber dagegen, wenn solches verlangt wird, ungezeichnet bleibt (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 62^b). Unter „der Stadt Namen“ ist das Stadtwappen von Freiburg gemeint, bestehend in einem Turme mit Halbmond und Stern.

Johann Liebethaler	1676—n. 1678	Carl Gottlob Frey	1799—1845
? Hieronimus Brehm	c. 1700	Carl Frey d. ä.	1845—1873
[Christian] Ferdinand Haase v. 1710—n. 1713		August Frey	1854
Samuel Müller	c. 1720— 1739	Carl Frey d. m.	1862
Christian Friedrich Scholtz	1730— 1758	Alwin Frey	1873—1904
Ernst Gottlieb Scholtz	1760— 1805	Emil Kuhn	1882—1902
Andreas Gottfried Marx	c. 1775— 1833	Carl Frey d. j.	1904

FREYSTADT NS.

Die Regierung des Fürstentums Glogau berichtet sub praes. 13. November 1716, dass in Freystadt die 12-lötige Silberprobe zur Richtschnur gehalten und von dem Goldschmiede mit seinem Namen und dem Stadtzeichen signiert wird, dass aber ausserdem auf Verlangen auch geringeres Silber zur Verarbeitung gelangt, welches ungezeichnet bleibt (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 13, AA VIII 10k fol. 4).



Bschauzeichen
c. 1710



Bschauzeichen
c. 1740

Das Beschauzeichen für 12-lötiges Silber bestand in der Initiale **SK** aus dem Stadtwappen von Freystadt und kommt in verschiedenen Typen vor.



Samuel Klösel
1700—1715

? Nickel Laube	1656	Simon Becker	v. 1686—1714
Thomas Jorcke	v. 1673—1686	Thomas Zimmerman	1687
Johann Heinrich Jorcke	v. 1673—1722	Gottlieb Becker	1700

Samuel Klösel*	1700—1715	Christian Gottlob Seeliger	1744—1763
Siegmund Bellert	c. 1701—1742	Samuel Gottlieb Vogt	1746—
Johann Christoph Conradt	1702—1731	Johann Gottschall Haack	1748—
Benjamin Klösel	c. 1709—1725	Johann Caspar Adam	v. 1755—1781
Johann Trarsch	1711—1751	Johann Heinrich Issmer	1758—1779
Gottfried Vertraugott Mätzcke	1726—1770	Johann George Nördlinger	—1772
Johann Christoph Hübner	1729—	Johann Heinrich Fleischer	1796—
George Siegmund Bellert	1742—1747	Joh. Dittrich Wilhelm Kindscher	1797—
? Carl Gottlob Bellert	—1744	Eduard Schneck	1855—1901

FRIEDEBERG AM QUEIS

In der zur Herrschaft Greiffenstein gehörigen Mediastadt Friedeberg a. Qu. liess sich um 1734 der Gold- und Silberarbeiter Hans Christoph Rattich nieder; 1770 wird er als nach Lähn verzogen erwähnt.

GLATZ

Die Glatzer Goldschmiede scheinen nie eine eigene Innung gebildet zu haben; wenigstens konnte von dem Magistrat der Stadt Glatz im Ratsarchiv nichts darüber ermittelt werden. Nach einem Verzeichnisse des Urbari-Buchs vom Jahre 1653 arbeiteten damals in Glatz die drei Goldschmiede Friedrich Strobel, Bartholomaeus Strauch und Theodorus Weintritt; die beiden erstgenannten waren auch Hausbesitzer. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sah es um das Goldschmiedehandwerk in Glatz sehr traurig aus. In einem Berichte vom 14. Juli 1753 heisst es, dass zwei Goldschmiede am Orte vorhanden seien, von denen Leopold Freis das Handwerk betreibe, der andere, Lorentz Bürg, sich wegen des schlechten Fortganges seiner Profession in einen Krämerhandel eingelassen habe (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 121). Zimmermann fand 1787 in Glatz nur einen Gold- und Silberarbeiter (Beschreibung von Schlesien IX, Brieg 1789, S. 151). Nach der seit 1763 in Glatz geführten Bürgerrolle erwarben dort von 1809—1847 zehn Goldschmiede das Bürgerrecht (Gef. Mitteilung des Glatzer Magistrats).

Silberproben und Merkzeichen. Über die Stempelgewohnheiten der Glatzer Goldschmiede liegt ein Schriftstück aus der Mitte des 18. Jahrhunderts vor. In ihm berichtet der Steuerrat Mencilius aus Glatz am 20. September 1748 auf das Kgl. Schreiben vom 15. August 1748, betreffend die Lötigkeit des Silbers, die Probe des Zinns und die Zeichnung mit dem Probelot und Meisterzeichen, dass in den Städten seiner Inspektion in Glatz, Habelschwerdt, Neurode und Wünschelburg Goldschmiede und Zinngiesser vorhanden seien. Nach den Angaben von Mencilius verarbeiteten die Goldschmiede der genannten Städte allerhand Silber, wie es ihnen zur Arbeit übergeben wurde. Sie markierten aber nur das 12-lötige Silber mit dem Probelot und Meisterzeichen, weil es ihnen bei harter Strafe verboten war, anderes Silber dergestalt zu approbieren. Und wie das unter 12-lötige Silber garnicht gezeichnet wurde, so setzten die Goldschmiede auch auf das über 12-lötige

Silber kein anderes Zeichen als das Stadtwappen und die Anfangsbuchstaben des Meisternamens (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 47). Erhaltene Glatzer Goldschmiedearbeiten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigen als Beschauzeichen den gekrönten doppelschwänzigen Löwen des Stadtwappens von Glatz.



Beschauzeichen
c. 1730



Joh. Gottfr. Rodoch
1713—1740

Florian Goltsmed v. 1510—n. 1519	Tobias Hadersbach d. j. . . . 1670—
Hans Wilthamer 1520	Gottfried Strauch v. 1675—1719
Marcellus Henichen 1577—n. 1587	Christian unter der Linde . . 1675—1676
Lynhartt Federmair 1578	Pancratius Stockheim 1675—1700
Gröger Möller 1579	? Wilhelm Michael Michaely . 1700—
Gröger Wilde c. 1579—c. 1581	Johann Heinrich Stockheim c. 1700—1712
Marcellus Wolfriedt c. 1580	Johann Frantz Hannisch . . . 1703—
Theodor Eckel v. 1586—n. 1602	Johann Matthaeus Meyer . . . 1707—1740
Adam Strauch c. 1595—v. 1634	Gottfr. David [Frantz?] Fürst c. 1708—1746
Christoph Gruner c. 1597—c. 1624	Johann Gottfried Rodoch* . . 1713—1740
Abraham Wilde c. 1605—v. 1638	Frantz Leopold Stockheim . . 1720—1760
David Wachs c. 1606—n. 1624	Frantz Rodoch c. 1740—1778
Nicolaus Goltman v. 1610—c. 1621	Leopold Freis 1744—
Jacob Geissler 1610	Lorentz Bürg (Pirch) 1747—1784
Caspar Engelhardt c. 1610—v. 1640	Georg Winkler 1748
Nicolaus Eckel c. 1611—n. 1626	Wilhelm Fergusson 1769
Zacharias Spor c. 1611—c. 1633	Joseph Freis 1777—1779
Christoph Giebel 1619—v. 1630	Frantz Feichtner 1809—1814
Friedrich Strobel c. 1619— 1656	Christian Bethger 1816—
Christoph Lautner c. 1624—	Anton Weiser 1816—1840
Marcus Wachs 1627	Johann Peter Grammes 1820—
Daniel Brauner 1628	Johann Peter Kreis 1820—
Bartholomaeus Strauch . . . 1634— 1666	Johann Friedrich Hellmich . . 1829—
? Adam Himper 1634	Moritz Geisler 1836—1846
Hans Engelhardt 1640—	Julius Bethger 1844—
Theodorus Weintritt 1645— 1666	Gottfried Schramm 1846—1848
Tobias Hadersbach d. ä. . v. 1654— 1668	Louis Mettner 1847—

GLOGAU (Gross Glogau)

Ein Verzeichnis der Glogauer Goldschmiede vom Jahre 1623 nennt die stättliche Zahl von 21 Meistern. Über Glogau führte eine wichtige Handelsstrasse nach Polen, so dass die Meister auf einen günstigen Absatz ihrer Arbeiten nach den polnischen Gebieten rechnen konnten. Mit dem Dreissigjährigen Kriege ging die Zahl der Meister erheblich zurück. Sie hob sich hier zwar wieder schneller als an vielen anderen Orten, doch ohne

je die alte Höhe vom Anfange des 17. Jahrhunderts zu erreichen. Bei der günstigen Entwicklung des Glogauer Goldschmiedehandwerks während der Renaissance ist es geradezu unerklärlich, dass man in Glogau erst so auffallend spät zu der Aufrichtung eines Goldschmiede-Mittels gekommen ist.

Das eben erwähnte Meisterverzeichnis ist einem Schreiben beigeschlossen, das die Glogauer Goldschmiede sub praes. 13. Oktober 1623 an den Rat ihrer Stadt richteten. Sie bitten darin den Magistrat, fernerhin nicht mehr einem jeden Goldschmiede das Bürgerrecht zu gewähren, da schon so viele am Orte seien, der Rat möge vielmehr den Goldschmieden die Ordnung sub sigillo erteilen, die ihre Vorfahren von der Breslauer Oberzeche haben kommen lassen und die auf dem Rathaus liege (Glog. Ratsarchiv, Fach 218, Acta betr. die Goldsch., Maler u. Bildh., Vol. I fol. 2—5). Das Gesuch fand aber kein Gehör. Durch den zeitweiligen Rückgang des Handwerks während des Dreissigjährigen Krieges erschien auch die Gründung einer Innung nicht mehr so dringend geboten und wurde bis auf weiteres verschoben, obwohl der Magistrat laut einem Ratsprotokolle vom 11. Dezember 1669 „*è re civitatis*“ befand, unter den Goldschmieden eine Zunft aufzurichten (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 25, Stadt Glogau, VIII 17a). Als sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder eine grössere Zahl von Goldschmieden in Glogau niederliess, schloss sich ein Teil derselben zünftig an die Handwerksgenossen von Frau-stadt im benachbarten Polen (jetzt Prov. Posen) an, um Lehrjungen und Gesellen fördern zu können. Doch wegen des Mangels einer eigenen Innung und infolge der Möglichkeit, ohne grosse Schwierigkeiten die Erlaubnis zur Niederlassung in Glogau zu erlangen, kamen auch Elemente, die dem Glogauer Goldschmiedehandwerk nicht zur Ehre gereichten. Die Magistratsakten enthalten aus jener Zeit verschiedene Beschwerden über die Verarbeitung von schlechtem Silber und über andere Betrügereien.

Als man endlich am Ende des 17. Jahrhunderts an die Gründung einer Innung heranging, geschah es nicht aus allgemeinem Interesse, sondern aus Motiven, die dem Gedeihen des Handwerks direkt zuwiderliefen und einigen Meistern zum Nachteile der anderen Nutzen bringen sollten. Lediglich aus Brotneid, so berichten die einschlägigen Akten, sollen drei Goldschmiede, an ihrer Spitze Johann Ferdinand Schamaransky, die Aufrichtung des Mittels betrieben haben, um sich die wirksame Konkurrenz einer grösseren Zahl von tüchtigen Mitmeistern, die fast alle lutherischen Glaubens waren, vom Halse zu schaffen. Sie setzten es durch, dass nur Meister im Besitze des Bürgerrechtes in die Innung aufgenommen wurden, was einem Ausschluss der Protestanten gleichkam, denn zufolge eines kaiserlichen Edikts war für diese die Gewinnung des Bürgerrechtes nur möglich, wenn sie Eingeborene waren. Da diese drei Goldschmiede, denen sich 1698 Johann George Schneider als vierter hinzugesellte, an Zahl zu schwach waren, zum Schaden der anderen ein Mittel zu begründen, verbanden sie sich nach dem Vorbilde der Goldschmiede



Siegel der Glogauer Goldschmiede, Maler- und Bildhauer-Innung

von Olmütz mit den Malern und Bildhauern und liessen sich im Juli 1698 von den alten, 1582 bestätigten Artikeln der Olmützer Zunft der Goldschmiede, Maler, Perlhefter, Glaser Goldschläger, Bildhauer und Schnitzer eine Abschrift kommen. Am 14. September 1699 erlangten sie durch den Glogauer Magistrat die Bestätigung eines Goldschmiede-, Maler- und Bildhauermittels. Trotz des energischen Widerspruches der übrigen, aus dem Mittel ausgeschlossenen Meister, wussten sie auch Kaiser Leopold für ihre Sache zu gewinnen, der in Wien am 21. Juni 1701 den Privilegienbrief der Innung bestätigte. Die beiden Bestätigungen stimmen in allen wesentlichen Punkten fast wörtlich überein. Doch wurde 1701 der in der Ordnung von 1699 enthaltene Artikel III weggelassen, sodass das Privileg von 1701 statt 21 nur 20 Artikel enthält.

Nach der Bestätigung der Innung durch den Kaiser hatten es die zünftigen Meister in der Hand, gegen die anderen unnachsichtlich vorzugehen und sie als „unbezechte Pfuscher“ aus der Stadt entfernen zu lassen. Vierzehn Goldschmiede mussten damals Glogau verlassen. Matthes Francke, Johann Friedrich Clement, Johann Dietrich Hofer Christian Huss und Daniel Both wandten sich nach Beuthen an der Oder. Dorthin folgte ihnen 1703 Andreas Meyer auf einem Umwege über Fraustadt. Johann Christian Richter ging nach Breslau, Samuel Klösel nach Freystadt, Tobias Weller nach Liegnitz, Friedrich Lenten nach Raudten, Gottfried Hancke und Matthaeus Kratz nach Schweidnitz. Was Gottfried unter der Linde und Christoph Weiss taten, ist nicht bekannt. (Weitschweifige Aktenstücke über die Entstehungsgeschichte der Innung im Glog. Ratsarchiv, Fach 218, Acta betr. die Goldsch., Maler u. Bildh., Vol. I, und im Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 25, Stadt Glogau, VIII 17a und X 1r, t.)

Die aus höchst eigennützigen Beweggründen vollzogene Mittelsgründung hat dem Goldschmiedehandwerk von Glogau wenig Segen gebracht. Während die Glogauer Goldschmiede im 17. Jahrhundert nachweislich einige recht tüchtige Meister aufzuweisen hatten, ist es ihnen im 18. Jahrhundert, besonders in den ersten Jahrzehnten, nicht gelungen, in ihren Leistungen mit den übrigen bedeutenderen Goldschmiede-Innungen Schlesiens auf gleiche Höhe zu kommen. Auch die Zahl der Goldschmiede, die sich im 18. Jahrhundert zwischen vier und sechs Meistern bewegte, entsprach eigentlich nicht der Grösse und der Bedeutung von Glogau. Dazu musste noch der Bildhauer George Anton Schäfer als Zunftoberältester am 2. März 1776, als ihn der Magistrat zur Rechnungslegung aufforderte, berichten, dass in der Mittelskasse nicht ein Denar vorhanden sei und von den sechs derzeitigen Goldschmiedemeistern Ernst Gottlob Heyder, Johann Caspar Kreischner, Johann Heinrich Stoss, George Peter Haase, Johann Michael Scheger und Christian Benjamin Radeck nur Heyder seine Profession mit Erfolg betreibe, die übrigen dagegen Kummerbrot ässen, Haase sein Handwerk garnicht mehr ausübe und Stoss aus dem Hospital erhalten werden müsse (Glog. Ratsarchiv, Acta betr. Goldsch. etc., Vol. II fol. 94—95). Die Innung hielt sich bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Die letzte Mittelsversammlung trat im Dezember 1826 zusammen. Am 28. März 1831 übergab der Goldarbeiter Seidel, als der letzte gewesene Oberälteste, die Zunftlade dem Magistrat zur Aufbewahrung

(Glog. Ratsarchiv, Fach 218, Acta betr. die Goldschmiede, Maler und Bildhauer, Vol. III fol. 55—57).

Am 27. Juli 1849 bildete sich in Glogau eine neue Innung der Goldarbeiter, Uhrmacher und Mechaniker unter dem Namen „Vereinigte Goldarbeiter- und Uhrmacher-Innung zu Glogau“. Ihre Statuten wurden von der Regierung zu Berlin am 9. August 1852 bestätigt. Der Verband hatte eine kurze Lebensdauer. In der Versammlung vom 12. Januar 1861 beantragte der Goldarbeiter Emil Weitz die Auflösung. In der ausserordentlichen Generalversammlung vom 1. Februar wurde dem Antrage mit der Motivierung stattgegeben, dass die Innung ihren Mitgliedern keine Vorteile biete, sondern nur Kosten verursache. Am 29. Mai 1861 erfolgte die definitive Auflösung. Die Lade, das Siegel, die Protokoll- und Kassenbücher erhielt der Magistrat zur Aufbewahrung (Glog. Ratsarchiv, Magistratsakten betr. Innungssachen der Goldarbeiter u. Uhrmacher, Abteilung 12A Nr. 26 Bd. 1).

Endlich haben die Glogauer Goldarbeiter und Graveure im April 1901 abermals die Errichtung einer Innung und zwar einer Zwangsinnung beschlossen. Der Regierungs-Präsident von Liegnitz gab am 15. August 1901 seine Zustimmung. Die Innung besteht noch heute und führt den Namen „Juwelier-, Gold- und Silberschmiede, sowie Graveur-Zwangs-Innung zu Glogau“. Ihre Statuten

wurden vom Bezirks-Ausschuss in Liegnitz am 29. August 1901 genehmigt. Ihr Sitz ist in Glogau. Ihr Bezirk umfasst die Kreise Glogau, Freystadt, Grünberg, Sagan und Sprottau. Über ihre Aufgaben, Rechte und Pflichten geben die im Druck erschienenen Statuten Auskunft.

Silberproben und Merkzeichen. Bis 1699 scheint es in Glogau keine Vorschriften über den Feingehalt des Silbers und die Stempelung der Goldschmiedearbeiten gegeben zu haben. Nur wenige Meister, wahrscheinlich solche, die auswärts inkorporiert waren, haben schon vor 1699 ihre Erzeugnisse mit Stempeln versehen. So gibt es Arbeiten von Balthasar Clement, die als Stadtzeichen die Initiale G und als Meistermarke die Initialen BC tragen. Die Artikel von 1699 und 1701 verlangen die Verarbeitung von 12- und 13-lötigem Silber. Das 12-lötige sollte mit dem Glogauischen G, das 13-lötige mit einem auf einem Aste sitzenden Raben gezeichnet werden. Ausserdem war auf Bestellung auch die unter 12-lötige Probe gestattet, die aber nicht gezeichnet werden durfte. Schon wenige Jahre nach der Bestätigung der Innung versuchten die Glogauer Goldschmiede statt der vorgeschriebenen 12- und 13-lötigen Probe die 10-lötige zum Verkaufe einzuführen. Doch der Magistrat verbot ihnen im April 1711 und abermals im Juli 1713, eine



Ciborium mit Filigran und Steinen.
Glogauer Arbeit, um 1720

andere als die von den Zunftartikeln vorgeschriebene Probe zum Verkaufe zu arbeiten, und forderte eine Spezifikation der Silberarbeiten, die sie aus 10-lötigem Silber bereits vorrätig hatten. Auch fand der Vorschlag der Goldschmiede, für die 10-lötigen Arbeiten einen besonderen Stempel einzuführen, kein Gehör (Glog. Ratsarchiv, Acta betr. die Goldsch. etc., Vol. I fol. 237—241). Erst später trat eine Verschlechterung der Proben ein. Man benutzte seitdem die Initiale G auch als Beschauzeichen für 10- oder 11-lötige Arbeiten und den Raben für 12-lötiges Silber. Daher kommt in jüngerer Zeit der Rabe mit der Feingehaltszahl 12 als Beschauzeichen vor. Seit etwa 1858 legierte man das Silber zu 70/100 und setzte auf die aus solchem Silber hergestellten Arbeiten neben die Initiale G die Zahl 70.

In jüngerer Zeit müssen in Glogau auch Stempelmeisterbuchstaben verwendet worden sein. Arbeiten vom Anfange des 19. Jahrhunderts zeigen ausser dem Glogauer G und den Meisterzeichen noch den Stempelmeisterbuchstaben **A**



18. Jahrh.

Bschauzeichen für 13-lötiges,
später auch für 12-lötiges Silber



c. 1820

Bschauzeichen für 12-lötiges, später auch für 10- oder 11-lötiges Silber:



c. 1670



c. 1690



18. Jahrh.



c. 1790



c. 1820



Balthasar Clement
c. 1655—v. 1678



Matthes Francke?
c. 1685—1701



Joh. Casp. Kreischner
1730—1776



Joh. Michael Scheger
c. 1750—1786



Joh. Chr. Friedr. Seidel
c. 1780—c. 1831



Frantz Zimmermann
1789—?

Die nachstehende Meisterliste bedarf noch mancher Ergänzung. Leider ist es bisher nicht gelungen, die dem Glogauer Magistrat 1831 zur Aufbewahrung übergebenen Protokolle der Glogauer Goldschmiede aufzufinden, mit deren Hilfe sich ein Teil der noch offenstehenden Fragen gewiss leicht beantworten liesse.

Benedict Radewaldt c. 1580—n. 1623	Adam Weiss c. 1620—n. 1623
Christoph Radewaldt 1588	Balthasar Beck 1620—n. 1623
Paul Beck c. 1590—v. 1620	Friedrich Radewaldt 1621— 1664
Hans Alheuptt c. 1590—n. 1623	Hans Auspach c. 1622—
Baltzer Kotte c. 1595—n. 1623	Christian Han c. 1622—
Thomas Heyne 1598—n. 1623	Georg Han c. 1622—
Crispinus Schwartz c. 1600—n. 1623	Georg Wolff 1623—
Sigmund Pusch c. 1600—n. 1623	Georg Lange 1623—
Georg Jäntsch c. 1610—n. 1623	Samuel Merckendorff 1623—v. 1658
Hans Sixtus c. 1610— 1632	Gedeon Radewaldt 1623—
Hans Bencke c. 1610—n. 1623	Andreas Mendell 1654
Melchior Serner d. ä. c. 1615—n. 1623	Heinrich Serner 1654
Heinrich Radewaldt c. 1615—n. 1623	Balthasar Clement* c. 1655—v. 1678

Johann Eichner	1657	Caspar Marquart	1710—
? Albertus Buschnaewitz	1666	Joh. Gottfried Joseph Schäffer	1712—1732
Hans Hoffman	1667	Johann Benjamin Krause . . c.	1720—1755
Johann Kühnel v.	1671— c.1672	Johann Caspar Kreischner*	1730—1776
George Heyne v.	1675	Johann Dominicus Nerlich .	1732—1742
Simon Ertel	1676	Friedrich Johann Herrmann .	1732—1742
Todorius Clement	1678	Johann Heinrich Stoss . . . v.	1735—1776
Melchior Serner d. j.	1681	Anton Stanislaus Schneider .	1738—1741
Simon Vogel	1682	Joseph Leopold Prümüller .	1739—
Matthes Francke* c.	1685—1701	Johann Gottfried Schäffer . c.	1743—1762
Daniel Both v.	1688—1702	Ernst Gottlob Heyder . . . c.	1750—1795
Tobias Weller v.	1690—1701	Johann Michael Scheger* . . c.	1750—1786
Johann David Weller . . . c.	1690—1699	George Peter Haase . . . c.	1756—1796
Andreas Meyer c.	1690—1701	Christian Siegm. Schönflug . . . v.	1759
Christian Huss c.	1691—1701	Christian Benjamin Radeck . c.	1775—
Gottfried Hancke	1692—1700	Joh. Christian Friedr. Seidel* . c.	1780—1831
Johann Ferd. Schamaransky .	1692—1722	Joh. Friedr. Wilhelm Clement . c.	1787—1814
Johann Friedrich Clement .	1693—1701	Johann George Teschner . . c.	1789—
Johann Dietrich Hofer . . .	1693—1701	Frantz Zimmermann* . . .	1789—
Samuel Klösel v.	1694—1700	? Adolph Leonhard Gottschalek	1792—
Matthaeus Kratz	1694—1702	Frantz Joseph Rost	1794—1797
Johann Gottfried Schreyvogel	1695—1719	Joseph Schwiedetzky	1799
Jacob Meyer	1695	Paul	1805—
[Johann] Christian Stoss . .	1695—1724	Schors v.	1806—
Johann Christian Richter . .	1695—1700	F. B. Wolff	1834—
[Joh.] Gottfried u. d. Linde . c.	1695—1702	Eduard Teubner c.	1835—1873
Christian Krebs	1695	Ernst Fr. August v. Hagen .	1839—1868
Christoph Weiss	1696—1700	H. Assmann	1849
Johann Christian Ottenhoffer .	1697—1721	Emil Weitz	1849—1897
Friedrich Lenten	1697—1701	Emil Pesch c.	1860—1876
Johann George Schneider .	1698—1735	Adolf Georg Louis Harmsen .	1866—1897
Verner c.	1700	Max Baumert	1869—1890
Friedrich Knotte	1700	Otto Gemss	1873—
Johann George Petzold . . c.	1708—1721	Adolf Beling	1874—1899

Mitglieder der 1901 gegründeten Zwangs-Innung: Curt Brendel, Paul Klampke, Arthur Harmsen, Hermann Köhler, Otto Gemss, Willy Rothe, Hugo Weisker, usw.

GNADENBERG

In der Kolonie Gnadenberg bei Bunzlau etablierte sich 1776 auf Grund einer Kgl. Konzession der Gold- und Silberarbeiter Heinrich Christlieb Massalien. Gleich

zünftigen Meistern hatte er das Recht, Lehrjungen auszubilden. Ob er sich auch an eine bestimmte Silberprobe hielt und sie durch Stempel kennzeichnete, ist nicht bekannt.

GNADENFREI

Bei dem Gold- und Silberarbeiter Johann Wagner in Gnadenfrei lernte von 1803 bis 1809 Johann Ludwig Hellwig, der sich später in Reichenbach etablierte. Da der Lehrbrief von dem Breslauer Gold- und Silberarbeiter-Mittel ausgestellt ist, scheint Wagner bei der Breslauer Innung als auswärtiger Meister inkorporiert gewesen zu sein, obwohl die Breslauer Goldschmiede-Akten darüber nichts enthalten.

GÖRLITZ



Siegel der Görlitzer
Goldschmiede-Innung

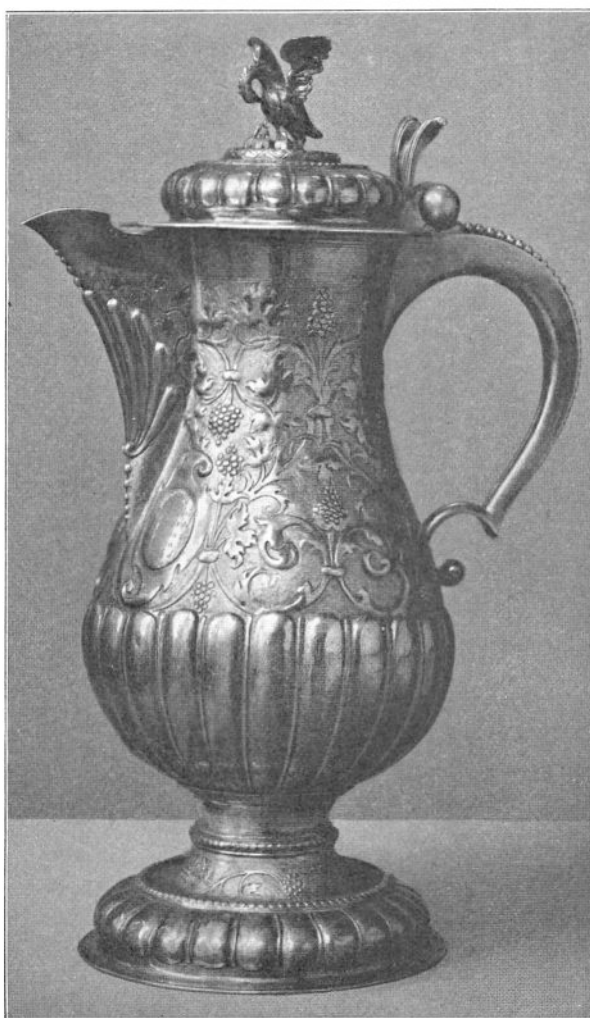
Die Liste der Goldschmiede von Görlitz zeigt, dass die Stadt ihrer Bedeutung entsprechend seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts eine ansehnliche Zahl von Goldschmieden in ihren Mauern beherbergt hat. Urkundliche Nachrichten, die uns über das jeweilige Steigen und Sinken der Meisterzahl unterrichten, sind noch nicht in ausreichendem Masse gesammelt. Wir sind einstweilen auf das angewiesen, was die nachstehende Liste darüber sagt. Da es aber nur bei einer eingehenden Spezialforschung möglich ist, das reiche im Görlitzer Ratsarchiv an verstreuten Stellen ruhende Urkundenmaterial für eine Darstellung der Geschichte der Görlitzer Goldschmiede-Innung zu sichten, muss vorläufig auch dahin gestellt bleiben, wie weit die jetzige Liste Anspruch auf Vollständigkeit erheben darf. Für die Aufbringung und Zusammenstellung der Namen und Daten aus dem 14. und 15. Jahrhundert erfreute ich mich der sachkundigen und liebenswürdigen Unterstützung des Herrn Stadtarchivars Prof. Dr. Jecht in Görlitz, jedoch unter dem Hinweis, dass mit dem bereits gefundenen Materiale das für diese Zeit vorhandene noch nicht erschöpfend benutzt ist¹⁾. Für das sechzehnte und besonders für die beiden folgenden Jahrhunderte dagegen werden künftige Forschungen wohl kaum viel neue Namen beibringen können; dafür dürfte die systematisch vorgenommene Durchsicht der Görlitzer Bürger-, Kür- und Kirchenbücher und anderer Archivalien des 16.—18. Jahrhunderts bürden. Unvollständig ist wieder das Meisterverzeichnis des 19. Jahrhunderts. Höchst bedauerlich ist, dass sich der Verbleib der Meister-, Lehrlings- und Protokollbücher der ehemaligen Görlitzer Goldschmiede-Innung trotz aller Bemühungen nicht hat ermitteln lassen.

Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts finden wir in Görlitz die Goldschmiede als Mitglieder der sog. Neuzeche, zu der ausser ihnen die Maler und Kannengiesser gehörten. Am Anfang der sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts muss die Absicht bestanden haben, eine vereinigte Zeche der Tischler, Kannengiesser und Goldschmiede zu konstituieren. In einem undatierten, um 1562/63 abgefassten Schreiben wandten sich Jorg Pomer, Joseph Debiger und

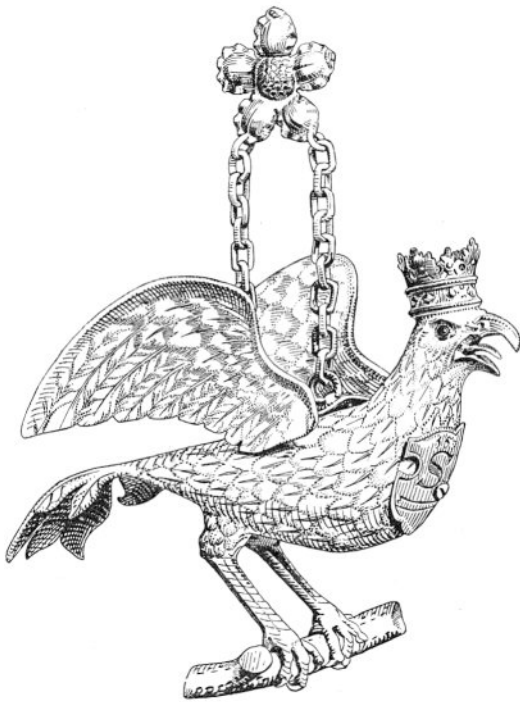
¹⁾ Über die Bestände des Görlitzer Ratsarchivs siehe R. Jecht, Quellen zur Geschichte der Stadt Görlitz bis 1600, Görlitz 1909.

der Goldschmied Albrecht Tirolt an den Görlitzer Rat und erhobene Vorstellungen gegen die Vereinigung der genannten Handwerke. Das Schreiben legt die Notwendigkeit der Aufrichtung einer eigenen, von anderen Handwerken unabhängigen Goldschmiedezeche dar und weist dabei auf einige Beispiele aus Süddeutschland und Böhmen hin. So sollen die Goldschmiede von Amberg in der Pfalz so lange mit den Tischlern und Kannengiessern Zeche gehabt haben, bis sie eine Schau aufrichteten, obwohl damals nur drei Goldschmiede in Amberg waren. Ferner sollen in Schweinfurt und im Gebiete des Markgrafen von Kulmbach die Goldschmiede bis zur Einführung der Beschau mit den Tischlern und Malern vereinigt gewesen sein. Auch in Eger sollen die Goldschmiede mit den Malern und Bildhauern nur bis zur Aufrichtung der Schau Zeche gehabt haben, obwohl der Rat von Eger die Trennung dieser Handwerke lange nicht zugeben wollte. Dem von Jorg Pomer, Joseph Debiger und Albrecht Tirolt unterfertigten Schreiben ist ein Entwurf für eine Zechenordnung beigegeben. Derselbe ist vielfach korrigiert

und wurde alsbald durch einen anderen mit der Aufschrift „1563 Ordnung der Goltschmide“ ergänzt. Dem Entwurf von 1563 folgte zwei Jahre später in neuer Fassung eine Ordnung, die der Rat von Görlitz am 19. Oktober 1565 den Goldschmieden bestätigte und sub sigillo erteilte. Das mit dem grösseren Siegel der Stadt Görlitz bedruckte Original des Briefes liegt gleich dem Entwurf von 1563 bei den Goldschmiede-Akten des Görlitzer Ratsarchivs unter R. Sect. I Nr. 609. In dem auf Papier geschriebenen Original von 1565 befinden sich verschiedene Korrekturen, die sich unter anderem auf einige Umstellungen in der Reihenfolge der einzelnen Artikel erstrecken. Eine Abschrift des Briefes wurde zwischen Palmarum 1566 und Pauli Bekehrung 1567 unter Berücksichtigung der erwähnten Korrekturen in den im Görlitzer Ratsarchiv unter Varia 44 (167) aufbewahrten Sammelband von Handwerksordnungen eingetragen. Leider hat man dabei am Schluss das Datum der Bestätigung weggelassen. Es lässt sich daher nicht mit Sicherheit entscheiden, ob der Brief vom



Abendmahlskanne der Peterskirche in Görlitz
Görlitzer Arbeit (ungestempelt), datiert 1704



Königsorden der Schützengilde von Seidenberg, Kr. Lauban. Arbeit des Görlitzer Goldschmieds Matthes Büttner; datiert 1582

19. Oktober 1565 verspätet in den Sammelband eingeschrieben wurde oder, was wahrscheinlicher ist, ob die Goldschmiede [im August] 1566 eine neue Ausfertigung ihres Zunftbriefes erhalten haben. Eine weitere Ordnung bekamen die Goldschmiede am 2. März 1574. Im Jahre 1568 ist die Goldschmiedezunft zum ersten Male mit ihren Ältesten in den Görlitzer Kürbüchern vertreten. Die Innung bestand bis zum Jahre 1866 oder 1867. Der letzte Goldschmied, der vor ihr das Meisterrecht erwarb, soll Adolph Hildebrandt gewesen sein. Sein von den beiden Mittelsältesten Carl Pöschmann und Theodor Möller unterzeichneter Meisterbrief ist vom 10. März 1866 datiert. Der aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammende, in Blei geschnittene Siegelstempel der Innung mit dem Bischof Eligius als Goldschmied befindet sich jetzt in der Ernst v. Wasserschlebenschen Münzsammlung der Oberlausitzer Gedenkhalle in Görlitz.

Silberproben und Merkzeichen. Nach L. Feyerabends Führer durch die Oberlausitzer Gedenkhalle,

II. Auflage, Görlitz 1910, S. 57 wurde in Görlitz 1541 die 14-lötige Silberprobe verwendet. Sollten sich dafür Nachweise beibringen lassen, so kann der Gebrauch der 14-lötigen Probe doch nicht allgemein gewesen sein. Denn als man am 19. Oktober 1565 oder [im August] 1566 die 13-lötige Probe einführte, die übrigens auch schon in dem Entwurf von 1563 vorgesehen war, wurde den Goldschmieden erlaubt, wie bisher noch ein Jahr auch das Silber, so die Probe nicht hält, zu arbeiten, und kurz vor Ablauf dieser Frist heisst es am 24. Juli 1567, dass noch bis Bartholomei 1567 der Gebrauch der 12-lötigen Silberprobe gestattet sein soll. In der Ordnung von 1574 ist dann nur von der 13-lötigen Probe die Rede. Manche Meister bedienten sich am Ende des 17. Jahrhunderts der 12-lötigen Probe, nachdem die Innung am 9. Februar 1668 vergeblich beim Magistrat ihre Zulassung nachgesucht hatte (Görl. Ratsarchiv, loses Aktenstück unter R. Sect. I Nr. 131). Zum Beispiel besitzt die Kirche in Schönau auf dem Eigen, Amtshauptmannschaft Löbau, einen 1689 von dem Goldschmiede Paul Levin gearbeiteten Kelch mit dem Görlitzer Beschauzeichen für 12-lötiges Silber (beschrieben und nebst Marken abgebildet bei C. Gurlitt, Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, Heft 34, Dresden 1910, S. 528). Von der Regierung genehmigt wurde die 12-lötige Probe erst am 18. Februar 1701 durch ein kurfürstlich-sächsisches Mandat des Königs Friedrich August von Polen. Da man von Amtswegen unterliess, das Mandat in den Städten der Oberlausitz vorschriftsmässig zu publizieren, machten sich dies manche Goldschmiede zunutze und verarbeiteten seitdem auch Silber

unter der 12-lötigen Probe. Um solche Missstände abzustellen, liess die sächsische Regierung den Erlass von 1701 nachträglich am 20. Februar 1721 in der Oberlausitz durch ein gedrucktes Patent veröffentlichen und die 12-lötige Probe für allein zulässig erklären.

Bei der Aufrichtung ihrer Innung im Jahre 1565/66 wählten die Görlitzer Goldschmiede als Beschauzeichen für die 13-lötigen Silberarbeiten ein gekröntes G. Als man am Ende des 17. Jahrhunderts zur 12-lötigen Probe übergang, nahm man für diese die Initiale G ohne Krone als Beschauzeichen. (Schon 1668 hatten die Goldschmiede, als sie den Magistrat um die Genehmigung der 12-lötigen Probe baten, für diese als Merkzeichen den „Buchstaben G ohne Crohn“ in Vorschlag gebracht.) Seit der Veröffentlichung der Verfügung von 1721 setzte man zu dem einfachen G noch die Feingehaltszahl 12 hinzu.



Beschauzeichen für
13-lötiges Silber



Beschauzeichen für 12-lötiges Silber:



c. 1689



c. 1700



c. 1720



c. 1725



c. 1740



c. 1740



c. 1750



c. 1763



Christoph Scholtz
v. 1564—1578



Matthes Büttner
v. 1576—1583



Marcus Firitz
1579—v. 1616



Joachim Levin d. ä.
1599—1626



Andreas Richter d. m.
1648—1669



Hans Döhring
1654—1671



Alb. Rosenberger
1658—1663



Johann Breit
1666—1682



Paul Levin
1677—1716



Andr. Richter d. j.
1680—1716



Tobias Kupfer
1710—1730



Joh. Christ. Riech
1717—1757



Gottlob Levin
v. 1739—1760

Conrad (Conat)	c. 1310—1332	Michel (d. ä.)	1409—1416
Peter d. ä.	c. 1327—1359	Niclas von der Lobaw	1409—1415
Heinrich (Heynlyn)	c. 1332—1376	Mathes	1412—1447
Hannus	1349	Veczencz.	1416—1447
Henczil Pessin	1349	Niclas d. j.	1421
Niclas d. ä.	1351—1383	Hans Pleczil	1422—1450
Steffan d. ä.	1375	Johannes von der Löban	1424
Rudeger	1378	Stephan d. j.	1425
Olbrecht Gocze	1380	Gregor	1433
Peter d. j.	1381—1385	Jocoff	1433—1483
Ottil	1389	Andreas Richter d. ä.	1452—1488
Andres (d. ä.)	1390—1412	Lorentz	1464—1474
Jorge von Glogaw	1395—1416	Michel Beyer	1468—1491
Briccius	1401—1405	Bernhard	1476—1478
Thomas	1408—1418	Baltzer	1476—1481

Gregor Pyrner	1478— 1479	Joachim Heroldt	1624— 1642
Gregor Ritter	1479	Joachim Levin d. j.	1630— 1632
Wolfgang Richter	1480— 1522	Matthes Tschuckelt v.	1639— 1641
Wolfgang Golfuss	1483— 1522	Tobias Kober	1642— 1658
Antonius Eynsidel	1483— 1515	Albert Heldt	1643— 1648
Hans Steinber v.	1501—n. 1512	Andreas Richter d. m.*	1648— 1669
Wolfgang Freudenfuss	1505—	Hans Döhring*	1654— 1671
Jorge Burchart	1507— 1516	Albinus Rosenberger*	1658— 1663
Hans Lange	1509— 1567	Malachias Schmidt	1661— 1669
Florian Stoss	1513—n. 1540	Georg Heincke	1662—n. 1689
Antonius Teusner	1517— 1549	Johann Breit*	1666— 1682
Oswalt Folckelt	1521— 1556	Samuel Schröter	1672— 1707
Georg Teusner c.	1555—c. 1578	Paul Levin*	1677— 1716
Peter Waddem	1557—n. 1563	Andreas Richter d. j.*	1680— 1716
Albrecht Tirolt	1557— 1605	Elias Dietrich	1684— 1692
Hans Stoller	1560—	Conrad Beyer	1686— 1701
? Jorg Pomer c.	1563	Friedlieb Dietrich May	1689— 1713
? Joseph Debiger c.	1563	Angelus Albertus Vogt	1689
Christoph Scholtz* v.	1564— 1578	August Nathanael Beyer	1697— 1703
Joseph Metzker v.	1565— 1583	Gottfried Fleischer	1699
Nickel Steller	1565—	Johann Gottlob Mertzsching	1704— 1722
? Hans Hertzogk	1570	Johann Christoph Breit	1706— 1740
Hans Wende c.	1570— 1605	Gottlob Breit	1709—c. 1738
Matthes Büttner* v.	1576— 1583	Tobias Kupfer*	1710— 1730
Bartel Teusner	1576	Christian Scholtz c.	1711—n. 1721
Marcus Firitz*	1579—v. 1616	Samuel KÜchler	1713— 1734
Onoffrius Rosenhain	1583— 1597	Johann Christian Riech*	1717— 1757
Caspar Eckart	1583— 1606	Johann Friedrich Bellmann	1717— 1741
Hans Schweitzer	1584	Johann Michael Heer	1719— 1746
Joachim Meister c.	1595—n. 1598	Johann Theodor Igel	1720— 1763
Paul Schnitter	1597— 1608	[Johann] Gottfried Müller	1726— 1760
Joachim Levin d. ä.*	1599— 1626	Johann George Schmaltz	1730— 1761
Daniel [David] Thiele c.	1602— 1617	Gottlob Levin* v.	1739— 1760
Christoph Ulrich	1605— 1621	Johann Gottfried Otto	1742— 1796
Martin Schubart	1607— 1621	Johann Christian Herbst	1743—c. 1775
? Merten Seidel	1607	Christ. Ehrenfried Praetorius	1758— 1776
Christoph Stiegler	1610— 1631	Johann Gottlieb Tietze	1766—n. 1796
Hieronymus Thiele c.	1610—c. 1638	Johann Christoph Scholtz	1771— 1788
Balthasar Elers (Oeler)	1612— 1642	Carl Samuel Schotte	1775—
? Michael Fauerbach	1617	Johann Samuel Otto	1779—n. 1800

August Friedrich Wobst . . . v. 1811—n. 1813	Carl Pöschmann 1866
Emanuel Wilhelm Tietze . . v. 1814—n. 1815	Theodor Möller 1866
Carl Traugott Levin . . . v. 1820—n. 1839	Rudolph Höer 1856—
Samuel Carl August Berger 1829— 1867	Gustav Heinrich Finster . . c. 1864—1867
Ernst Ludwig Finster . . . c. 1830— 1858	Adolph Hildebrandt 1866
Benno Stillner c. 1840— 1888	Emil Berger 1867—1888
Theodor Hyacinth Finster . 1845— 1883	Willibald Finster 1883

GOLDBERG

Die Goldschmiede von Goldberg waren nach altem Herkommen der 1544 errichteten und 1731 neu konfirmierten Kleinzeche ihrer Stadt einverleibt (Sturm, Gesch. der Stadt Goldberg, S. 642f.). Ausserdem hatten sie die Pflicht, sich bei der Liegnitzer Goldschmiede-Innung als der Oberzeche des Fürstentums Liegnitz inkorporieren zu lassen, doch scheinen sie dies gern unterlassen zu haben. Sub praes. 18. Februar 1732 berichtete der Magistrat von Goldberg an die Kgl. Regierung zu Liegnitz, dass die drei am Orte tätigen Goldschmiede Johann Nicolaus Baumeister, Johann Daniel Hartmann und Christian Gottfried Böhmer von keiner Zunft ihres Handwerks dependieren (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Ortsakten Goldberg). Als der ebengenannte Hartmann 1750 für seinen Sohn einen zunftgerechten Lehrbrief erlangen wollte, liess er ihn nach fast vollendeter Lehrzeit noch ein Vierteljahr in Jauer zünftig lernen. Auch Carl Friedrich Zettel schloss sich 1810 dem Jauerer Mittel an. 1849 erklärte August Gottwald seinen Beitritt zur Gold- und Silberarbeiter-Innung von Hirschberg. Erst in der 1885 neu gegründeten Liegnitzer Innung sind unter den auswärtigen Mitgliedern auch die Goldberger Goldschmiede vertreten.



Arbeit des Tobias Schultz in
Goldberg, datiert 1707

Nach Sturm, Geschichte der Stadt Goldberg, Goldberg 1888, S. 616, arbeiteten 1767 in Goldberg zwei Goldschmiede. Die gleiche Zahl fand Zimmermann 1789 (Beschreibung von Schlesien VIII S. 367).

Merkzeichen. Die Goldberger Goldschmiede verwendeten als Beschauzeichen die drei Berge aus dem Stadtwappen von Goldberg. Da jeder Meister einen eigenen Punzen für das Beschauzeichen hatte, kommt dieses in einer grösseren Zahl von Typen vor. Carl Friedrich Zettel, der sich 1810 in Goldberg etablierte, führte ein reicheres Beschauzeichen. Dasselbe ist mir von zwei Abschlägen her bekannt, die beide nicht sehr deutlich sind. Es scheint, dass dem Zeichen das Bild des vollständigen Goldberger Stadtwappens mit dem auf drei Bergen sitzenden Johannesadler zugrunde liegt.

Beschauzeichen:



v. 1686—1718



1691—1719



1724—1776



1810—n. 1835

Tobias Schultz
v. 1686—1718Joh. George Kühnel
1691—1719Joh. Daniel Hartmann
1724—1776Carl Friedrich Zettel
1810—n. 1835

Peter	1489	Johann Friedrich Oelbeer	1723
Melchior Leutner	v. 1602	Johann Daniel Hartmann*	1724—1776
Ulricus Herman	v. 1616—n. 1625	Johann Gottlob Jäncke	1727
Gallus Meweß	c. 1624—n. 1641	Christian Gottfried Böhmer	1731—1753
George Friedrich Person	1653— 1691	Johann Daniel Feist	1737—1749
Johann Kühnel	1661	Gottfried Feist	1738
Valentin Klippel	1685— 1687	Johann Christoph Feist d. j.	—1752
Tobias Schultz*	v. 1686— 1718	Carl Gottlob Hartmann	1764—1806
Johann George Kühnel*	1691— 1719	Carl Friedrich Kuhnt	1771—1791
Melchior Storch	1700	Ernst Daniel Hartmann	1790—1806
? Andreas Knauer	c. 1700	Johann Benjamin Gottwald	1805—
Johann Leopold Humler	1707	Carl Friedrich Zettel*	1810—
Johann Christoph Feist d. ä.	1709— 1723	Brückner	1842—1846
Heinrich Hantke	1719— 1721	August Gottwald	1849
Johann Nicolaus Baumeister	1721— 1736	Emil Hoffmann	1885—1894
Ludwig Albrecht Böhm	1722—v. 1732	Albert Mevius	1895—1899

GREIFFENBERG

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts liessen sich die Greiffenberger Gold- und Silberarbeiter Johann Paul Weltel, Johann Gottlob Rottmann und Friedrich Gottlieb Neumann bei auswärtigen Goldschmiede-Innungen inkorporieren. Der erstere trat 1765 dem Mittel von Jauer bei; die beiden letztgenannten wurden 1765 und 1790 Mitglieder der Hirschberger Innung.

Unter Vorbehalt seien die drei nebenstehenden Marken bei Greiffenberg untergebracht. Sie sind einem silbernen, im Zopfstil verzierten Zuckerkasten von 1794 im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer entnommen, der aus altem Greiffenberger Besitze stammen soll.



Christoph Haertel	v. 1680	Johann Gottlob Rottmann	1760—v. 1787
Melchior Prentzel	1681— 1726	Johann Carl Weltel	c. 1770—n. 1798
Johann Jeremias Prentzel	1713—n. 1729	Friedrich Gottlieb Neumann	1790—c. 1800
Christian Adolph	v. 1760	? A. D. V.	1794
Johann Paul Weltel	c. 1745—v. 1788		

GROSS STREHLITZ OS.

Auf das Kgl. Schreiben vom 15. August 1748, betreffend die Silber- und Zinnprobe im Gross Strehlitzer Departement, berichtet der Kriegsrat von Wasmer aus Gross Strehlitz

am 5. September 1748, dass sich in den Städten seiner Inspektion ein einziger Goldschmied befindet und zwar einer in Gross Strehlitz mit Namen Wentzel Schwabe, der das 12-lötige Silber mit der Zahl 12 nebst seinem Namen WS stempelt, das andere Silber aber, so unter 12-lötig ist, unbezeichnet lässt (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 25). Ohne Nennung des Namens erwähnen die Protokolle des Vikariatamtes am 22. Juli 1737 in einer Geldsache einen Aurifaber in Gross Strehlitz (Bresl. Diözesanarchiv, Vikariatamts-Protokolle v. 1734/37, II. f. 31).

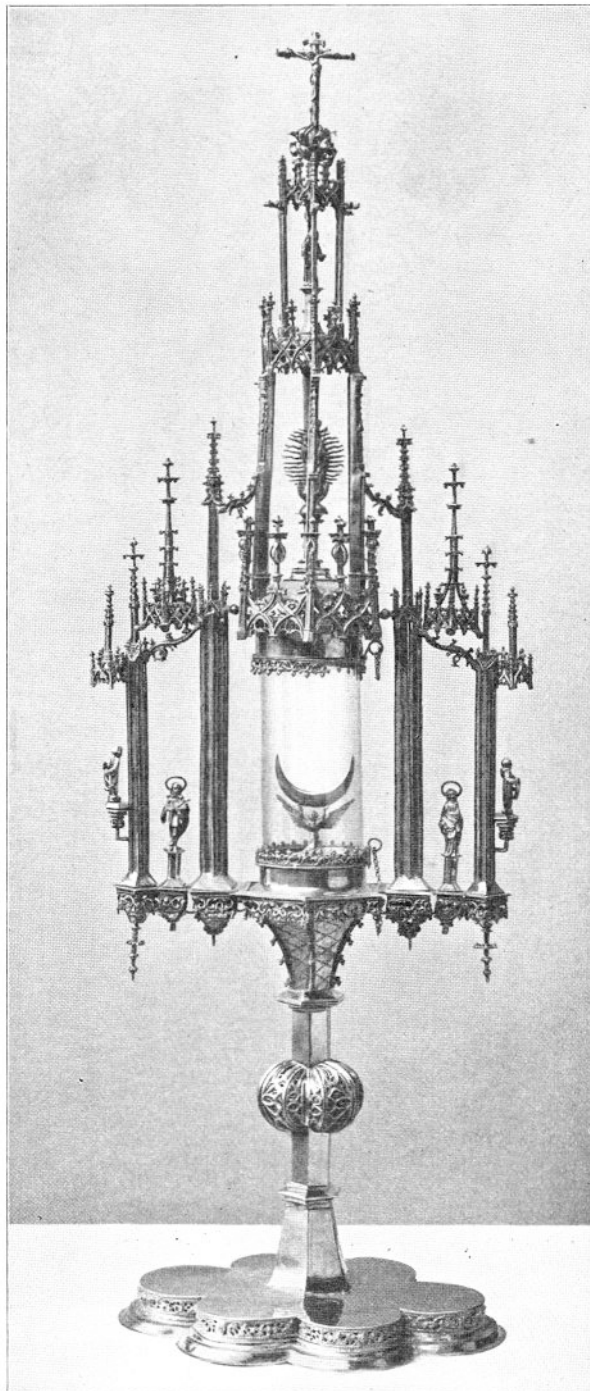
GROTTKAU

Im Jahre 1593 siedelte der Goldschmied Frantz Beinett von Ohlau nach Grottkau über. — Im 18. Jahrhundert erwähnen in Grottkau weder die amtlichen Berichte von 1716, 1733 und 1748, noch Zimmermann 1784 in seiner Beschreibung von Schlesien III S. 327 einen Goldschmied.

GRÜNBERG

Nach einem amtlichen Berichte vom 12. (praes. 14.) Februar 1732 waren damals in Grünberg die drei Goldschmiede George Heinrich Fechner, Johann Heinrich Fechner d. j. und Carl Ludwig Aubry als Meister tätig, ohne bei einem Mittel inkorporiert zu sein (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 24, F. Glogau, VIII 5c). Zimmermann fand 1791 in Grünberg einen Goldschmied (Beschreibung von Schlesien X S. 343). Seit 1901 gehören die Grünberger Goldarbeiter Oskar Lehfeld und Georg Sendler zur Gold- und Silberschmiede-Zwangsinngung von Glogau.

Silberproben und Merkzeichen. Betreffs der Silberprobe berichtete die Regierung des Fürstentums Glogau sub praes. 13. November 1716, dass in Grünberg keine richtige



Monstranz der kath. Pfarrkirche in Grünberg,
gearbeitet um 1503.

Vielleicht Arbeit eines Görlitzer Goldschmieds

Probe gehalten wird, sondern der dortige Goldschmied alles Silber, wie man es ihm bringt, verarbeitet und mit seinem Namen signiert, doch wäre es gut, durchgehends die 12-lötige Probe einzuführen und das Stadtzeichen beizuschlagen (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 13, AA VIII 10 k, fol. 4).

Heinrich Fechner c. 1655 — 1707	Johann Georg Beyer 1714
Hans Grünwaldt v. 1662—n. 1667	George Heinrich Fechner . c. 1720— 1760
Joh. Heinrich Fechner d. ä. . c. 1682— 1720	Joh. Heinrich Fechner d. j. . c. 1720—n. 1757
Friedrich Bernhard Sommer 1698—n. 1709	Carl Ludwig Aubry 1720—n. 1750
Gottfried Gerck 1702	Seydel 1805

GUHRAU

Nach dem Guhrauer Stadtbuche von 1620/22 waren in dieser Zeit vier Goldschmiede in Guhrau ansässig. Eine andere Quelle nennt sechs Meister. In dem Schreiben, worin die Glogauer Goldschmiede sub praes. 13. Oktober 1623 ihren Magistrat baten, fernerhin nicht einem jeden das Bürgerrecht zu geben, da schon so viele Goldschmiede in Glogau seien, beriefen sie sich auf das Beispiel ihrer Handwerksgenossen von Guhrau, die in ähnlicher Lage bei der Obrigkeit durchgesetzt hätten, dass sich in Guhrau nicht eher ein neuer Goldschmied niederlassen dürfe, bis einer von den sechs vorhandenen gestorben wäre (Glog. Ratsarchiv, Fach 218, Acta betr. Goldsch. etc., Vol. I fol. 3—4). Im Dreissigjährigen Kriege gingen alle Werkstätten ein. 1688 soll in Guhrau ein Goldschmied gewesen sein. Zeitweise scheinen die Guhrauer Goldschmiede in engen Beziehungen zu ihren Handwerksgenossen in Fraustadt, Lissa und Rawitsch gestanden zu haben. Manche Meister arbeiteten bald in Guhrau, bald in den eben genannten polnischen Nachbarstädten, und umgekehrt, so dass die nachstehende Meisterliste einen unsicheren Anhalt für die Zahl der in Guhrau während der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts tätig gewesen Goldschmiede gibt. Sub praes. 18. Februar 1732 berichtet der Rat von Guhrau, dass sich am Orte zwei Goldschmiede befinden, Christian Joseph Romulus und Johann Gottlieb Pauli, die beide ihr Handwerk ordentlich erlernt haben und, wie erforderlich, als Meister aufgenommen wurden (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 24, F. Glogau, VIII 5c). Nach Zimmermanns Beschreibung von Schlesien X S. 400 gab es 1791 in Guhrau zwei Goldschmiede.

Silberproben und Merkzeichen. Sub praes. 13. November 1716 berichtet die Regierung des Fürstentums Glogau, dass in Guhrau wie in Freystadt die 12-lötige Silberprobe beobachtet, aber nur mit dem Meisterzeichen und nicht mit einem Stadtzeichen signiert wird, dass ausserdem auf Verlangen auch geringeres Silber ohne Stadt- und Meisterzeichen zur Verarbeitung kommt (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 13, AA VIII 10k, fol. 4).

Johann Christoph Klose . c. 1650—v. 1691	Samuel Clement v. 1688— 1705
Christian Paul —v. 1692	Michael Horn v. 1692—v. 1730
Joh. Christian Lamberswaldt 1684—	Elias Zuchtmeister 1697

Christian Joseph Romulus . . . 1702—c. 1732	Samuel Gottlieb Pauli . . . v. 1730—n. 1732
Siegmund Saltzmann . . . c. 1705—c. 1709	Samuel Gottlieb Lincke . . . 1756— 1809
Alexander Brenner . . . c. 1708—n. 1722	Friedrich Wilhelm Rottmann 1772— 1812
Benjamin Delcig — 1715	Rudolf Sendler 1890— 1898

HABELSCHWERDT

Wegen der Silberproben und Merkzeichen der Habelschwerdter Goldschmiede siehe den bei Glatz wiedergegebenen Bericht von 1748. Ein laut Inschrift von dem Goldschmiede Johann Heinrich Vollmar 1733 gearbeiteter Kelch in der kath. Pfarrkirche von Habelschwerdt trägt weder ein Beschau- noch ein Meisterzeichen. Zimmermann fand 1787 in Habelschwerdt zwei Goldschmiede (Beschreibung von Schlesien IX, Brieg 1789, S. 180).

George Gerstenäcker —1679	Johann Heinrich Vollmar . . . 1722— 1752
Christian unter der Linde . . . 1673—1675	Balthasar Hoffmann 1760— 1795
Johann George Tremer 1688—	Frantz Stockheim c. 1767—c. 1776
Johann Andreas Vollmar 1689—1719	Ignatz Hoffmann 1792—n. 1820
Johann Heinrich Vollmar 1712	Schwarzer 1834

HAYNAU

Auch in Haynau hat der Dreissigjährige Krieg und das Pestjahr von 1633 den Goldschmiedewerkstätten arg mitgespielt. Zwischen 1619 und 1633 kommen in den Haynauer Kirchenbüchern noch fünf Goldschmiede vor. Dagegen wird im Jahre 1645 in Haynau nur ein Goldschmied, Melchior Belitz, mit dem Zusatze erwähnt: hat nichts zu arbeiten, betreibt auch sonst kein bürgerliches Gewerbe.



Arbeit des Balthasar Pohl in Haynau,
datiert 1708

Im März 1732 wurden die Haynauer Goldschmiede Balthasar Pohl, dessen Sohn Friedrich Pohl und Johann Gottlieb Städter aufgefordert, der Goldschmiede-Innung von Liegnitz als der Oberzeche des Liegnitzer Fürstentums als auswärtige Mitglieder beizutreten. Daraufhin teilte die Regierungsbehörde am 19. Mai 1732 dem Liegnitzer Magistrate zum weiteren Berichte an die Goldschmiede-Innung mit, dass nach einem Schreiben des Magistrats von Haynau der Goldschmied Balthasar Pohl zwar sogleich bei seiner Niederlassung die Absicht gehabt habe, sich in Liegnitz inkorporieren zu lassen, er wäre aber wegen der hohen Rezeptionsgebühren von 36 Reichstalern dazu nicht imstande gewesen. Balthasar Pohls Sohn Friedrich (wohl Balthasar

Leberecht gemeint) dagegen arbeite als Geselle bei seinem Vater. Was endlich den Johann Gottlieb Städter betrifft, so hätte ihn das Liegnitzer Mittel bisher nicht erfordert, auch hätten ihn die grossen Unkosten vor der Einwerbung zurückgehalten (Bresl. Staatsarchiv, Rep. 28, F. Liegnitz, III 10 S, Liegn. Missivenb. 1732 I fol. 234, 380).



Beschauzeichen
c. 1708

Silberproben und Merkzeichen. Als Beschauzeichen für die 12-lötigen Silberarbeiten führte Balthasar Pohl in Anlehnung an das Haynauer Stadtwappen eine mit drei Türmen besetzte Mauer.



Balthasar Pohl
1696—1732

Caspar Leyher	1619	Melchior Storch	1714
Elias Atte	c. 1619—n. 1625	Balthasar Leberecht Pohl	1722—1732
Girge Schaffrancke	c. 1623—n. 1628	Johann Gottlieb Städter	c. 1731—1747
Egidius Crackisch	c. 1623—n. 1633	Carl Ludwig Hummel	1739—1749
Hieronymus Leyher	c. 1629—n. 1631	Johann Siegmund Hantke	1749—1763
Melchior Belitz	1645	Carl Friedrich Kuhnt	1791
Friedrich Person	1656	Clemens Bergmann	1885—1887
Abraham Walter	1660—n. 1683	Reinhold Vater	1885—1891
Balthasar Pohl*	1696— 1732	Robert Raudies	1900

HERMSDORF UNTERM KYNAST

Die evang. Kirche von Hermsdorf unterm Kynast besitzt einige 10- und 12-lötige Goldschmiedearbeiten des Silberarbeiters S. C. Leder



aus den Jahren 1742 und 1746; Leder scheint während dieser Zeit in Hermsdorf ansässig gewesen zu sein. 1771 wird der Hermsdorfer Goldarbeiter Friedrich Zöllfel erwähnt, als seine 26 Jahre alte Tochter Eleonora in Hirschberg einen Inwohner aus Grunau heiratet. 1793 lieferte der Silberarbeiter J. C. Taeuber in Hermsdorf für die dortige evang. Kirche ein noch heute vorhandenes Kreuz von recht minderwertiger Arbeit. Zwischen 1849/55 erscheint der Hermsdorfer Goldarbeiter August Gottwald unter den auswärtigen Mitgliedern der Gold- und Silberschmiede-Innung von Hirschberg.

HIRSCHBERG

Das 1753 angelegte Protokollbuch der Hirschberger Goldschmiede-Innung berichtet (fol. 2^b): „bey mehr als 150 Jahren sind die Hirschbergischen Gold- und Silber-Arbeiter allhier in der Tischler-Zunft eincorporirt gewesen.“ An diese alte Gemeinschaft erinnert das Petschaft, das der Hirschberger Goldschmied Jeremias Rosenberger 1634 der Tischlerzunft und den bei ihr inkorporierten Handwerken stiftete. 1699 trennten sich die Goldschmiede von den Tischlern und richteten ein selbständiges Mittel mit eigenem Zechsiegel auf. Das neue Mittel umfasste anfangs die drei Meister George Thiel,



Siegel von 1634

George Thamm und Joh. Gottfried Krause. Der letztgenannte gewann sogar erst drei Wochen nach der Bestätigung der Artikel das Meisterrecht. Er musste seine Meisterstücke noch vor der Tischlerzeche aufweisen. 1715 stieg die Mitgliederzahl auf acht oder neun Meister. Dann folgte eine Zeit des Rückganges. Das Protokollbuch berichtet 1753 (fol. 2^a), dass wegen der geringen Meisterzahl gegen acht Jahre keine ordentliche Zusammenkunft gehalten werden konnte. Eine neue Blüte setzte in der Mitte der fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts ein. Von 1756 bis 1804 gehörten zum Mittel sechs, vorübergehend auch sieben einheimische Meister. Dazu kamen zeitweise noch zwei auswärtige Goldschmiede aus Greiffenberg, Johann Gottlob Rottmann und Friedrich Gottlieb Neumann, die sich 1765 beziehungsweise 1790 bei den Hirschberger Zunftgenossen inkorporieren liessen. Das 19. Jahrhundert brachte einen allmählichen Verfall. 1849 waren nur drei einheimische Meister vorhanden. Nach § 102 der allgemeinen Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 war aber das Fortbestehen der Innung an die Bedingung geknüpft, dass diese mindestens zwölf Mitglieder umfasste. Um die vorgeschriebene Zahl zu erreichen, ersuchten 1849 die drei Hirschberger Goldschmiede Claus Lundt, Friedrich Schliebener und Johann Christoph Oertel die Handwerksgenossen der umliegenden Ortschaften, der Innung beizutreten. Der Aufforderung folgten elf Goldarbeiter aus Goldberg, Hermsdorf u. K., Lähn, Landeshut, Löwenberg, Quirl, Reibnitz und Warmbrunn. Sodann nahm man 1852 auch einige Uhrmacher auf. Am 1. September 1855 konstituierte sich der neue Verband als Gold- und Silberarbeiter- und Uhrmacher-Innung. Die Vereinigung hielt am 5. Juli 1868 ihre letzte Versammlung ab.



Siegel der Hirschberger Goldschmiede-Innung

Silberproben und Merkzeichen. Die Ordnung von 1699 verlangt die Verarbeitung von 14- und 12-lötigem Silber. Als Beschauzeichen für das 14-lötige Silber bestimmte man den Hirsch aus dem Hirschberger Stadtwappen, für das 12-lötige einen Hirschkopf mit Geweih. Im 19. Jahrhundert scheinen nicht mehr die von der Zunft verordneten Ältesten und Stempelmeister, sondern die einzelnen Meister selbst das Aufschlagen der Beschauzeichen besorgt zu haben; darauf deutet wenigstens die grosse Zahl von Typen, die die Beschauzeichen in jener Zeit aufweisen.

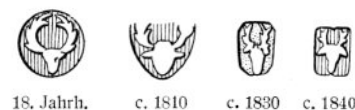
Neben den Beschau- und Meisterzeichen wurden 1753 auch Stempelmeisterbuchstaben eingeführt. Am 19. September 1753 beschloss das Mittel, „daß der ieszige Ober-Älste Gottfried Willich bey die Arbeit, so gezeichnet wird, daß A schlagen soll, der folgende daß B und also fort, und zwar aus der Ursache, wann künfftighin unrichtige Probe befunden würde, man alsdenn wißen kan, welcher Ober-Älteste die Arbeit gezeichnet hat. Ferner ist von den sämtl: Gold-Schmieden beliebt worden, bey die Arbeit, so gezeichnet wird, einen Zwieselier-Strich zu machen, so wie es in anderen Städten bräuchlich, wo sich ein Mittel befindet.“ „Wann ein Ober-Alste verstirbet, so muß derjenige Buchstabe, denn er zu der Arbeit geschlagen, alsdenn in die Lade geleget werden und dem

folgenden Ober-Ältesten derjenige Buch-Stabe heraus gegeben werden, welcher folget, und muß des neuen Ober-Ältesten Nahmen ins Protocoll aufgezeichnet werden und der Buch-Stabe, denn er zu der Arbeit schläget, auch mit aufgezeichnet werden“ (Hirschb. Goldsch. Protokollb. fol. 4b, 5b). Gottfried Willich führte vom September 1753 bis Dezember 1756 den Stempelmeisterbuchstaben A, sein Nachfolger Emanuel Gottlieb Junge vom Dezember 1756 bis 1787 den Buchstaben B (Protokollb. fol. 4b, 5b, 6b). Ob der nächste Stempelmeister Christian Lincke noch den Buchstaben C oder gar dessen Nachfolger Johann Friedrich August Wechsung den Buchstaben D verwendete, ist nicht bekannt; das Protokollbuch gibt darüber keine Auskunft.

Beschauezeichen für
14-lötiges Silber:



Beschauezeichen für
12-lötiges Silber:



Stempelmeisterbuchstaben, 1753—1756: **A** 1756—1787: **B**



Stentzel Kindt	1494	Johann Gottfried Krause	1699—
Tobias Hiese	v. 1569—n. 1577	Daniel Krebs	1699—1719
Hans Bretitz	1569	Johann Christoph Klippel	1703—1753
Zacharias Sachse	c. 1570—n. 1600	Johann George Just	1705—1721
Heinrich Becke	v. 1576—n. 1580	Samuel Müller	1710—1720
Nicol ein Goltschmidt	1595	Johann Tobias Krebs	1712—1716
Christoph Büttner	c. 1595— 1612	Gottlieb Krebs	1715—
Jonas Moyban	c. 1601—c. 1640	Christian Gottlieb Thiel	1715—1728
Friedrich Opitz	c. 1612— 1632	Benjamin Junge	1715—1742
Jeremias Rosenberger.	c. 1615—n. 1640	Gottfried Willich*	1722—1765
Christoph Zeydler.	c. 1634—c. 1637	Michael Braun*	1730—
Mertin Schlau	c. 1635—	Emanuel Gottlieb Junge*	1743—1787
Friedrich Ruffer.	c. 1646—c. 1680	Johann Gottlieb Getwart	1753—1772
David Hoffman.	c. 1648—n. 1674	Christian Lincke*	1754—1808
Hans Hoffman	c. 1675—n. 1679	Samuel Gottlieb Stieff	1755—1779
George Thiel	1676— 1702	Gottfried Christian Walter	1756—1804
? David Müller	c. 1680	Johann Gottfried Rauer	1765—1798
? George Friebe	1681	Joh. Friedr. August Wechsung	1775—1826
George Thamm*	1690— 1715	Christian Heinrich Meltzer	1786—1793

Carl Benjamin Walter	1788—1806	Johann Christoph Oertel*	c. 1830—1867
Johann Gottfried Theunert	1799—1825	Friedr. Otto Eduard Schliebener	1833—1876
Siebert	1799—1801	Moritz Ciresa	1851
Gottlieb Hoffmann*	1801—1813	Rudolf Sach	1853—
Johann Christian Hesse	1802—1843	Adolph Lundt	1855—1895
Emanuel Baumert*	1809—1846	Wilhelm Hoppe	1860—1880
Claus Lundt*	1827—1889	Paul Kaspar	1864—1894

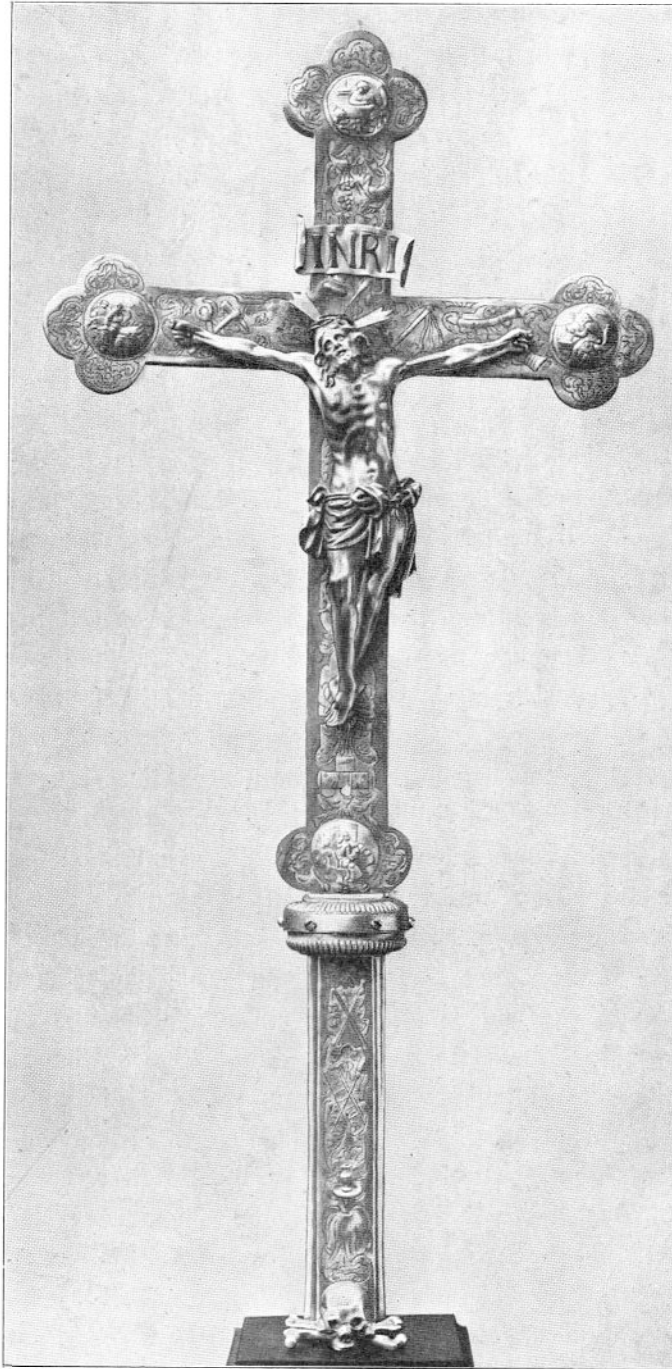
JAUER



Grosses Siegel der Goldschmiede-
Innung von Jauer

Nach Christian Friedrich Emanuel Fischer, Geschichte und Beschreibung der schlesischen Fürstenthumshauptstadt Jauer, Teil II S. 413, erhielten die Goldschmiede von Jauer am 20. September 1685 eigene Mittelsprivilegien. Der Inhalt der Zunftlade ist noch grösstenteils vorhanden; leider fehlt darunter das Privileg von 1685, so dass der Wortlaut desselben nicht bekannt ist. Ein Nachtrag dazu, eine Instruktion über die Aufnahme und Loßsprechung der Lehrjungen vom 20. September 1687, hat sich in einer Abschrift in dem Lehrlingsmatrikelbuche der Innung (fol. 3—6) erhalten. Von den zwei Siegeln des Mittels wurde das grössere mit der Darstellung des Bischofs Eligius als Goldschmied wahrscheinlich 1685, das kleinere mit einem Kelche wohl erst im 18. Jahrhundert angeschafft. Von dem letzteren ist nur ein Abdruck auf einem Lehrbriefe aus dem Jahre 1821 bekannt.

Die verhältnismässig vielen Goldschmiedennamen, die die Matrikelbücher der katholischen Pfarrkirche von Jauer aus der Zeit vor dem Dreissigjährigen Kriege aufweisen lassen auf einen grösseren Betrieb des Goldschmiedehandwerks in Jauer während der Renaissance schliessen. Dann folgte, wie fast überall in Schlesien, eine Zeit des Niederganges. Auch in Jauer dürften nicht viele Goldschmiede das Pestjahr von 1633 überlebt haben. Allmählich fand sich neuer Nachwuchs ein. Als man 1685 ein eigenes Mittel aufrichtete, waren vier Meister vorhanden: Johann Michael Staudach, Berthold Keiser, Gottfried Eisenach und Conrad Neumann. Aus ihnen bestand das Mittel noch bei der Rechnungslegung vom 27. Dezember 1691. Die höchste Mitgliederzahl mit sechs bis sieben einheimischen Meistern erreichte die Innung im zweiten und dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Dann ging es wieder bergab. Um 1740 waren vier bis fünf Werkstätten am Orte, 1788 drei, darunter eine im Besitze einer Witwe, 1790 zwei und 1804 wieder drei, nämlich die des Samuel Gottfried Seidel, Johann Friedrich Porsch und Friedrich Daniel Büttner. Seit der Einführung der Gewerbefreiheit durch die staatliche Gesetzgebung der Jahre 1810/1811 ist in das Jauerer Gold- und Silberarbeiter-Mittel kein neues Mitglied mehr eingetreten. Schon am Ende des 18. Jahrhunderts wurden wegen der geringen Meisterzahl die Mittelssitzungen sehr unregelmässig einberufen. Man einigte



Kreuz in der Schweidnitzer Friedenskirche.
Arbeit des Joh. Friedr. Wendrich in Jauer, datiert 1711

lieb Scholtz 1760, Andreas Gottfried Marx 1796, Carl Gottlob Frey 1800, aus Goldberg Carl Friedrich Zettel 1810, aus Greiffenberg Johann Paul Weltel 1765, aus Löwenberg Johann Caspar Alt 1765, Carl Ehrenfried Andrae 1782, Johann Ernst Christoph Schroeter 1792,

sich deshalb am 28. Oktober 1792, dass fortan alle zwei Jahre am Tage Johannes des Täufers eine Versammlung stattfinden und jeder Meister jährlich 8 Groschen an Quartalsgeldern zahlen sollte (Protokollb. fol. 5). Das Protokoll der letzten Innungsversammlung ist vom 24. Juli 1825 datiert. Seit 1885 sind aus Jauer einige Goldschmiede der in diesem Jahre neu gegründeten Gold- und Silberschmiede-Innung von Liegnitz beigetreten.

Das Goldschmiede-Mittel von Jauer würde schon 1789 eingegangen sein, hätte ihm nicht die Mitgliedschaft einiger auswärtiger Zunftgenossen eine höhere Meisterzahl und somit eine längere Lebensfähigkeit gesichert. Schon 1693 liess sich der Bunzlauer Goldschmied Hans Neumann als Extraneus in Jauer inkorporieren (Jauer. Goldsch. Lehrlingsmatr. fol. 15). In einen losen Zusammenhang mit den Jauerer Handwerksge nossen traten die Gold- und Silberarbeiter Daniel Hartmann in Goldberg und Johann Christoph Karg in Landeshut. 1750 beziehungsweise 1752 lernten ihre Söhne nach fast vollendeter Lehrzeit noch ein Vierteljahr in Jauer zur Erlangung von zunftgerechten Kundschaften. In grösserem Stile setzte 1754 die Aufnahme von auswärtigen Meistern ein. Aus Freiburg liessen sich Christian Friedrich Scholtz 1754, Ernst Gott-

aus Striegau Carl Sigismund Valentin Geisler 1795, Johann Joseph Ignatz Geisler 1804 und aus Waldenburg Christian Heinrich Haubner 1810 als auswärtige Mitglieder in das Goldschmiede-Mittel von Jauer inkorporieren.

Silberproben und Merkzeichen. Die Bestimmungen, die der Privilegienbrief von 1685 über die Silberprobe enthielt, sind nicht bekannt. Einen vollwertigen Ersatz dürften jedoch die Mitteilungen bieten, die 1716 die sechs damals in Jauer tätigen Goldschmiede über ihre Silberprobe und ihre Stempelgewohnheiten an die Fürstentumsregierung einzureichen hatten. Danach nahm man in Jauer die 12-lötige Breslauer Probe zur Richtschnur. Die fertigen Stücke wurden von den Ältesten besichtigt und mit dem Signo des Brettspiels der Stadt Jauer, also mit dem geschachten Schilde aus dem Jauerer Stadtwappen bezeichnet und dann mit dem Namen des Goldschmieds, der die Arbeit gefertigt, versehen (Akten der Jauerer Goldsch., Schriftstück Nr. 3). Aus dem Jahre 1765 ist die Nachricht erhalten, dass damals ein neuer Probepunzen angeschafft und der alte wieder neu aufgeschnitten wurde. Später trat an die Stelle der 12-lötigen die 11-lötige Probe. Als die Breslauer Goldschmiede am 31. Mai 1858 die Legierung des Silbers zu 70/100 einführten, folgte man um dieselbe Zeit in Jauer diesem Beispiele und kennzeichnete bis 1884 den Feingehalt durch das Aufschlagen der Zahl „70“ neben den geschachten Schild.



Kleines Siegel der
Goldschmiede-Innung
von Jauer



Beschauzeichen
c. 1693



18. Jahrh.



Conrad Neumann
1689—1704



Christian Tulcke
1699—?



Joh. Friedr. Wendrich
1700—1742



Gottfried Grosser
1710—1716



Joh. Val. Engelbrecht
1713—?

Adam Renwald	— 1591	Christoph Springer	— 1633
Hans Ehnhorn	— 1597	Friedrich Rötel	c. 1625— 1633
Christoph Gewinnssgut	—v. 1607	Erasmus Schmidt	c. 1628—1662
Leonhart Euchner	c. 1575—v. 1623	? Bartholomaeus Martin	c. 1662—
Joachim Tirolt	c. 1580— 1618	Michel Gampricht	c. 1668—1684
Friedrich Wentzel	— 1608	Hans George Wendrich	1668—1680
Tobias Tanner	c. 1590— 1616	Johann Michael Staudach	c. 1672—1712
Hans Springer	c. 1590— 1618	Pancratius Stockheim	c. 1673—1683
Caspar Kindler	— 1618	Berthold Keiser	c. 1679—1699
George Daniel Koschwitz	1599—v. 1607	Johann Heinrich Zinck	1682
Christoph Meuer	v. 1603—c. 1605	Gottfried Eisenach	1684—1704
Hieronymus Sparenbart	c. 1605— 1633	Conrad Neumann*	1689—1704
Caspar Runge	c. 1610— 1631	Johann David Weller	c. 1689—1712
Hans Winckler	— 1620	Christian Tulcke*	1699—
Hans Herling	— 1628	Johann Friedrich Wendrich*	1700—1742
Daniel Stimmel	c. 1614—v. 1633	Carl Heinrich Nagel	1700—1707
George Klette	c. 1615— 1633	Melchior Pfeiffer	1703—

Christian [Gottlieb] Moritz	1707—n. 1745	? Carl Friedrich Bencker	1756—
Jonas Suen Ringk.	1710— 1711	Johann Ernst Müller	1768—c. 1789
Johann Philipp Burckhart	1710— 1726	Carl Christian Klein	1782—c. 1789
Gottfried Grosser*	1710— 1716	Christian Heinrich Meltzer	1783— 1786
Gottfried Ferdinand Keiser	1711—v. 1733	Samuel Gottfried Seidel	1790—n. 1825
Christian Scholtz	1711— 1758	Carl Friedrich Lämmel	1790— 1798
Johann Valentin Engelbrecht*	1713—	Johann Friedrich Porsch	1800—n. 1825
Johann Adam Oppelt	1717— 1734	Friedrich Daniel Büttner	1804— n. 1825
Johann Ascanius Lutteroth.	1727— 1767	August Körner	1859—n. 1887
Friedrich Wilhelm Renner	1731— 1744	Hermann Nigisch	1885
Ernst Müller	1734— 1745	Martin Tschirn	1885
Johann Gottfried Tischler	1740—c. 1748	Fedor Neumann	1889
Johann Carl Siegmund Gräber	1748— 1788	Paul Partheil.	1899

JULIUSBURG



Siegel der Juliusburger
Goldschmiede

Wie in Bernstadt, so erhofften seit dem vorletzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts auch in dem durch Herzog Sylvius 1663 gegründeten und seit 1675 von Herzog Julius Sigismund zum Aufenthalt gewählten Juliusburg einige Goldschmiede von der herzoglichen Hofhaltung Verdienst und Beschäftigung. Gottfried Bartcke fand sich um 1683 als erster Goldschmied in Juliusburg ein. Als er etwa 10 Jahre später seine Werkstatt nach dem benachbarten Oels verlegte, beabsichtigten einige andere Goldschmiede, sich in Juliusburg ansässig zu machen. Sub praes. 24. August 1696 berichten die Oelser Goldschmiede an ihren Herzog Sylvius Friedrich, dass sich in Juliusburg etliche Gesellen bürgerlich niederlassen und bei dem Oelser Mittel inkorporieren lassen wollen (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 34, Stadt Oels, IX 9c). Andreas Jahn und Johann Adam Ducree führten 1697/99 diese Absicht aus. Es scheint, dass ihnen die fürstliche Regierung in der einen oder anderen Weise gewisse Privilegien verliehen hat, beispielsweise das Recht, zunftgerechte Lehrbriefe auszustellen. Nur so kann man es sich erklären, dass die wenigen in Juliusburg ansässig gewesenen Goldschmiede ein eigenes Handwerkssiegel geführt haben. Das Petschaft dazu bewahrt jetzt das Kgl. Staatsarchiv in Breslau (Rep. 136, Oberlandesgericht S. 40 Nr. 105). 1704 hörte Juliusburg auf, Residenz zu sein. Den Goldschmieden werden seitdem kaum noch viel lokale Bestellungen zugeflossen sein.

Silberproben und Merkzeichen. Nach dem amtlichen Berichte des Steuerrats Hacke, gegeben zu Wartenberg den 18. September 1748, arbeiteten damals die Juliusburger Goldschmiede gradeso wie die von Bernstadt hauptsächlich für die Breslauer Meister, die ihnen auch das Silber zur Arbeit lieferten (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 46). Ein von dem Goldschmiede Andreas Jahn in Juliusburg 1707 für die evang.



Pfarrkirche des Ortes gearbeiteter, 13,2 cm hoher Kelch für Krankenkommunion trägt als Beschauzeichen einen Ast mit 3 Blättern, der nach einer Abbildung in Wernhers handschriftlicher Topographie zu den Bestandteilen des Juliusburger Stadtwappens gehört.



Die Namen und Daten der nachstehenden Meisterliste verdanke ich Herrn Lehrer A. Koch in Breslau, der die Freundlichkeit hatte, für mich in Juliusburg die Matrikelbücher der evang. Pfarrkirche durchzusehen.

Gottfried Bartcke	1683—n. 1691	Simon Peter Ducree	1734— 1761
Andreas Jahn*	1697— 1738	Christian Nelcke	1746—
Johann Adam Ducree	1699— 1734	Christian Gottlieb Jahn	c. 1750— 1781
Johann Caspar Jahn	1725— 1735	Carl (Karl)	v. 1796—n. 1802
Johann Andreas Giessmann	1732— 1741		

KREUZBURG

Vor 1662 soll in Kreuzburg ein Goldschmied Johann Feirabent gewesen sein. 1687 wurde in Brieg der Goldschmied Michael Rossow aus Kreuzburg aufgeboten. — Am 5. (praes. 12.) November 1716 berichtete der Magistrat von Kreuzburg an die zuständige Regierungsbehörde nach Brieg, dass sich seit langer Zeit kein Goldschmied am Orte befindet (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 21, F. Brieg, VIII 9a). Ebenso fand Zimmermann um 1783 in Kreuzburg keinen Goldschmied (Beschr. von Schlesien I Teil 2 S. 24).

KUPFERBERG

In Kupferberg war seit etwa 1575 der Goldschmied George Sachse tätig; 1615 wird er als bereits verstorben erwähnt.

LANDESHUT

Landeshut war im 17. und besonders im 18. Jahrhundert neben Hirschberg ein wichtiger Marktplatz für den Flachs-, Garn- und Leinwandhandel des Riesengebirges, der den Ort nach und nach zu einem ansehnlichen Wohlstand brachte. Daher konnten hier auch mehrere Goldschmiede auf lohnende Beschäftigung rechnen, und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte Landeshut einige sehr tüchtige Silberarbeiter, an ihrer Spitze Johann Joachim Scholtz, aufzuweisen. Ein amtlicher Bericht von 1753 sowie das Landeshuter Handwerkerverzeichnis von 1785 in Zimmermanns Beschreibung von Schlesien V S. 73 erwähnen je vier Goldschmiede. Dieselben gehörten zu der grossen Bürgerzunft der Stadt. Da sie kein eigenes Mittel bildeten, mussten die von ihnen, die für ihre Lehrlingen zunftgerechte Kundschaften erlangen wollten, diese bei einer auswärtigen Goldschmiede-Innung einschreiben oder auslernen und freisprechen lassen. So wandten sich Johann Joachim Scholtz 1730 und Johann George Weniger 1753 an die Schweidnitzer, Johann Christoph Karg 1752 an die Jauerer Zunftgenossen. Seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts begegnen wir einigen Landeshuter Gold- und Silberarbeitern unter den auswärtigen Mitgliedern der Goldschmiede-Innung von Hirschberg.

Silberproben und Merkzeichen. Über die Landeshuter Silberproben und die Merkzeichen berichtet der Steuerrat Wernicke aus Schweidnitz am 14. November 1748, dass in Landeshut nach einer Auskunft des dortigen Magistrats meistens 12-lötiges Silber zur Verarbeitung gelangt, welches so gut wie die Breslauer und Schweidnitzer Probe sein soll und mit dem Namen des Goldschmieds sowie dem Lot- und Probezeichen gestempelt wird, dass auf Verlangen des Bestellers aber auch geringere (10-lötige) Silberlegierungen genommen werden, die ungezeichnet bleiben (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 60b—61a). Als Beschauzeichen führten die Landeshuter Goldschmiede die Buchstaben LH (LandesHut); jeder Meister hatte dafür seinen eigenen Punzen.



Beschauzeichen
1. Hälfte 18. Jahrh.



Antonius Nering
v. 1619—1644



Christian Schrötter
1680—1725



Johann Joachim Scholtz
1706—1754

George Herman v. 1613	Johann Christoph Karg 1728—1758
? George Bircke 1613	Johann George Weniger 1742—1760
Antonius Nering* v. 1619— 1644	George Friedrich Fröhlich d. j. 1749—1795
Bartholomaeus Bos 1630	Heinrich Herrmann Knappe . c. 1755—1799
George Kault v. 1664—n. 1669	Christoph Heinrich Karg 1763—1779
Valentin Etzler v. 1673—v. 1692	? Johann Gottfried Knappe 1770
David Schlau 1674— 1713	Christian Emanuel Heintzel 1780—1809
George Schrötter — 1688	? Carl Benjamin Walter 1787—1788
Christian Schrötter* 1680— 1725	Ernst Gottfried Schmutzler 1800—1814
Matthes Andreas Fromberg 1686—	Joh. George Philipp Haertel 1802—
Wilhelm Bartsch (Partsch) 1693— 1734	Carl Friedr. Wilhelm Schulz 1812—1836
? Johann George Zindler 1701	Moritz Dressler 1849
Johann Joachim Scholtz* 1706— 1754	A. Hankel 1849
Joh. Wilhelm Schwenkenberg 1708—n. 1723	Heinrich Haesler 1853—
George Friedrich Fröhlich d. ä. 1721— 1746	Gustav Wehner v. 1869—1895

LANGENBIELAU

Die Akten und Protokolle der Schweidnitzer Gold- und Silberarbeiter-Innung nennen seit 1867 folgende Goldarbeiter in Langenbielau: Hermann Bergmann v. 1867—n. 1883, August Jerrath 1895—1899, Karl Thieme 1897—1902, Ewald Schlosser 1897, Oskar Weiss c. 1898, Wilhelm König 1899, August Treudler 1899, August Komor 1902.

LAUBAN

In Lauban erlangten die Goldschmiede am 31. August 1617 vom Magistrat die Bestätigung von Innungsartikeln. Aber schon nach wenigen Jahrzehnten ging die Zunft in den Wirren des Dreissigjährigen Krieges „gantz und gar zu grunde“, und der Inhalt des Artikelsbriefes kam damit auch für die Folgezeit ausser Übung. Um endlich wieder

Ordnung ins Handwerk zu bringen, erwirkten die Goldschmiede am 6. Juni 1722 die Bestätigung von neuen, den veränderten Zeitverhältnissen angepassten Artikeln.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren in Lauban die Goldschmiede mit den Uhrmachern zünftig vereint. Am 3. Oktober 1855 verständigten sich die Goldarbeiter und Uhrmacher mit den Gürtlern über den Zusammenschluss ihrer bisher getrennten Innungen. Man beschloss, auch die Kupferschmiede, Klempner, Zinngiesser und Nadler in die neue Vereinigung aufzunehmen, um eine höhere Mitgliederzahl zu erreichen. Der Statutenentwurf vom Oktober 1855 erhielt am 10. Januar 1856 die Bestätigung der Königl. Regierung in Liegnitz. Im Jahre 1868 hat sich die vereinigte Innung freiwillig wieder aufgelöst (Laub. Ratsarchiv, Sect. VIII Cap. B Litt. C No. 14: Akten des Magistrats zu Lauban, betr. die kombinierte Goldarbeiter-, Uhrmacher-, Gürtler-, Kupferschmiede-, Klempner-, Zinngiesser- und Nadler-Innung).

Silberproben und Merkzeichen. In älterer Zeit wurde das Silber jedenfalls nach der Görlitzer Probe 13-lötig verarbeitet. 1701 wurde die 12-lötige Probe gesetzlich eingeführt und 1721 von neuem eingeschärft. Die gedruckten amtlichen Erlasse hierfür sind dem Original des Artikelsbriefes von 1722 beigeheftet (siehe Görlitz S. 114 f.).

Als Beschauzeichen führten die Laubaner Goldschmiede die zwei gekreuzten Schlüssel aus dem Stadtwappen. Wahrscheinlich wegen der grossen Ähnlichkeit mit dem Liegnitzer Beschauzeichen für 14-lötiges Silber, das ebenfalls zwei gekreuzte Schlüssel zeigt, fügte man später zu den Schlüsseln noch ein L (Lauban) hinzu. Seit etwa 1722 zeigt das Laubaner Beschauzeichen für 12-lötiges Silber neben den Schlüsseln und dem Buchstaben L noch die Zahl 12. Mit der Anbringung des Anfangsbuchstabens des Stadtnamens und der Lotzahl folgte man dem Muster von Dresden und Leipzig. Das Vorbild dieser Städte lag nahe, da Lauban von 1635—1815 mit der Oberlausitz zu Sachsen gehörte.

Vorübergehend müssen die Laubaner Goldschmiede-Ältesten auch Stempelmeisterbuchstaben verwendet haben. Das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau besitzt ein Oberlausitzer Kännchen mit einer Silberfassung von etwa 1725/30, die neben dem Laubaner Beschauzeichen mit L und 12 und dem Meistermonogramm des Gottfried Rottmann den Stempelmeisterbuchstaben **E** trägt.



Bschauzeichen
c. 1695



Bschauzeichen
c. 1725/40



Martin Wiedeman?
1618 - 1632



Michael Walter
1669 - 1701



Gottfr. Rottmann
1701 - 1750



Gottfried Mönert
1718 - 1763

Elias Sachs d. ä.	c. 1570—1618	Caspar Helwig	1608— 1631
Michael Kuntze	1575—1606	Elias Sachs d. j.	1613— 1637
Johann [Hans] Meyrich	1594—1621	? Martin Kühn	1614—
Christoph Roseman	1594—1622	Marcus Ansorge	1616—n. 1632
Peter Scheuffler	c. 1595—1597	Hans Kuntze	1616— 1655
Michael Kramer	1604—1632	Martin Wiedeman*	1618— 1632

Caspar Junge	1635—v. 1664	Gottfried Schuster	v. 1709—1732
Elias Kramer	1635—v. 1682	Gottfried Mönert*	1718—1763
Christoph Zeydler	c. 1637— 1668	Johann Caspar Schneider	1719—1733
Michael Walter*	1669— 1701	Gottlob Bergmann	1721—1736
Sebastian Hennig	— 1673	? Johann Georg Bläsch	1722—
Melchior Wohlfron	1673—	Christoph Scholtz	1735—
David Hoffman	n. 1674— 1700	Johann Gottlob Rottmann	1742—1760
Andreas Günther	1684— 1713	Benjamin Gottlieb Anders	1750—1771
? Adam Braun	1685—	[Johann] Tobias Schildbach	1754—1793.
? Daniel Seidel	1692—	Paul Joachim Friedr. Kauffmann	1756—
Johann Jacob Cundisius	1692—n. 1709	Drechsler	1855
Gottfried Rottmann*	1701— 1750	Rücker	1855
Gottfried Buchelt	1704—v. 1736		

LEOBSCHÜTZ

Die Regierung des Fürstentums Jägerndorf berichtet sub praes. 4. November 1716, dass die in der Stadt Jägerndorf ansässigen vier Goldschmiede sowie der eine, der sich in Leobschütz aufhält, weder Innung noch Zechladen und daher auch keine Besichtigung, Probe oder Zeichnung ihrer Arbeiten haben, sondern das Silber, wie es ihnen gebracht wird, verarbeiten. Doch ist das fürstliche Landesamt in dem Berichte der Meinung, dass es für den Kredit höchst vorteilhaft wäre, wenn von den genannten Goldschmieden das Silber nach der 12-lötigen Breslauer Probe gearbeitet würde und bei der Besichtigung, Probe und Zeichnung die in Breslau üblichen Formalitäten beobachtet und die Goldschmiede eidlich angehalten würden, kein geringeres Silber in die Arbeit zu nehmen (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 13, AA VIII 10k, fol. 3b).

Von Leobschützer Goldschmieden sind zwei aus dem 17. Jahrhundert bekannt: Frantz Lindau, der um 1633 von Oppeln nach Leobschütz übersiedelte, und Johann Ludwig Haussner, der 1699 als bereits verstorben erwähnt wird. — Zimmermann nennt 1784 in seiner Beschreibung von Schlesien III S. 240 unter den Leobschützer Handwerkern keinen Goldschmied.

LIEBAU

Der Steuerrat Wernicke in Schweidnitz berichtet am 14. November 1748 auf das Kgl. Schreiben vom 15. August 1748, betreffend die Silber- und Zinnprobe in den Städten des Schweidnitzer Departements, dass in Liebau von dem dortigen Goldschmiede 12-lötiges Probesilber gearbeitet wird und die Probe von einem anderen Goldschmiede aus einer königl. Stadt darauf gezeichnet werden muss, worauf dann der Meister seinen Namen aufschlägt. Geringeres Silber blieb unbezeichnet (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 62b—63a).

Johann Ernst Geyer	1703—1749	Frantz Spietzer	1792— n. 1798
Carl Friedrich Anter	1732—	Heinrich Brückner	1868
David Taube	—1777		

LIEGNITZ



Siegel der Liegnitzer
Goldschmiede-Innung

Liegnitz bot Jahrhunderte lang dem Goldschmiedehandwerk einen überaus günstigen Boden. Bis 1675 war die Stadt neben Brieg die Residenz der älteren Linie der Piastenherzöge und beherbergte einen grossen Hofstaat von Adeligen und herzoglichen Beamten. Die Bürgerschaft erfreute sich eines geregelter Wohlstandes, der ihr teils durch die Hofhaltung, teils durch die Fruchtbarkeit des umliegenden Landes zufloss. Ferner hatte Liegnitz das Glück, von den Kriegen, unter denen das übrige Schlesien mehrfach zu leiden hatte, so gut wie unberührt zu bleiben.

So begegnen wir denn seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in den Liegnitzer Geschoss-, Schöppen-, Stadt-, Kontrakt- und Kirchenbüchern einer bedeutenden Reihe von Goldschmieden, die in der Renaissance ihren Höhepunkt erreichte. Einen plötzlichen Rückgang brachte das Pestjahr 1633. Doch es dauerte nicht lange, so fand sich neuer Nachwuchs ein. Selbst das Aussterben des Piastengeschlechts hatte in Liegnitz für das Gedeihen des Goldschmiedehandwerks zunächst keine ungünstigen Folgen. Wir kennen vierzehn Goldschmiede, die sich zwischen 1675 und 1700 in Liegnitz niederliessen, und ein Goldschmiedeverzeichnis vom Jahre 1732 nennt acht Meister. Erst seit etwa 1760, lässt sich ein dauernd fortschreitender Verfall nachweisen. Mit der Einführung der Gewerbefreiheit scheint die Liegnitzer Innung ganz eingegangen zu sein.

Seit den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts bemühten sich die Liegnitzer Goldschmiede um die Beschaffung von eigenen Zunftartikeln. Um für den Inhalt und Wortlaut derselben eine sachgemässe Grundlage zu haben, erbaten sie sich 1564 und nochmals 1569 den 1539 bestätigten Artikelsbrief der Breslauer Goldschmiede zur Einsicht nach Liegnitz. Als man in Breslau ablehnte, den Brief aus der Hand zu geben, machten sich die Liegnitzer Goldschmiede selbst an die Abfassung von Artikeln, für die sie am 6. April 1570 die Bestätigung des Magistrats erlangten. Bald stellte sich der Wunsch ein, für den Brief auch die Konfirmation des Herzogs zu erwirken. So reichten denn um das Jahr 1600 die sieben in Liegnitz ansässigen Goldschmiede dem Herzoge „ein Vertzaichnuss der Artickell, wie es künfftig von den Goltschmiden zur Lignitz gehalten werden soll“, mit der Bitte um die fürstliche Bestätigung ein. Die erbetene Bestätigung blieb aber aus. Eine neue Gelegenheit, den Herzog für die Sache zu gewinnen, schien sich 1616 zu bieten, als man mit diesem wegen der Ernennung des Marcus Teubener zum Hofgoldschmied in Meinungsverschiedenheiten geraten war. Die Innung wollte nämlich den Hofgoldschmied als selbständigen Meister nicht anerkennen, sondern ihn zum Beitritt zur Zunft zwingen, wodurch sie sich den Unwillen des Fürsten zuzog, der sie durch seine Räte und den Magistrat vermahren liess. Die Goldschmiede baten darauf den Herzog um Entschuldigung und legten ihm ihre Artikel zur Bestätigung vor. Aber auch diesmal kam ein abschlägiger Bescheid. Erst im Jahre 1659 gelang es den Goldschmieden, Herzog Ludwig zu bewegen,



Siegel der Liegnitzer
Goldschmiede-Innung

ihnen eine neue Zunftordnung zu confirmieren. Diese blieb in Gebrauch, bis durch das Generalhandwerkspatent von 1731 verschiedene Änderungen notwendig wurden. 1733 reichten die Goldschmiede unter Berücksichtigung des Patents von 1731 neue Innungsartikel an die kaiserliche Regierung zur Bestätigung ein. — Wie die meisten grösseren Goldschmiede-Innungen Schlesiens besass auch die Liegnitzer zwei Siegelpetschafte. Das ältere zeigt in der üblichen Weise den Bischof Eligius als Goldschmied bei der Arbeit, das jüngere eine Gruppe von Goldschmiedearbeiten. Das letztere ist mir nur von einem Abdrucke aus dem Jahre 1798 bekannt (siehe die Abbildungen S. 133 und 134).

Die Liegnitzer Goldschmiede-Innung war zugleich die Oberzeche für die in den kleineren Städten des Fürstentums Liegnitz ansässigen Goldschmiede, die an Zahl zu gering waren, ein eigenes Mittel zu bilden. Da die Akten und Protokollbücher der Liegnitzer Zunft nicht mehr erhalten sind, lässt sich heute kaum noch feststellen, in welchem Umfange die Goldschmiede der Fürstentumsstädte in Liegnitz inkorporiert gewesen sind. Nach einer Angabe des Goldschmieds Johann Bernhard Koch vom Jahre 1678 haben damals viele Leute aus den Weichbildstädten bei der Liegnitzer Goldschmiede-Innung eingeworben (Liegn. Ratsarchiv, Nr. 1218, Acta betr. die Goldarb. fol. 143). Umgekehrt aber geht aus einigen, 1732 an die Goldschmiede von Goldberg, Haynau und Lüben gerichteten amtlichen Mahnschreiben hervor, dass man in den kleineren Städten den Verpflichtungen gegen die Oberzeche nicht immer in der gewünschten Weise nachgekommen ist.

Nachdem die alte, anscheinend schon um 1810/11 eingegangene Liegnitzer Goldschmiede-Innung vollständig in Vergessenheit geraten war, sodass man von ihrer Existenz gar nichts mehr wusste und in Schweidnitz anfragte, ob es schon einmal in Liegnitz ein Goldschmiede-Mittel gegeben habe, wurde auf Grund eines am 21. März 1885 genehmigten Statuts am 20. Oktober 1885 eine neue freie Innung für das Gewerbe der Gold- und Silberschmiede mit dem Sitz in Liegnitz ins Leben gerufen. Sie besteht noch heute und umfasst den Bezirk des Stadt- und Landkreises Liegnitz und der Kreise Bunzlau, Goldberg-Haynau, Jauer, Lüben und Schönau. Auf Grund der §§ 81—99 der Gewerbeordnung in der Fassung des Gesetzes vom 26. Juli 1897 erhielt die Innung am 28. März 1899 nochmals revidierte Statuten, die im Druck vorliegen und über die Rechte, Pflichten und Bestrebungen der Innung Auskunft geben. Das vom Liegnitzer Goldarbeiter Paul Nicolai der neu gegründeten Innung gestiftete Siegel ist in seinem bildlichen Schmucke mit dem Bischof Eligius eine Kopie des alten gotischen Siegels der Breslauer Goldschmiede.

Silberproben und Merkzeichen. Die Liegnitzer Goldschmiede-Ordnung von 1570 bestimmt die Verarbeitung des Silbers nach der 14-lötigen Breslauer Probe. Keine Arbeit über 4 Lot am Gewicht sollte aus der Werkstatt gegeben werden, bevor sie nicht durch die Zunftältesten gestrichen, probiert und mit dem Beschauzeichen sowie mit dem Zeichen des Meisters, der die Arbeit gemacht, versehen war. Im 17. Jahrhundert — ein genauerer Zeitpunkt ist nicht bekannt — gingen die Liegnitzer Goldschmiede stillschweigend


















nach dem Muster von Augsburg zur 13-lötigen Probe über, die dann in den Artikeln von 1659 durch Herzog Ludwig als die allein gültige bestätigt wurde. Als die Breslauer Goldschmiede 1677 probeweise und 1687 endgültig die 12-lötige Probe einführten, hielt man sich auch in Liegnitz nicht mehr an die 13-lötige Probe. In der Liegnitzer Goldschmiede-Ordnung von 1733 ist nur noch von der 12-lötigen Probe die Rede.

Da die verschiedenen Proben nicht nebeneinander, sondern zeitlich nacheinander in Gebrauch waren, benutzte man für alle dasselbe Beschauzeichen, nämlich die zwei gekreuzten Schlüssel aus dem Liegnitzer Stadtwappen.

Ausserdem wurden von den Liegnitzer Goldschmiede-Ältesten zeitweise auch Stempelmeisterbuchstaben gebraucht, doch ist über die Art und die Dauer ihrer Anwendung nichts bekannt. Die Silberfassungen von zwei frühen Meissener Porzellankännchen im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau mit dem Meisterzeichen des Johann Heinrich Bauer tragen den negativ eingeschlagenen Stempelmeisterbuchstaben F und ein von 1731 datiertes Willkommschildchen desselben Meisters im Besitze der Liegnitzer Fleischer-Innung den Buchstaben G.



Weinkanne im Kgl. Kunstgewerbemuseum zu Dresden¹⁾. Arbeit des Leberecht Krebs in Liegnitz, datiert 1673

Beschauzeichen				Stempelmeisterbuchstaben	
					F G
c. 1590/1620	c. 1630	c. 1660/90	c. 1710/30	c. 1780/90	c. 1730 1731
					
Joachim Rode 1602—1633	Abraham Krabisch 1610—1626	Leberecht Krebs 1655—1685	J. H. 1681	Christian Schneider 1684—1725	Joh. Heinrich Oelbeer 1686—1724
					
Christian Kuche 1719—1763	Heinrich Hantke 1721—1736	Joh. Heinrich Bauer 1726—1744	Joh. Willh. Seltmann 1740—1785	Frantz Ant. Vest 1750—1780	Christ. Friedr. Hennig 1783—n. 1805
Paulus	1354—1372	Nicolaus	1385—1414		
Henricus	1372	Hans Preusse	1387		
Hensil (Hannus)	1372—1397	Wenzel von Gretcz	1389		
Lupuld Arczt	1372—1397	Lorencz Swoffhcy	1405—1419		
Messchil	1380—1389	Daniel	1413—1414		

¹⁾ Abbildung nach einer Tuschzeichnung von Prof. M. Rade-Dresden, die uns von der Direktion des Kgl. Kunstgewerbemuseums in Dresden freundlichst zur Verfügung gestellt wurde.

Hannus Opecz	1414	George Tanner d. j.	1573
Mathis	1414	Hans Keil	1577—c. 1600
Bernhard	1414— 1427	George Ziegler d. j.	1578—v. 1615
Burghard Hoendorff	1414— 1459	Caspar Fiebig	1579— 1599
Frantz Kreutel	1415— 1455	Jonas Günter	1580— 1616
Jacob	1420— 1458	Hans Stryck	1581
Niclas Wechter	1426— 1440	Joachim Lochman	1582—n. 1591
Hans Dressler	1431— 1454	? Christoph Drepel	1584
Lorentz	1437— 1468	Paul Günter	v. 1589— 1610
Andres	1438	Melchior Tanner	1589—v. 1615
Mathis Frawenstat.	1438— 1467	? Adam Hertwig	1590
Bartisch	1439	Friedrich Buchholtz	1593—n. 1599
Hans Stanewicz	1460	George Henckel	1595— 1615
Paul Mergenberg	1462— 1482	Hans Vogel	1597
Vecencz Sachse	1468— 1502	Michel Daniel	c. 1596— 1629
Hans Fyweger	1488— 1521	Nicolaus Bentzin	1599—v. 1633
Jeronimus.	1491	Melchior Assman	1599— 1625
Hans Frytsche	v. 1526—c. 1536	Tobias Francke	1601— 1639
David Hickman.	v. 1527—n. 1532	Hans Ilgis	1601— 1615
Cyriacus Gottschalck	1539	Joachim Rode*	1602— 1633
Marcus Feringer	1539	Martin Schneider	1603— 1610
Joachim Strehlin	1539	Friedrich Rencke	1605—c. 1620
Matthis Schinnagel	c. 1540—n. 1552	? Hans Hertwig	1605— 1608
Fabian Gertner	c. 1540—v. 1566	Tobias Philipp	1606— 1622
Frantz Gottschalck	1548	Martin Fuchs	1608— 1616
George Tanner d. ä.	v. 1549— 1575	? Michael Seiffert	1608
George Ziegler d. ä.	1555— 1599	Abraham Krabisch*	1610— 1626
Hans Kuhn	v. 1556— 1590	Christoph Luther	1612— 1633
Martin Francke	1557— 1589	Marcus Teubener	c. 1614— 1628
Domnig Schoenschwan	1557— 1599	Thomas Hertel	1615—n. 1627
Caspar Hickman	v. 1559—	Joachim Eiffler	c. 1616— 1618
Peter Thimme	v. 1560—n. 1571	Hans Hirsch	1616— 1633
Caspar Tanner	1561— 1612	Tobias Schneider	1617— 1640
Thomas Buchholtz	1562— 1599	Antonius Fuchs	1618— 1640
Balthasar Leden	c. 1566— 1609	George Heincke	v. 1619—n. 1623
Hans Hoffman	1568— 1572	Philipp Zeydler	1619— 1632
Joachim Teubener	1570— 1581	? Martin Francke	1623
Matthes Alischer	1570— 1596	Christoph Gumpricht.	1624— 1633
Hans Lange	c. 1570—n. 1590	Gottfried Beer	1626— 1633
George Leden	1571	? Caspar Scholtz	1629

? Hans Engel	1632—1633	Johann Christoph Paul . . .	1700—1751
Gottfried Staross	c. 1636—1653	Christoph Pohl	c. 1700—1733
Michael Heincke	1639—1650	Tobias Weller	1701—1736
Hiob Beer	1640—1657	Johann Ludwig Hummel d. ä.	1705—1720
Christoph Bösegeld	—1644	Johann Delo	1705—1707
? David Reinhardt	1642—	Johann Tobias Krebs . . .	1716—1727
Heinrich Neuman	1645—1663	Christian Kuche*	1719—1763
Leberecht Krebs*	1655—1685	Heinrich Hantke*	1721—1736
Hans Bornewede	c. 1656—1667	Johann Adam Vogel	1723—n. 1758
Christoph Meissner	1658—1696	Johann Gottlob Jäncke . . .	1724—1790
? Balthasar Hedwiger	1658	Johann Heinrich Bauer* . .	1726—1744
Heinrich Bornewede	1659—	Balthasar Leberecht Pohl . .	1732—1759
Samuel Brückner	—1664	Johann David Weller	1738—1760
Melchior Sachs	1673—	Johann Wilhelm Seltmann* .	1740—1785
Johann Wolfrom Helmrich . .	1673—1687	Johann Ludwig Hummel d. j. c.	1742—1751
Johann Bernhard Koch	1679—1691	Christian Gottlob Kuche . .	1747—1786
Samuel Holtzkampf	c. 1680—1718	Peter Sulling	—1751
Johann Heinrich Zinck	1682—1698	Frantz Anton Vest*	1750—1780
Joachim Schröter	1682—	Berthold	1758
Christian Schneider*	1684—1725	Elias Gall	1759—1762
Johann Heinrich Oelbeer* . .	1686—1724	Carl Heinrich Weller . . . c.	1759—1789
Ludolff Heinrich Rode	1686—	Johann Carl Kunitz	1759—1771
Johann Ludwig Meissner . . .	1687—1729	Christian Friedrich Hennig* .	1783—n. 1805
Andreas Herrmann	c. 1695—1715	Joh. Carl Gottlob Jäncke . v.	1791—
Gottfried Schweitzer	1696—1716	Christian Heinrich Meltzer . c.	1793—n. 1805
Hans George Steinland	1697—	Friedrich Benjamin Jaenisch .	1794—n. 1805
Martin Hambach	1698—1722	Jonathan David Ende	1799—

In die neue Innung traten ein: 1885 Julius Frey, Oskar Adler, Oskar Augener, Paul Classe, Heinrich Frey, Friedrich John, Paul Nicolai, Emil Nottrott und Hugo Sandig, 1888 Rudolf Hein, 1889 Robert Gutsche, 1895 Paul Sandig und Paul Ilgner, 1897 Hermann Täuber, 1898 Paul Neudeck, 1899 Richard Irmer usw.

LÖWENBERG

Die Goldschmiede von Löwenberg gehörten zur Gemeindezunft ihrer Stadt. Ausserdem liessen sich Johann Caspar Alt 1765, Carl Ehrenfried Erdmann Andrae 1782 und Johann Ernst Christoph Schroeter 1792 als auswärtige Meister bei der Goldschmied-Innung von Jauer inkorporieren. In der Mitte des 19. Jahrhunderts waren Carl Robert Sachsse und Rudolph Fiebig Mitglieder der Goldarbeiter-Innung von Hirschberg.

Silber- und Goldproben und Merkzeichen. Auf eine Anfrage des Königl.

Oberamtes, welche Probe die Löwenberger Goldschmiede haben, antwortet der Magistrat von Löwenberg am 14. Dezember 1716, dass sich zurzeit am Orte kein Goldschmied befindet, falls sich aber einer niederlassen sollte, dieser vermöge der Statuta die [12-lötige] Breslauer Probe arbeiten müsse. In Sachen der Goldprobe wurde Ende August 1784 den Löwenberger Goldschmieden Alt und Andrae ein Schreiben vorgelegt, wonach zufolge einer Kgl. Verordnung vom Juli 1784 es erlaubt sei, sich auf Bestellung Goldwaren unter 17 Karat anfertigen zu lassen, bei diesen aber der Feingehalt nebst dem Stempel des Goldschmieds verzeichnet werden müsse. Für den Verkauf dagegen sollten nur Goldwaren aus 23-karätigem Feingolde, 21-karätigem Kronengolde und 17-karätigem rheinischen Golde



Beschauzeichen
c. 1750

zulässig sein (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Acta des Magistrats zu Löwenberg betr. Goldsch. — Hintze, Die Bresl. Goldschmiede, S. 17f.). Johann Caspar Alt führte als Beschauzeichen für seine 12-lötigen Silberarbeiten das Löwenberger Stadtwappen.



Joh. Casp. Alt
c. 1742—1790

Zacharias Klemm	1364	Conrad Neumann	1704—
Hans	1483—1494	Johann Caspar Alt*	c. 1742—1790
Stentzel Kindt	1494	Carl Ehrenfr. Erdmann Andrae	1779—
Jeremias Sachse	c. 1560—1607	Joh. Ernst Christoph Schroeter	1792—
Jeremias Scheps	—1634	Carl Robert Sachsse	1849
Tobias Steuer	1639—1641	Rudolph Fiebig	1849
Christian Weykert	1698		

(Fortsetzung folgt im nächsten Bande dieser Zeitschrift.)

Erwin Hintze



Königsorden der Löwenberger Schützengilde von 1577. Arbeit des Jeremias Sachse in Löwenberg. Unbekannt wohin verkauft.

DIE ROSENKRANZTAFEL IM BRESLAUER DIÖZESANMUSEUM

Die gegenwärtige Form des Rosenkranzes ist erst in der Neuzeit allgemein geworden. Um die Wende des Mittelalters war diese Gebetsweise, unter einheitlicher Wahrung der wesentlichen Bestandteile, mannigfaltig ausgestaltet und fand deshalb auch eine verschiedene bildliche Darstellung. Maria mit dem Kinde erscheint umgeben von einem Kranze aus grösseren und kleineren Rosen, von denen jene die Paternoster, diese die Ave Maria andeuten; auf den grossen Rosen sind vielfach in Rundbildchen die Haupttatsachen aus dem Leben Jesu und Mariä dargestellt. Auf anderen Bildern empfängt die thronende Madonna mit dem Kinde Rosenkränze, oder teilt sie an die nach Ständen gruppierte Christenheit aus, wie es auf dem bekanntesten dieser Bilder, dem von Dürer, zu sehen ist. Eigenartig sind die Rosenkranztafeln, auf denen der aus kleinen und grossen Rosen gebildete Kranz die heiligste Dreifaltigkeit in der damals üblichen Darstellung sowie Abteilungen aus den einzelnen Klassen der Heiligen, die um das Kreuz gruppiert sind, umschliesst.

Eine solche Tafel besitzt das Breslauer Diözesanmuseum (Taf. III). Sie ist 2,06 m hoch und 1,55 m breit, eingefasst von einem 9 cm breiten Rahmen, der nach innen gekehlt und auf der Oberfläche mit der in üblicher Weise gravierten gotischen, um einen Stab gewundenen Blattranke verziert ist. Die Mitte nimmt eine Kreisfläche von 1 m Durchmesser ein, umgeben von einer 28 cm breiten Einfassung, an deren innerem und äusserem Rande ein 3 cm breiter dunkelroter Saum hinläuft. Zwischen beiden Säumen zieht sich in der Mitte ein Kranz von fünfzig silberglänzenden Rosen hin, nach Dekaden abgeteilt. Zwischen diesen sitzen fünf Medaillons mit Darstellungen aus dem Leiden des Herrn: Beschneidung, Todesangst am Ölberge, Geisselung, Dornenkrönung und Fall unter dem Kreuze. In der Mitte der Kreisfläche steht in den Boden gewurzelt das Kreuz mit dem Gekreuzigten. Auf dem Kreuze ruht die Taube des heiligen Geistes. Darüber erscheint Gott Vater, die Rechte segnend erhoben, in der Linken die Weltkugel. Das Spruchband oben sagt: Der heiligen Dreivaltigkeit. Rechts vom Vater thront in der Strahlenglorie die Madonna mit dem Kinde, welches den Paradiesesapfel hält; das Spruchband darunter: Maria der Junckfraw; links beten drei Engel an; das Spruchband: allen h. Engeln. Der Raum zu beiden Seiten des Längsbalkens des Kreuzes ist durch wagerechte Spruchbänder, die von dem Lententuche und den Füßen des Gekreuzigten nach rechts und links gehen, in sechs Teile zerlegt. In ihnen sind im Anschluss an Maria und die Engel Vertreter der einzelnen Klassen der Heiligen gruppiert. Vorn werden ganze Brustbilder, dahinter einzelne Köpfe, weiterhin nur Nimben sichtbar. Oben rechts vom Gekreuzigten ist auf dem Spruchbande zu lesen: Allen heiligen Patriarchen. 1. vaterunser, darüber sind zu erkennen David, Moses, Johannes Baptista, links: allen heiligen XII poten und Ewangelisten, darüber: Petrus, Paulus, Johannes als Apostel mit dem Kelche und als Evangelist mit dem Adler; darunter rechts: allen heiligen Merterer, darüber: Christophorus, Erasmus,

Stephanus, links: allen heiligen pechtigern. 1. vater, darüber die hl. Bekenner Gregor d. G., Hieronymus, Nikolaus, Heinrich; darunter rechts: allen Junckfrauen, darüber Hedwig?, Barbara, Katharina?, links: wittwen, darüber: Anna Selbdritt, Magdalena, Elisabeth, Helena. Rechts neben den Füßen des Gekreuzigten sitzt unbekleidet das Jesuskind, ein Spruchband haltend mit der Inschrift: Der Menschwerdung. Aus dem Kreuzesstamme wachsen unten und oben je drei, und an den Seiten zweimal je zwei Rosen hervor; eine grosse Rose liegt noch auf dem Fusse des Kreuzes. Auf dem freien Raume oberhalb des Rundbildes sind dargestellt links oben, vom Beschauer aus, die Gregoriusmesse, in der Mitte das Veronikabild und rechts die Stigmatisation des hl. Franz v. Assisi, unterhalb links Vertreter des Klerikalstandes: der Papst einen Kranz von Rosen, ein Kardinal eine Rosenkranzsnur haltend, ein Bischof, ein Weltpriester und im Hintergrunde Ordens-Männer und Frauen, rechts als Vertreter der Laienwelt der Kaiser mit einem Kranze von Rosen, ein König mit einer Rosenkranzsnur, eine Fürstin und weiterhin Männer und Frauen. Zwischen beiden Gruppen knieen rechts der Stifter, links seine Frau und zwischen beiden ihre vier Töchter. Goldgrund bildet auf der ganzen Tafel die Unterlage der Malereien.

Man hat gemeint, dass diese Darstellungen der hl. Dreifaltigkeit mit Gruppen von Heiligen in einem Kranze von Rosen ohne Beziehung zum Rosenkranzgebete seien¹⁾. Dagegen spricht indes auf unserm Bilde schon die Einteilung der Rosen in Dekaden und zwischen denselben die Darstellung einzelner Rosenkranzgeheimnisse, sowie die Kränzewidmung der höchsten Vertreter der Christenheit. Tatsächlich ist das ganze Bild eine Darstellung der Auffassung des Rosenkranzes, wie sie in verschiedenen Büchern aus dem Ende des Mittelalters zum Ausdruck kommt. Nach dieser Auffassung war der Rosenkranz ein Kompendium der Heilsgeschichte, welches dem Beter die Erlösung in ihren Haupttatsachen und Geheimnissen vom Anfange bis zur Vollendung, namentlich auch in ihren Früchten, den Heiligen, vor die betrachtende Seele führen sollte. Johann von Lamsheim, Chorherr in Kirschgarten bei Worms, empfiehlt in seinem Rosenkranzbuche von 1495, die ersten fünf Dekaden zu beten zu Ehren der Menschwerdung sowie des Lebens Christi und Mariä, den zweiten Teil zu Ehren des Leidens und Sterbens Christi und der schmerzhaften Mutter Maria. Vom dritten Rosenkranz sagt er: „Du kannst ihn einrichten zum Lobe und zur Ehre der allerseligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen, besonders deines Schutzpatrons.“ Alberto da Castello gibt 1521 in seinem Rosenkranzbuche für die Paternoster und Ave Maria der 15 Dekaden des dreiteiligen Rosenkranzes Betrachtungspunkte aus dem Leben Jesu und Mariä. Gegenstand der Betrachtung in der 15. Dekade ist „die Herrlichkeit Gottes und der Heiligen“. Es heisst da: „Betrachte die Herrlichkeit der heiligsten Dreifaltigkeit. Paternoster“, und für die 10 Ave: „1. die Herrlichkeit der seligsten Jungfrau, der Mutter Gottes, 2. der Engel und seligen Geister des Himmels, 3. der Patriarchen, 4. der Propheten, 5. der Apostel, 6. der Märtyrer, 7. der Kirchenlehrer, 8. der Bekenner, 9. der Jungfrauen, 10. aller Heiligen. Bemerket sei hier auch noch, dass, als im 16. Jahrhundert zum Ave Maria die Schlussbitte hinzugefügt wurde, bisweilen dem Namen Maria

¹⁾ Katholik, 1905, II S. 257.



Rosenkranztafel im Breslauer Diözesanmuseum



die Anrufung aller Heiligen vorausging: „Heilige alle, heiligste Maria, eyn Mutter Gotes, pit vor unß“!¹⁾ Diese gleichzeitigen Zeugnisse finden ihre Illustration auf dem behandelten Tafelbilde und erweisen es als eine Verherrlichung der Rosenkranz-Andacht, wie sie damals vielfach geübt wurde. Dargestellt ist die Erlösung, grundgelegt durch die Menschwerdung des Sohnes, die der Vater durch den heiligen Geist bewirkt hat; vollbracht ist sie durch den Tod am Kreuze, um welches sich die vollendeten Früchte der Erlösung, die Heiligen scharen. Um diese glorreiche Vollendung fleht die am untern Rande dargestellte Christenheit; vielleicht sind die Vaterunser auf den Spruchbändern der Ausdruck des Flehens um die Fürbitte der Heiligen. Die Darstellungen am oberen Rande deuten auf die Mittel, durch welche die Vollendung erlangt werden kann. Das Messopfer ist die beständige, unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers; das Veronikabild mahnt an das gläubige Eingehen und Sichversenken in das Leiden des Herrn und an das Verlangen nach Gleichförmigkeit mit ihm, wie es in wunderbarer Weise der hl. Franziskus erreicht hat.

Unter den Rosenkranztafeln, welche die heilige Dreifaltigkeit mit Heiligengruppen darstellen, ist die Breslauer bisher in weiteren Kreisen wenig bekannt geworden. Beissel, der diese Bilder wiederholt eingehend behandelt hat²⁾, erwähnt es nur in einer Anmerkung³⁾ und beschreibt es kurz nach den ungenauen Angaben, die er in dem Verzeichnisse der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien von Lutsch II S. 388 fand⁴⁾. Die bekannteste und berühmteste dieser Rosenkranztafeln wird in der Stadtkirche zu Schwabach bei Nürnberg, ihrem Werte entsprechend, mit besonderer Sorgfalt verwahrt. Es ist ein Bild von seltener Farbenfrische. „Die Glut der Farben ist gross. Harmonisch sind das funkelnde Gold und das frische Rot als die gewichtigsten Töne zusammengestimmt, einen weihevollen Eindruck von intimstem Reiz hervorrufend, der sich lange im Gedächtnisse wachhält⁵⁾. Mit dieser Schwabacher zeigt die Breslauer Tafel eine auffallend weitgehende Übereinstimmung in der Komposition des Mittelbildes, und wenn sie auch an Kunstwert der Schwabacher nachsteht, so kann sie die angeführte Charakterisierung derselben doch zum guten Teile auch für sich in Anspruch nehmen. Unzweifelhaft hat die Schwabacher Tafel der Breslauer, die übrigens bedeutend grösser ist, zur Vorlage gedient. Im Mittelbilde beziehen sich die Abweichungen auf Nebensachen; aber statt der grossen mit Kreuzen bezeichneten Rosen im Rosenkranze des Schwabacher Bildes hat das Breslauer die Leidensgeheimnisse, und während der obere Rand bei beiden Bildern wesentlich übereinstimmt, ist unten auf dem Schwabacher die leidende Kirche im Fegefeuer dargestellt, zu beiden Seiten der Stifter und seine Frau.

¹⁾ Beissel, Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters, Freiburg 1909, S. 563ff.

²⁾ Zeitschrift für christliche Kunst, Düsseldorf, XIII S. 33. — Die Verehrung U. L. Frau in Deutschland während des Mittelalters, Freiburg 1896, S. 119. — Die Geschichte der Verehrung Marias S. 561.

³⁾ Geschichte der Verehrung Marias S. 566.

⁴⁾ Münzenberger-Beissel, Zur Kenntnis mittelalterlicher Altäre, Frankfurt a. M. 1895, II S. 206.

⁵⁾ Zeitschrift für christliche Kunst XIX S. 140, wo sich auch eine Abbildung befindet, die freilich die Pracht des Originals kaum ahnen lässt.

Beide Bilder stammen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts; die Maler sind unbekannt; die Deutung des auf dem Schwabacher später beigefügten Monogramms M. S. auf Martin Schwarz von Rothenburg wird in der Zeitschrift für christliche Kunst XIX S. 140 abgelehnt. Entstanden sind sie wahrscheinlich in Nürnberg, wo sich nach Beissel, Geschichte der Verehrung Marias, S. 557ff, noch andere Rosenkranzbilder befinden. Wie das grössere Bild nach Schlesien gekommen ist, konnte bis jetzt nicht festgestellt werden, ist aber bei dem lebhaften Verkehre, der gerade damals zwischen Nürnberg und Breslau bestand, leicht erklärlich. Es befand sich bis in die neueste Zeit in der Pfarrkirche zu Würben bei Ohlau, die bis zur Säkularisation zum Prämonstratenserstifte St. Vincenz in Breslau gehörte. Vielleicht war es zunächst für die Stiftskirche erworben worden und in ihr geblieben, bis Ende des 17. Jahrhunderts die mittelalterliche Ausstattung dem Barock weichen musste, worauf es an die Landkirche abgegeben wurde. Auch dort fand es kein Verständnis mehr und wurde auf die Orgelempore zurückgestellt. Hier sah es Alwin Schultz, fand es ikonographisch interessant und stellte es in Vergleich mit der Hedwigtafel in der St. Bernhardinkirche zu Breslau. In der Beschreibung, die er in seiner Urkundlichen Geschichte der Breslauer Malerinnung, Breslau 1866, S. 158 veröffentlichte, ging er vielfach fehl: auf den fünf Rundbildchen im Rosenkranze sah er die Anbetung der Könige, Christus am Ölberge, Ecce Homo, die Dornenkrönung und Kreuztragung; die Spruchbandinschrift bei dem Kinde zu Füßen des Gekreuzigten bezog er auf die nahe Gruppe der Märtyrer, und die beiden oberen Eckbilder hielt er für Darstellungen aus dem Leben der heiligen Dominikus und Antonius. Bei der bischöflichen Generalvisitation im Mai 1870 erregte das Bild die Aufmerksamkeit des um die Konservierung der kirchlichen Altertümer in der Diözese hochverdienten Geistlichen Rats Knoblich. Er veranlasste die Überführung von dem ungeeigneten Standorte und aus der feuchten Kirche ins Pfarrhaus, von wo es ins Museum schlesischer Altertümer kommen sollte. Zugleich entwarf er eine eingehende und im ganzen richtige Beschreibung, die dann mit einigen Hypothesen über die Herkunft der Tafel im Schlesischen Kirchenblatte Jahrgang 1871 Nr. 30 erschien. Lutsch fand bei der Aufnahme der Kunstdenkmäler Schlesiens das Bild wieder in der Kirche und nahm in seiner Beschreibung teilweise die irrige Auffassung von Alwin Schultz auf. 1900 kam die Würbener Rosenkranztafel in die Obhut des Diözesanmuseums in Breslau, 1910 wurde sie vom Kunstmalers Adalbert Bäcker restauriert.

Joseph Jungnitz

EINE GEBURT CHRISTI NACH GERARD DAVID IM BRESLAUER DIÖZESANMUSEUM

Das von dem Herrn Kardinal Fürstbischof Dr. Georg Kopp begründete, an Schnitzaltären des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts reiche Breslauer Diözesanmuseum besitzt auch einen kleinen, aber beachtenswerten Schatz von Gemälden. Es befinden sich kunstgeschichtlich wertvolle Stücke darunter, deren Urheber sich nach und nach vielleicht feststellen lassen werden.

In einem Korridor des genannten Museums fiel mir eine auf Eichenholz gemalte, durch Kerzenruss fast unkenntlich gewordene Darstellung der Geburt Christi (Taf. IV) auf, die sich durch künstlerisch bedeutende Behandlung des Lichtproblems und durch stimmungsvolle inhaltliche Auffassung auszeichnet. Ich habe das Bild gereinigt und sorgfältig in seiner Schönheit wiederhergestellt.

Dem Stil nach gehört das 80×60 cm messende, leider in der oberen linken Ecke durch Kerzenwärme etwas verdorbene Werk der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an. Es stammt, wie mir der Direktor des Diözesanmuseums, Herr Geistlicher Rat Professor Dr. Joseph Jungnitz, mitteilte, aus dem Gemäldebesitz des Breslauer Domes.

Bevor ich die Frage nach seinem Schöpfer oder nach seinem Schulcharakter untersuche, möchte ich ihm eine gründliche kunstwissenschaftliche Beschreibung widmen.

Die Geburt Christi ist als Nachtstück dargestellt. Die Krippenfeier vollzieht sich in einer malerischen Palastruine romanischen Stiles. Man blickt, wie die Rundbogenwölbung ganz vorn über dem unteren Bildraume andeutet, in ein unterkellertes und dachloses Gemach hinein, durch dessen rückwärtiges Biforenfenster man in eine von Holzbalken getragene Vorlaube und in eine landschaftliche Ferne hinausschaut. Auf dem reich ornamentierten Kapitell der spiegelnden Fenstersäule steht eine Figur, allem Anschein nach eine nackte mythologische, deren Kopf und linker Arm abgeschlagen wurde. Im Innern des perspektivisch vorzüglich konstruierten Raumes — die Fluchtlinien der Gesimse und des Mauerwerkes laufen alle nach einem zentralen Verschwindungspunkte zusammen — erblickt man über dem doppelten Rundbogenfenster ein aus Balken gezimmertes, mit Stroh dürftig gedecktes Schutzdach. Dieses ruht auf einem tragenden Balkenunterzug, der linker Hand auf einer etwas geschweiften, auf einen Pilaster aufsetzenden Holzstütze ruht, während er mit seinem rechten Ende in ein rundes Mauerloch eingreift. Über dem Schutzdach wird ein eingefallenes romanisches Fenster mit Säulenstümpfen sichtbar, welche von der linker Hand oben am Nachthimmel stehenden Mondsichel silbrig bestrahlt werden. Im Fensterdurchblick, auf dessen Bankplatte ein Käuzchen sitzt, und dessen obere Hälfte von den Blättermassen eines auf der rechten Zimmermauer aufwachsenden Baumes verdeckt wird, sieht man duftige Wölkchen mit zarten Silbersäumen im dunklen Luftraum ziehen. Die rechte Wand des als Stall benützten Raumes zeigt ganz vorn ein zierliches romanisches

Fenster mit Teilsäulchen. Nach der hinteren Zimmerecke zu tut sich ein schlichtes Rundbogentor auf, in dessen lichter Weite man unten einen Ochsenkopf, oben eine Futterraufe bemerkt. Darüber, etwas seitlich gerückt, ein eingestürztes Rundbogenfenster mit feinprofilierter Leibung, aus dessen Brüstung und oberen Fugen Rispengräser hervorspriessen. Die linke Längswand des Raumes ist in pfeilergetragene Rundbogenarkaden aufgelöst, die einen meisterhaft verkürzten Einblick in einen Gang vermitteln. Er ist durch einen rechteckigen Türrahmen teilweise verbaut.

Im Vordergrunde gruppieren sich die heiligen Personen der biblischen Szene nach einem künstlerisch wohl erwogenen symmetrischen Prinzip um eine kistenartige Krippe, in der, auf Stroh gebettet, das neugeborene nackte Jesusknäblein liegt. Es ist in den charakteristischen kindlichen Proportionen (Kopf verhältnismässig zu gross usw.) und in seinem täppisch-hilflosen Bewegungsmotiv mit beachtenswertem Scharfblick nach der Wirklichkeit dargestellt. Lichtglanz scheint von seinem Körperchen auszustrahlen, ein bekanntes Beleuchtungsmotiv, das am frühesten bei den niederländischen Meistern beliebt war. An der linken Schmalseite der dürftigen Bettstatt kniet die mit einem violett-grauen, eng anliegenden Gewande und einem violetten Mantel bekleidete Gottesgebäerin, liebevoll die Hände ausbreitend, die aristokratisch-zarte, spitz zulaufende Finger haben. Auf das eigenartige Motiv des zierlich gekrümmten kleinen Fingers an der rechten Hand mache ich besonders aufmerksam. Das von einem schlanken Halse getragene, in anmutigem Oval gerundete Antlitz mit breiter, hoher Stirn, flach geschwungenen, dünnen Brauen, grossen Augenlidern, gradliniger Nase, kleinem, feingeschnittenem Mund, wird von blonden, scharfgestrichelten Haarwellen umrahmt. Linker Hand hinter Maria, steht der Nährvater Christi, St. Joseph, der in der Linken ein brennendes Kerzenstümpfchen hält, während die schirmende Rechte die Flamme vor dem Auslöschen zu bewahren sucht. Er hat im Gegensatz zu Maria ein längliches, hageres und wettergebräuntes Gesicht mit miniaturartig-feingestricheltem grauem Lockenhaar und Spitzbart. Die von buschigen Brauen überwölbten, schlitzförmigen Augen treten ziemlich dicht an die einen starkknochigen Rücken zeigende lange Nase heran. Am breiten, leise lächelnden Munde ist die vortretende Unterlippe typisch. Joseph trägt ein karminrotes (stark gebrochene Lokalfarbe) Untergewand und ähnlich wie Maria einen violetten (tiefere Nuance) Mantel.

Zieht man in Gedanken durch die Mitten der Häupter der beiden heiligen Personen als Fixationspunkte eine Gerade, so berührt diese in steiler Schräge das Kindchen. Um nunmehr auf der rechten Bildhälfte der Komposition ein rythmisches Gleichgewicht zu erzielen, lässt der Künstler die bildformende Masse, hier zwei knieende und einen schwebenden Engel, ebenfalls in der Diagonalen ansteigen, die in ähnlicher Weise den Blick auf den inhaltlichen Brennpunkt der Komposition, auf das neugeborene Knäblein, ihn scharf hervorhebend, hinleitet. Zwischen dieser kulissenartigen, diagonalen Anordnung fungieren als Füllfiguren der symmetrisch aufgebauten Gruppe Engel, die überdies durch ihren Standort hinter der Krippe und durch mehrfache Überschneidungen die perspektivisch vorzügliche Vorstellung von der Raumbtiefe verstärken. In der Mitte kniet ein grösserer,





Geburt Christi nach Gerard David im Breslauer Diözesanmuseum



mit goldgestickter, rosenfarbener Albe bekleideter Mädchenengel, der in Bewunderung und Andacht die Hände mit den Fingerspitzen betend zusammenlegt. Sein vollwangiges, weniger schönes, als charakteristisches Gesicht ist von feinem, goldigem Wellenhaar umrahmt. Seine hochaufgerichteten, schlankgeschwungenen, grünlichgrauen, stellenweise goldig oder bläulich schillernden Flügel überschneiden die Brüstung des hinteren Biforenfensters. Direkt gegenüber der Gottesmutter, an der anderen Schmalseite der Krippe, kniet ein Himmelsbote in kostbarem, orientalischem Goldbrokatmantel, der auf goldgesticktem Grunde schwarze Blumenornamente zeigt. Der Kopf dieses Engels wird durch seinen Genossen verdeckt, der in halber Rückenwendung, also über der Krippe gegenüber, mit betend erhobenen Händen kniet. Man beachte den knittrigen, an die Schnitzkunst jener Zeit erinnernden Faltenwurf und den eigenartigen Gesichtstypus seines im Profil gesehenen Hauptes.

Durch das hintere Biforenfenster schauen zwei Hirten herein. Der eine umfängt mit dem linken Arm die aus spiegelndem Marmor bestehende Teilsäule, wobei er ein Hirtenhorn hält. Die andere Hand stützt er auf die Mauerbank des Fensters auf. An seiner linken Schulter lehnt der in eine Sandschippe auslaufende Hirtenstab. Die dunkelbraune Kapuze ist von seinem aufgedunsenen, glatten Gesicht etwas zurückgesunken. Rechts neben ihm ein Gefährte, der, sich hereinbeugend, den rechten Ellenbogen auf die Fensterbrüstung auflehnt und dabei einen Dudelsack in der Hand hält. Mit der Linken fährt er staunend an das glatt in die Stirn gestrichene Haar, als wolle er seine Augen vor dem wunderbaren Lichtglanze schützen.

Der landschaftliche Ausblick aus der hölzernen Vorlaube stellt eine befestigte, be-türmte Stadt dar, hinter deren dunkler, scharf sich abzeichnender Silhouette unter bleigrauem, quellendem Abendgewölk der letzte warmgelbe Lichtschimmer des untergegangenen Tagesgestirnes verleuchtet. Im dunkelbeschatteten Mittelgrunde sieht man vor einer tiefbraunen Bodenwelle eine stehende schlanke und eine beim Wachtfeuer hingelagerte Männergestalt (Krieger oder Hirten?), beide vom Lichtschein bestrahlt. Die diffusen Streif- und Huschlichter sind trefflich nach der Natur studiert.

Vor der Rundbogentür der rechten Stallwand fliegt — das Schweben ist sehr gut zur Anschauung gebracht — ein blonder Engel in wasserblauem, im Luftzuge malerisch gebauschten Gewande, der mit abwärts gefalteten Händen auf das lichtausstrahlende Jesuskind niederblickt. Hinter diesem Engel und etwas höher im Raume ein kleinerer Engel in resedagrünem Kleide (crèmegelb gehöhte Lichte) mit verzückt ausgebreiteten Händen. Sein spinnwebenfeines Blondhaar wird vom Winde empor und rückwärts geweht. Der Saum seines in zarten Lasuren gemalten, wie von innen heraus glühenden Gewandes beschreibt in hastigem Schwunge einen kapriziösen, knittrigen Bausch. Sein Antlitz ist bäurisch-derb. Die in ihrer Art vorzügliche Fliegefigur überschneidet den Balkenunterzug des inneren Schutzdaches mit den Armen und Schultern. Über der Gruppe Maria und Joseph fliegt ein singendes Engeltrio mit einer Schriftrolle in den Händen, auf der man die bekannten Bibelworte liest: „Gloria in excelsis Deo“. Auch die eigenartigen, etwas

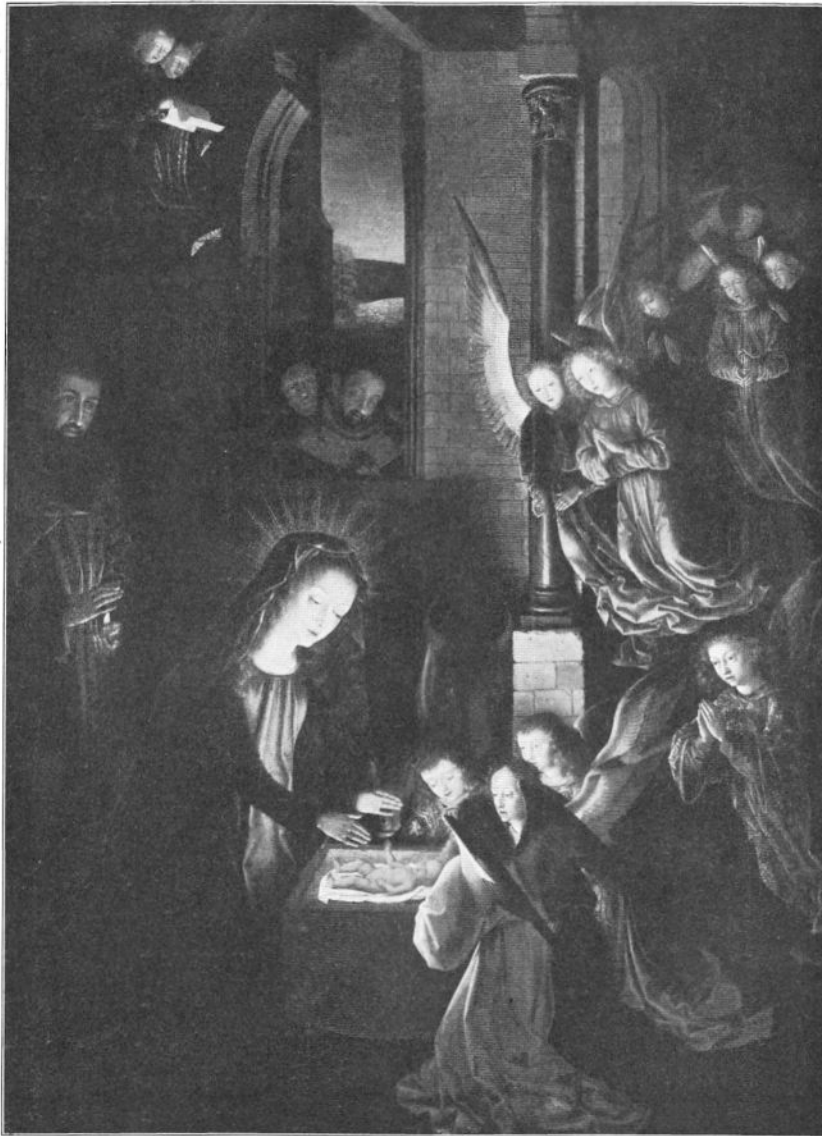


Abb. 2. Geburt Christi nach Gerard David (Wien, Kunsthistorisches Hofmuseum, Nr. 641)

rischen Hofmuseums in Wien machten mir es mit einem Schlage zur Gewissheit, dass wir es in dem Breslauer Tafelbilde mit einem Werke aus der Schule des Gerard David (um 1450—1523) oder mit einer Replik einer seiner Originalschöpfungen zu tun haben. Vielleicht könnte sein Urheber derselbe Meister sein, von dem das mit Nr. 641 bezeichnete Tafelbild, ebenfalls eine Geburt Christi, in der erwähnten Bildersammlung herrührt. (Abb. 2.)

Dass hier ein Schulzusammenhang vorliegt, dürfte eine stilkritische Vergleichung der beiden Kunstwerke ohne weiteres ergeben. Einmal ist das Thema auf beiden Gemälden mit geringfügigen Abänderungen ganz ähnlich dargestellt. Das Gruppierungsmotiv um

verschrobenern Gesichtszüge dieser Himmelsboten lassen sinnfällige Schönheit vermissen.

* * *

In erster Linie des Künstlers Neigung zur detaillierten Wirklichkeitsschilderung, seine vorwiegend linear gestaltende Formkraft, seine eigenartige Behandlung des Lichtproblems (Licht der Wirklichkeit und stilisiertes, zur Raumbildung beitragendes Licht), endlich die landschaftliche Ferne und andere typische Einzelheiten liessen mich von vornherein vermuten, dass der Schöpfer des in Frage stehenden Gemäldes ein Niederländer gewesen, oder dass es eine Kopie nach einem niederländischen Original sei. Meine jüngsten Gemäldestudien in der Galerie des kunsthistorischen

eine kasten- oder trogartige Bettstatt ist genau dasselbe. Das leider durch die Berührungen frommer Beter etwas zerkratzte Jesuskind des Breslauer Bildes erinnert in der Art der straff und schwungvoll geführten Konturenzeichnung, die trotz zusammenfassender Vereinfachung alle Ausladungen und Senkungen der Glieder trefflich andeutet, an das Wiener Gemälde. Und die Hauptsache, das Beleuchtungsproblem des von dem Kinde ausgehenden, die knieenden und schwebenden Gestalten bestrahlenden Lichtscheinens ist durchaus das nämliche. Ferner sind die Gesichtszüge der beiden Marien einander verwandt. Allerdings kann ich mich nicht des Eindruckes erwehren, dass das Madonnenantlitz der Breslauer Replik wohl von einem niederländischen Vorbilde übernommen, aber doch mehr dem deutschen Frauentypus genähert worden ist.

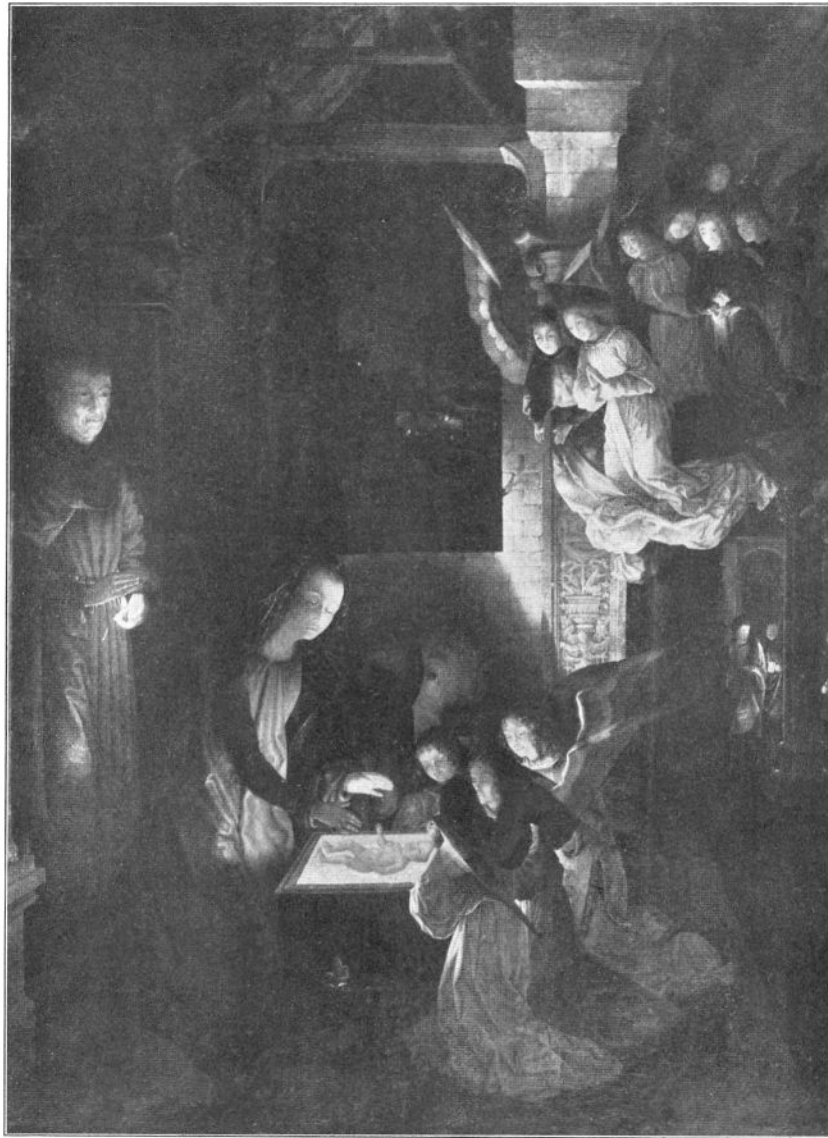


Abb. 3. Geburt Christi nach Gerard David (Wien, Kunsthistorisches Hofmuseum, Nr. 627a).

Am auffälligsten ähneln auf beiden Gemälden die Josephstypen (auf dem Breslauer etwas vergrößert) einander, bei denen dasselbe Kerzenmotiv auftritt. Auch die derben Bauerngesichter der zum Fenster hereinblickenden Hirten verraten auf beiden Darstellungen eine auffällige Familienähnlichkeit. Ferner die Engelsgestalten (besonders die Art ihres Schwebens) mit ihrer eigentümlichen, schlank geschweiften Flügelform, mit ihren anmutigen, z. T. seltsam-charakteristischen Physiognomien, mit ihrer zeichnerisch-scharfen Falten- drapierung, den mit minutiöser Feinheit gemalten Brokatgewändern, der dünngestrichelten

Haarbehandlung usw., gehören ohne Zweifel demselben Schulcharakter an. Manche Engelstypen hinwiederum (z. B. der Kopf rechts neben Maria und der mit resedagrünem Gewande bekleidete fliegende Engel mit dem emporgewehten Blondhaar) gemahnen mich an die Art Albrecht Altdorfers (1480—1538). Man vergleiche z. B. des Meisters Bild „Maria mit den Engeln“ in der Münchener alten Pinakothek. (Abb. bei: E. Heidrich, Die altdeutsche Malerei . . . Jena, 1909, Abb. 153.) Die beiden rechter und linker Hand neben der Himmelskönigin aus den Wolken lugenden Engelchen sind daraufhin anzusehen.

Die landschaftliche Ferne des Breslauer Gemäldes erinnert im Beleuchtungsmotiv (Wachtfeuer) und in der kleinfigurigen, scharf gezeichneten Staffage an die bis vor kurzem dem Gerard David selbst zugeschriebene Geburt in der genannten Wiener Galerie (Nr. 627a), deren Reproduktion (Abb. 3) noch des weiteren den Schulzusammenhang des Breslauer Tafelbildes mit der Eigenart des niederländischen Meisters bestätigen dürfte. Hier scheint besonders an der Madonna Gestaltung und Pose der rechten Hand mit gekrümmtem kleinen Finger Vorbildlich auf den Meister des Breslauer Tafelwerkes eingewirkt zu haben. Oder es verhält sich vielmehr so, wie es jüngst Eberhard Freiherr von Bodenhausen¹⁾ auseinandergesetzt hat. Die erwähnten beiden Wiener Bilder, zu denen sich nunmehr nach meinen Ausführungen auch das Breslauer Gemälde gesellt, sind alle mehr oder minder modifizierte Wiederholungen eines offenbar überaus beliebt und berühmt gewesenen Originals von der Hand Gerard Davids. Bodenhausen hält Nr. 627a für die bedeutendste, aber vereinfachte Replik jenes verloren gegangenen Urbildes: „Die beiden singenden Engel oben links (vgl. Nr. 641 der Wiener Galerie) sind fortgefallen, ebenso der knieende Engel unten rechts. An dessen Stelle Durchblick auf dunklen Gang, in den von hinten durch eine Türe drei von einer Laterne beleuchtete männliche Gestalten treten. Der landschaftliche Fensterausblick reicher, bewegter. Die beiden Hirtenköpfe sind fortgefallen. An Stelle der schlanken, runden Säule ein reich ornamentierter Renaissancepilaster, der die Entstehung des Bildes etwa in die zwanziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts verlegt.“

In den Akzessorien steht das Breslauer Kunstwerk also viel näher dem mit Nr. 641 bezeichneten Gemälde der Wiener Galerie, als dem unter 627a als „Gerard David“ katalogisierten derselben Kollektion. Man vergleiche die Architektur der ruinenhaften Innenräume, die zeichnerisch detaillierte Darstellung des Mauerwerkes, das Motiv des eingestürzten, feinprofilierten Fensterbogens, der noch romanischen, spiegelnden Säule. Das Motiv des von geschweiften Auflagern getragenen Balkenunterzuges dagegen kommt auf Nr. 627a ganz ähnlich vor. Auch die typisch-scharfe Wiedergabe des Pflanzenwuchses vor der hier ebenfalls kistenartigen Krippe findet sich auf dem Breslauer Kunstwerke wieder. Hier kann man unter den Stauden des Vordergrundes z. B. Akelei, Königskerze und Schöllkraut, die Lieblinge der niederländischen Kleinmalerei²⁾, deutlich erkennen. Rechts am Fusse der Mauerwand, an der zartes, krauses Rankenwerk emporklettert, er-

¹⁾ Gerard David und seine Schule, München 1905, S. 124.

²⁾ Ebenda, S. 44/45.

blickt man eine merkwürdig stilisierte Ranke, die man als den Buchstaben D auffassen könnte. Die Gliederung des den oberen rechten Winkel der Tafel füllenden, leider sehr verdorbenen Baumschlages zeigt in ihrer konventionellen Tüpfelung das Hellgrün auf dunkelgrüner Untermauerung mehr schematisch-generalisierende, als getreu nach der Wirklichkeit beobachtende Schilderung der Baumindividualität. Derart gestaltete, wie Bodenhausen nachgewiesen hat, Gerard David die Bäume seiner Bilder in der Frühzeit seines Schaffens, wobei er der holländischen Tradition, in erster Linie der landschaftlichen Auffassung Geertgens folgte.

In der Farbgebung stimmt das Breslauer Tafelbild mit dem koloristischen Prinzip des Gerard David überein, das Bodenhausen anschaulich analysiert hat. Die Figurenkomposition ist nämlich auf einen violetten Grundton abgestimmt, der bekanntlich durch die Mischung von Rot und Blau zustande kommt. „David befreit die Faktoren, die in der Mischung gebunden sind und entwickelt das Violett nach beiden Seiten des Farbkreises zu blau und rot hin.“ Man beachte auf dem Breslauer Nachtstück das violette Leitmotiv: Mäntel Mariens und Josephs, Gewand des über beiden fliegenden Engelchens mit der Schriftrolle, Leibrock des rechter Hand zum Fenster hereinblickenden Hirten und die Stadtsilhouette. Violett-weiss der Engel gegenüber der rechten Krippenecke. Lichtes Wasserblau das Kleid des vor dem Stalltor der rechten Wand schwebenden Engels. Das sind also die kühlen Farbtöne des Akkordes Violett. Nach dessen warmem Pole zu bewegt sich das durch Deckweisslichter gebrochene Karminrot am Untergewande des Joseph, die rosafarbene, in den Schatten kirschrot changierende Albe in der Mitte des hinter der Krippe knieenden Engeltrios, die cremegelb leuchtende Brokatstickerei am Mantel des an der rechten Schmalseite der Krippe knieenden Engels, endlich in der landschaftlichen Ferne der orangefarbene Lichtschein der untergegangenen Sonne. Das feurige Resedagrün, als Komplementärfarbe zu Rot aufzufassen, lässt die an sich gedämpften Farbtöne leuchtender erscheinen, als sie eigentlich sind, steigert also die Wirkung des violetten Grundakkordes.

Als ruhig zusammenfassende Folie der ganzen Farbenharmonie endlich wirkt das warme Braun des Fussbodens und das Rotbraun des Gemäuers. Die gesamte Farbestimmung des Tafelbildes ist in höchstem Masse künstlerisch empfunden, innerlich erschaut und macht darum auch einen ungemein vornehmen, feierlich-idyllischen Eindruck.

Das Breslauer Tafelbild dürfte dem verloren gegangenen Originalwerk Gerard Davids in den Akzessorien noch näher stehen, als die beiden Wiener Repliken. Ob vielleicht, worauf einzelne Stileigentümlichkeiten hindeuten, ein deutscher Maler des ausgehenden fünfzehnten oder beginnenden sechzehnten Jahrhunderts diese Kopie anfertigte, wird später zu untersuchen sein.

Bernhard Patzak

DIE AULA LEOPOLDINA DER BRESLAUER UNIVERSITÄT

Das Jesuitenkolleg, das jetzige Universitätsgebäude in Breslau, stellt den Höhepunkt der Barockkunst in Schlesien dar. Besonders gilt dies von seinen beiden Haupträumen, der Aula und dem Oratorium der Congregatio Latina Maior Beatae Virginis, dem jetzigen Musiksaal. Ihre Schönheit beruht auf dem wunderbaren Zusammenspiel von Linienschwung und Farbentönen, in dem das Einzelne nur der Gesamtwirkung dient, daher auch nicht für sich, sondern nur als Teil des Ganzen gewürdigt sein will, weil es zum Ganzen strebt, in dem Architektur, Plastik und Malerei sich die Hand reichen. Von dieser Harmonie, zu welcher alle Teile zusammenstreben, ist keineswegs die Seele des Ganzen, der geistige Gehalt, ausgeschlossen. Im Gegenteil, er ist anziehender, als die hier und da flüchtige Einzelausführung. Vom Musiksaale glaube ich dies in der akademischen Festrede: „Die Kunst des Barock im Musiksaale der Universität Breslau“, gehalten am 27. Januar 1909, wieder abgedruckt in den „Erinnerungsblättern zum hundertjährigen Jubiläum der Universität Breslau, Breslau 1911“ S. 42 ff. gezeigt zu haben. Aber auch von der Aula gilt: je mehr man sich in ihren plastischen und malerischen Schmuck vertieft, um so sinnvoller erscheint das Ganze, um so beziehungsreicher das Einzelne. So glaube ich auch in bezug auf sie durch erneute Betrachtung, zu der ich besonders als Mitglied der Erneuerungskommission Anlass hatte, über das hinaus gekommen zu sein, was ich in der Rede: „Die Aula Leopoldina der Universität Breslau, Breslau 1899“ und in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens Band 34 (1900) S. 165 ff. vorgetragen habe. Auch ist es mir erst in jüngster Zeit vergönnt gewesen, andre verwandte Werke des Malers der Aula, Johann Christoph Handke, kennen zu lernen und Beziehungen zu ihnen festzustellen. Die Ergebnisse dieser Studien sollen hier kurz vorgeführt werden.

Vorher jedoch einige Worte über den Künstler.

Es verstand sich von selbst, dass die Jesuiten, als sie 1731 an die Herstellung der Aula, des Raumes für die akademischen Feierlichkeiten, insbesondere der Promotionen, gingen, alles daransetzten, den Saal in hervorragender Weise künstlerisch auszugestalten, vor allem mit sinnvollem Schmucke zu versehen. Von schlesischen Künstlern stand niemand für diese Aufgabe zur Verfügung. Wohl aber erinnerte man sich eines Künstlers, der nicht lange vorher sich an einer ganz ähnlichen Aufgabe bewährt hatte, nicht in Schlesien, sondern in dem mit diesem politisch wie religiös zusammengehörigen Mähren. Wahrscheinlich war es Wentzl, der Rektor des Kollegiums und Spiritus rector des Baues im Äussern und Innern, der auf den ihm von seinem früheren dortigen Aufenthalt bekannten Künstler hinwies. Für Mähren war schon lange eine schaffensfreudige Zeit auf dem Gebiete sakraler Kunst angebrochen. Die grossen Orden der Prämonstratenser, Augustiner-Chorherren und Jesuiten wetteiferten in Neu- und Umbauten von Kirchen und kirchlichen Gebäuden. Die Kuppeln, Gewölbe und Decken wurden mit Gemälden

überschüttet, anfangs von italienischen, bald auch von einheimischen Künstlern. So waren auch die Jesuiten in Olmütz 1717 an die Ausschmückung der Aula in ihrem fünf Jahre zuvor neugebauten Kollegium gegangen und hatten mit dieser Arbeit den jungen einheimischen Maler Johann Christoph Handke betraut. Geboren den 18. Februar 1694 in Johns Dorf bei Römerstadt, hatte dieser das väterliche Handwerk eines Schuhmachers lernen sollen, war aber auch durch Schläge nicht dazu zu bewegen gewesen, weil er ein Maler werden wollte, obwohl er nie einen Maler gesehen hatte, ja nicht wusste, ob die Maler Menschen seien, wie er in der 1766 verfassten und von mir soeben als Festschrift der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur herausgegebenen Selbstbiographie erzählt. So hatte er es endlich durchgesetzt, dass er 1708 in die Lehre zu Meister Langer in Freudenthal und nach deren Beendigung 1715 nach Olmütz kam. Es war ein erster Versuch, den die dortigen Jesuiten in der Aula mit ihm machten, und obwohl nur in Wasserfarben ausgeführt und nachmals von ihm selbst ungünstig beurteilt, fiel er doch zur Zufriedenheit der Besteller aus und verschaffte ihm neue Aufträge in Olmütz, wie den Saal für die Lustspielaufführungen seitens der Jesuitenschüler (Auditorium comicum 1725), das Refektorium und die Bibliothek im Kollegium (1726), die Fronleichnamskapelle im Ferdinandischen Konviktsgebäude (1728), und ausserhalb von Olmütz: die Minoritenkirche in Troppau (1724) und die Marianische Kapelle in Mährisch-Neustadt (1730). So war Handke, als an ihn der Ruf erging, für die ihm in Breslau gestellten Aufgaben wohl vorbereitet, in den zur Darstellung bestimmten Ideenkreis völlig eingelebt, auch mit den Problemen, welche die malerische Ausschmückung der einzelnen Teile des Raumes bot, vertraut. Hatte sich doch auch in den Fresken der Bibliothek des Jesuitenkollegs von Olmütz die Durchführung des Gedankens, Huldigung der Künste und Wissenschaften an die Religion, bis in die Fensternischen erstreckt. Und die Aula daselbst bot die gleiche Gliederung. Kein Wunder daher, dass in den Malereien der Breslauer Aula ein starker Anklang an die von den obengenannten Werken heut allein noch sichtbaren Gemälde der Fronleichnamskapelle in Olmütz im ganzen wie im einzelnen hervortritt. Hier wie dort derselbe Schwung der rauschenden Gewänder, die gleiche Malweise, die Bevorzugung lichter, luftiger, gleichsam durchsichtiger Gestalten, Vorliebe für blasse Gesichter, für blaue und grüne Farbentöne. Hier wie dort Übergang von Malerei zur Plastik. Hier wie dort aber auch dieselbe technische Meisterschaft in der Behandlung der Perspektive und dasselbe dekorative Vermögen. Handke war nicht nur der fruchtbarste und vielseitigste unter seinen Landsleuten, wenn auch im Fresko bedeutender als in der Ölmalerei, er hat sie auch an Leistungsfähigkeit in der Kunst, grosse Räume sinn- und wirkungsvoll zu schmücken, übertroffen. Und unter seinen Werken wiederum steht die Aula, wie der im folgenden Jahre (1733) von ihm gemalte Musiksaal, in der vordersten Reihe. Auch die Besteller waren zufrieden. Noch in demselben Jahre 1733 erhielt er den Auftrag, das Refektorium des Jesuitenkollegs in Glogau auszumalen, und grössere Arbeiten folgten. Vor allem durfte er nun — 1735 — auch die Aula im Olmützer Jesuitenkolleg in wirklichem Fresko neu malen. Die Augustiner-Chorherren in Sternberg übertrugen ihm die Ausmalung ihrer Refektorien und des Lusthauses im Garten des Stiftes, die Prämonstratenser den Bibliotheks- und Prälatsaal im

Stifte Hradisch und Kuppel, Oratorien, Kapelle in der Kirche auf dem heiligen Berge und das Refektorium in ihrer Sommerresidenz daselbst, Graf Zirotin die beiden Schlosskapellen in Ullersdorf (1742) und in Prauss bei Nimptsch (1743). Manche der zuerst im Musiksaale angeschlagenen Töne liess er in seinem grössten Werke, der Liebfrauenkirche in Olmütz, (seit 1749) wiederklingen. So war er ein viel beehrter, viel beschäftigter Mann geworden. Und doch ist er nach seinem Tode (28. Dezember 1774) bald in Vergessenheit gesunken. Am übelsten aber hat das Schicksal seinen Werken mitgespielt. Die Mehrzahl derselben ist zugrunde gegangen oder übertüncht oder verwahrlost. Auch in bezug auf Erhaltung kann sich keines mit der Breslauer Aula messen.

Der ganze Raum gliedert sich von selbst in drei Teile: die Apsis, den eigentlichen Saal oder das Langschiff, und den Chor oder die Empore.

Die um sechs Stufen erhöhte Apsis enthält das Doppelkatheder, den Tisch und die Logen des Rektors und des Kanzlers; das Langschiff die Logen der Professoren und die Bänke der Studenten; der Chor den Platz für die Sänger und Musiker. Der plastische und malerische Schmuck der Apsis bezieht sich auf die Stiftung und Leitung der Universität, der des Langschiffes und des Chores auf den Geist, der in ihrem Unterricht walten soll, der des Chores in seinem unteren Teil zugleich auf seine musikalische Bestimmung.

Auf dem Podium der Apsis wurden die Statuen¹⁾ des kaiserlichen Stifters der Universitas Caesarea, Leopolds I, von dem die Aula auch ihren Namen empfing, und seiner beiden Söhne aufgestellt und zwar die des ersteren als Sitzstatue in der Höhe der eigentlichen Abschlussnische. Das Haar mit Lorbeer bekränzt, in der rechten Hand das Szepter, auf dem rechten Oberschenkel den Erdkreis haltend, die linke Hand ausstreckend, neigt er das milde Antlitz, und die Dämonen der Zwietracht und des Stumpfsinns²⁾, eine weibliche und eine männliche Figur, letztere mit Eselsohren, stürzen herab, nicht wagend, den Blick zu ihm zu erheben. Er ist umgeben von den Verkörperungen der beiden Mächte, auf die er sein Regiment stützte: einer bärtigen männlichen, die in der Rechten einen Spiegel hält, mit der Linken sich auf ein Buch stützt, das die Inschrift trägt: Consilio, und einer weiblichen, die in der Linken ein in eine Hand ausgehendes Szepter hält und mit der Rechten sich auf einen Bienenkorb stützt, der die Inschrift trägt: Industria. Rechts und links von diesen zwei Figuren befinden sich oberhalb zweier kleiner Ausgangstüren Tafeln mit den Inschriften: Leo | poldo I. | Caes. Aug. | Fel. und: Fun | datori | Universi | tatis. Die Kolossalstatuen der beiden Söhne stehen von Säulen eingefasst an den beiden Langseiten einander gegenüber: links (vom Beschauer) die des älteren, beim Bau des Kollegs bereits gleich dem Vater (1705) verstorbenen (1711), mit Kraft und Milde regierenden Joseph I. Das

¹⁾ Der Name des Meisters dieser Statuen ist nicht überliefert. Vgl. Burgemeister, Die Jesuiten-kunst in Breslau S. 46.

²⁾ Auch die Rückseite der zur Einweihung der Universität geprägten Medaille zeigt Leopold mit Schwert und Buch und der Umschrift: Pello Duos Tam Doctrinae Quam Regni Inimicos und am äusseren Rande die Inschrift: Consilio et Industria. Vgl. Kundmann, Academiae et scholae Germaniae S. 127f. und Friedensburg in dem Jubiläumshefte der Zeitschrift Schlesien IV S. 553.



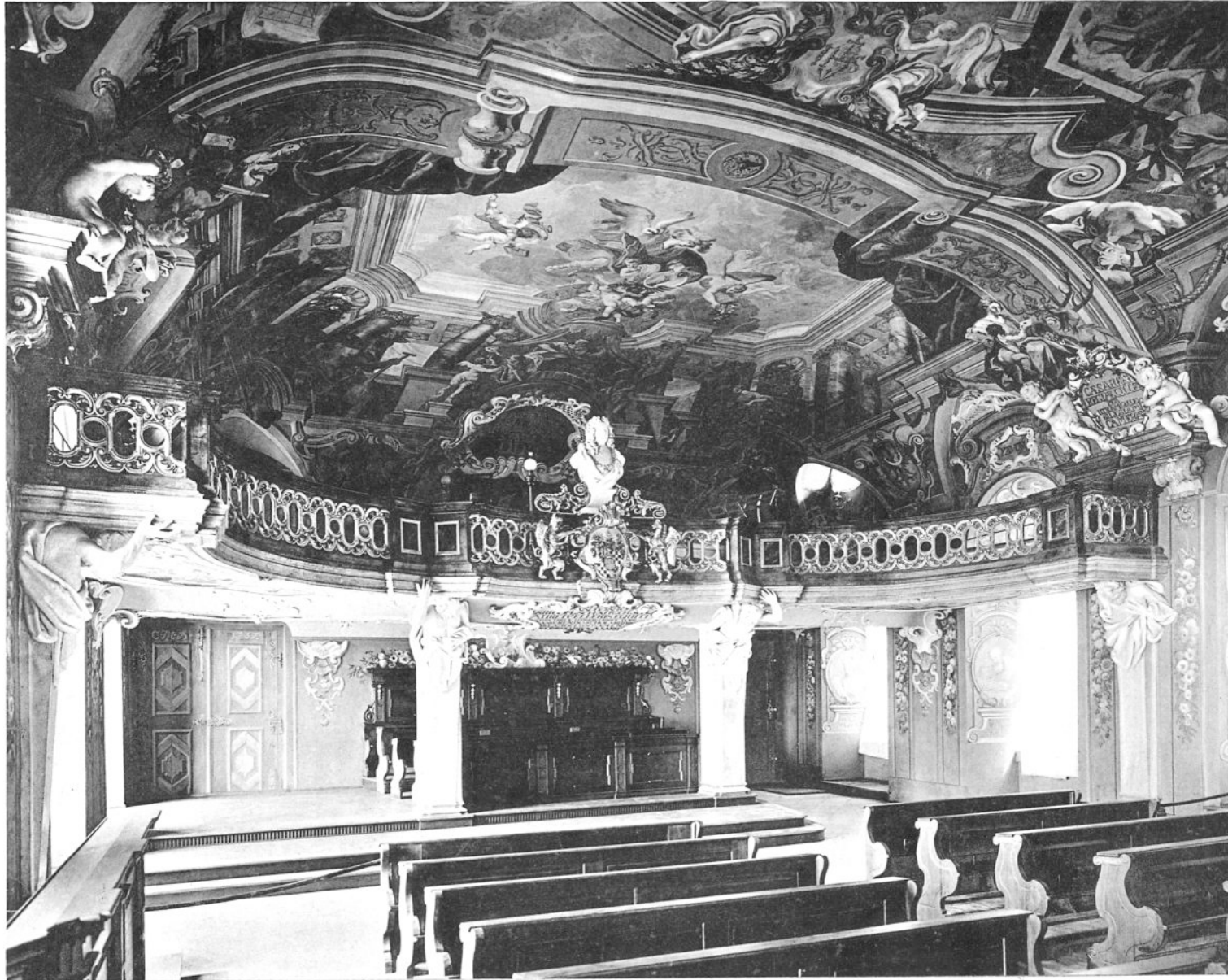
Aula Leopoldina der Breslauer Universität





Aula Leopoldina der Breslauer Universität





Aula Leopoldina der Breslauer Universität





Aula Leopoldina der Breslauer Universität



Haupt mit Lorbeer bekränzt, angetan mit Rüstung und Mantel, auf Kriegstrophäen stehend, die linke Hand in die Seite stemmend, die rechte aber huldvoll ausstreckend, blickt auch er milde. Auf dem Karnies des von den Säulen getragenen Gebälks befinden sich zwei Putten, von denen der eine, lächelnd, einen Zweig, der andere, mit sich sträubendem Haar und entsetztem Ausdruck, ein Schwert hält, die Verkörperungen seines Wahlspruches: Amore et Timore, dessen Hauptwörter in einer Tafel oberhalb der Bogenschlüsse neben den beiden Figuren gelesen werden, während eine sie überragende Tafel die Inschrift trägt: Io|sepho I | Caes. Aug. Fel. | Privilegiorum | Auctori¹⁾. Carl VI., unter dessen Regierung der Bau des Kollegs 1728 begonnen und die Aula 1732 eingeweiht wurde, gleicht zwar seinem Bruder in Tracht und Bekränzung, hat aber ausser Turban, Köcher und Standarte auch einen Ballen und ein Fass unter seinen Füßen, hebt die rechte Hand, stützt sich mit der linken auf einen Anker und blickt ernst vor sich hin. Von den über ihm befindlichen Putten trägt der stehende, lächelnd, wie Herkules, Löwenfell und Keule, während der sitzende sich auf einen behauenen Steinblock stützt. Denn sie sind die Verkörperungen seines Wahlspruches: Constantia et Fortitudine, dessen Hauptwörter sich entsprechend der Gegenseite neben ihnen angeschrieben finden, wie auch die Tafel über ihnen die Inschrift: Ca|rolo VI. | Caes. Aug. Fel. | Fund. Schol.²⁾ | Assertori trägt.

Der Apsis gehören noch an die mit kostbarer, reich vergoldeter Schnitzerei verzierten Logen des Kanzlers und des Rektors. Erstere — zur Linken — wird charakterisiert einmal durch den auf dem Karnies sitzenden, das Universitätszepter und ein Schwert haltenden und herabblickenden Putto, sodann aber auch durch die das Gebälk stützenden hermenartigen Figuren. Von diesen hält der erste, dessen Mantel über das Haupt gezogen ist, in der rechten Hand ein Dreieck, in dessen Mitte sich auch das Auge Gottes befunden zu haben scheint³⁾, in der linken ein Buch, also die Symbole des göttlichen und weltlichen Gesetzes, der andere ein Bündel mit Ruten, das Symbol der weltlichen Gewalt.

Der über der Rektorloge befindliche Putto hält in der erhobenen Rechten einen Kranz; der erste, ebenfalls bärtige Gebälkträger den geflügelten Merkurstab, der andere einen Zirkel und ein Astrolabium, als Symbole der Wissenschaft.

Das Deckengemälde der Apsis (Taf. VI und S. 163) stellt die Weihung der Universität an die Mutter Gottes dar. Maria, thronend in der Himmelsglorie und in den Armen das Christuskind haltend, tritt mit einem Fusse auf den Kopf der Schlange, die, einen Apfel im Rachen, den Erdball umschlungen hält; das Christuskind stösst mit beiden Händen den

¹⁾ Joseph bestätigte und erweiterte am 12. Juni 1705 die Privilegien der Universität. S. Reinkens, Die Universität zu Breslau, S. 128f. — Nürnberger, Zum 200jährigen Bestehen der katholischen Theologenfakultät, S. 75f.

²⁾ Das ist: Fundi Scholarum.

³⁾ Das Auge, wie ein über ihm befindliches Kreuz mit Strahlenkranz, ist jetzt nicht mehr recht deutlich. Aber auch wenn es ganz gefehlt haben sollte, dass an der Deutung des Dreiecks nicht zu zweifeln ist, zeigt das von H. Merz in dem Aufsatz „Das Dreieck als Sinnbild Gottes“ im Christlichen Kunstblatt Jahrg. 1886 S. 88 zusammengestellte Material.

Johannes, neben dem die Anfangsworte des Evangeliums — *In principio* — stehen, umgeben vom heiligen Thomas, dem Schutzheiligen der theologischen Fakultät, der auf der Brust die strahlende Sonne trägt und von einem Engel angeblasen wird, Gregor dem Grossen, welcher Kelch und Hostie hält, und dem heiligen Aloysius (mit der Lilie). Dieses Mittelbild ist von einer phantastischen, oben von Säulen getragenen, unten in die Brüstung eines emporenartigen Umgangs ausgehenden Architektur umgeben. Auf dem Umgang sind auch Figuren in entzücktem Aufschauen begriffen dargestellt.

Unterhalb des Umgangs sind in den Zwischenräumen der Brüstung die Personifikationen der freien Künste, vermehrt durch die Vertreterinnen derjenigen artes, welche ausser jenen ihre Stätte im Universitätsgebäude gefunden hatten, in sitzenden Stellungen vorgeführt. Es sind im ganzen zwölf Figuren: je zwei an den Kurz-, je vier an den Langseiten. Wir beginnen an der Seite der Apsis, also an der Westseite, und zwar mit der oberhalb der Rektorloge befindlichen:

1. Geometria. Sie blickt auf die geometrischen Figuren eines mit der Rechten gehaltenen Buches, während die Linke den Zirkel an einen Erdglobus setzt.

2. Astronomia blickt durch ein mit der Linken gehaltenes Fernrohr, während die Rechte den Zirkel an den Himmelsglobus setzt. Links von diesem steht ein Putto mit Fernrohr.

Zwischen beiden Figuren halten zwei sitzende Engel einen mit der Krone bedachten und dem Jesuitenzeichen $\begin{matrix} + \\ \text{IHS} \\ \text{Y} \end{matrix}$ versehenen Wappenschild.

An der Südseite:

3. Arithmetica, in der Rechten einen Griffel, in der Linken eine mit den Ziffern 1—9 und einem Dreieck beschriebene Tafel haltend.

4. Poesis mit Lorbeerkranz im Haar, aufblickend, den rechten Arm auf ein Buch gestützt, das die Aufschrift trägt: *Isagoge | in | Publii Ovidii Nasonis | Metamorphosin*, darunter die Jahreszahl des Baues der Aula 1731, während zu ihren Füßen eine Lyra und ein Buch liegt mit der Aufschrift: *Publii Virgi | lii Maronis | Aeneidos | Libri XV (so!) | Anno | Mundi | CIODLV*, und der Inschrift: *Carmen amat quisquis carmine digna gerit*.

5. Rhetorica mit Zackenkrone, in der Linken den Merkursstab haltend, mit der Rechten auf ein Buch hinweisend, auf dessen Einband: *Cicero*, in dessen Inneren: *Oratio Ciceronis* steht.

6. Pharmacia, mit Blütenkranz, in der Linken den Schlangensstab haltend, mit der Rechten sich auf ein Buch stützend; vor ihr Topf und Mörser.

An der Ostseite:

7. Plastica, einen Crucifixus meisselnd, gegen den der Höllenhund sich wendet, während ein Putto die Statue eines Apollo zerschlägt.

8. Pictura, eine Landschaft malend.

Zwischen 7 und 8 ist dieselbe Gruppe wie zwischen 1 und 2.

An der Nordseite:

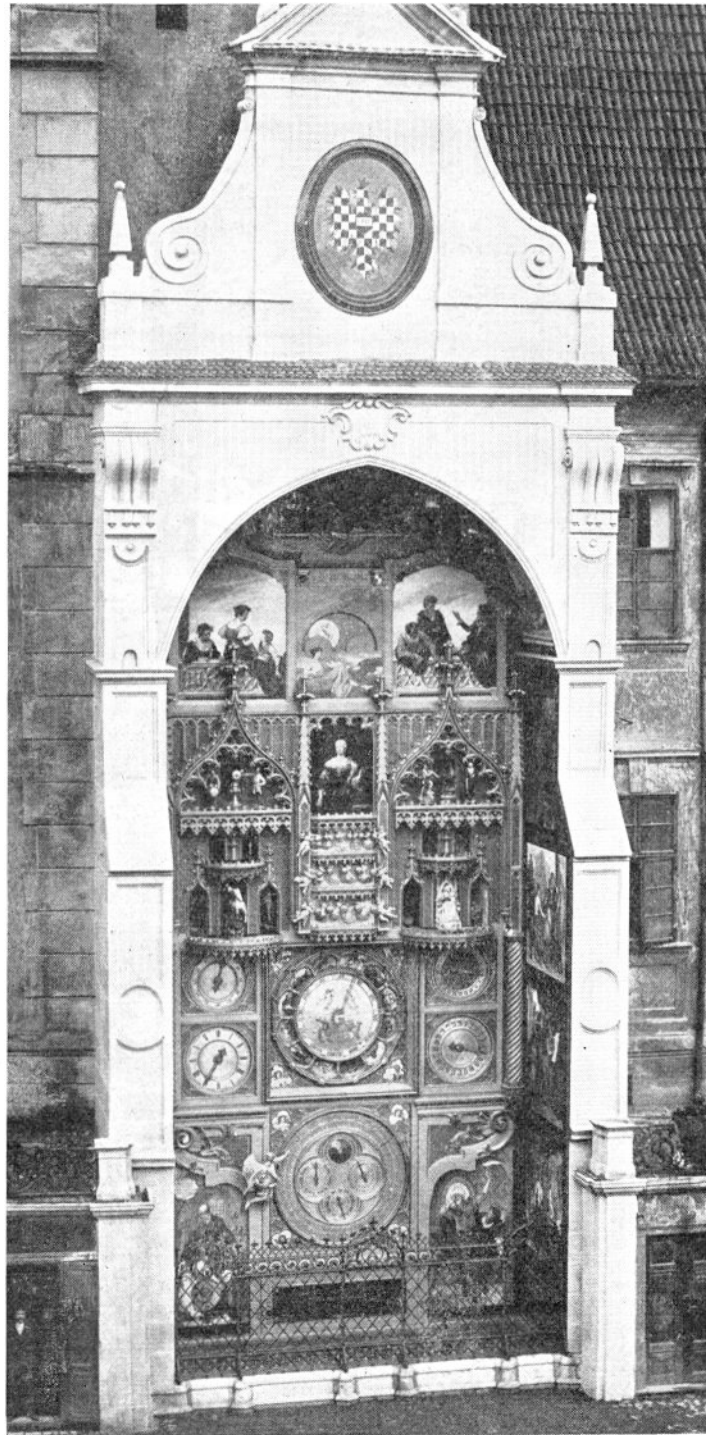
9. Typographia, einen Schriftsatz setzend.

10. Dialectica, mit einem über das Haupt gezogenen Mantel angetan; in der linken Hand hält sie eine Lampe und leuchtet damit in ein Buch.

11. Musica, eine Lyra haltend, an deren Steg sich eine Glorie befindet; Antiphonar und Noten liegen zu ihren Füßen.

12. Grammatica eine Tafel haltend, auf der das griechische Alphabet von Alpha bis Thita (so!) griechisch und lateinisch angeschrieben ist, und auf der ein Papagei sitzt.

Hier müssen wir die weitere Beschreibung einen Augenblick unterbrechen, um die Aufmerksamkeit auf eine spätere Darstellung einer Anzahl dieser artes liberales von der Hand Handkes zu lenken. In einem Vorbau an der Fassade des Rathauses von Olmütz nämlich befanden sich in Fresko gemalt neben dem von Hans Pohl 1422 geschaffenen künstlichen Uhrwerk ausser der Diligentia auch die Darstellungen der freien Künste. Da sie sehr schadhaft geworden waren, wurde Handke 1746 mit ihrer Erneuerung betraut. Auch seine Fresken sind 1898 bis zur Unkenntlichkeit übermalt worden, doch sind seine farbigen Entwürfe (getuschte Federzeichnungen) im Stadtarchiv von Olmütz (Nr. 39) erhalten¹⁾. Der grossen



Die künstliche Uhr am Rathaus zu Olmütz

¹⁾ Vgl. Handkes Selbstbiographie S. 28ff.

Liebenswürdigkeit des Herrn Stadtarchivars Dr. Kux verdanke ich Photographien davon, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden.

Neben der Kunstuhr sah man zu ebener Erde links den Maler, eine Tafel mit der Inschrift: Aeternitati | pingo malend, rechts den Uhrmacher mit der Beischrift: Meister Hanß | Pohl von der | Ölß. 1422; im vierten Mittelfelde (von unten gerechnet) das Brustbild der Maria Theresia, eingefasst von den vier Ziffern der Jahreszahl 1746; in den Bekrönungen links: Merkur, rechts: Venus, in der Mitte die Erde; oberhalb des Merkur die Brustbilder von vier Astronomen; im Bogenabschluss, durch Inschriften gekennzeichnet: Strabo, auf Bücher gestützt, gen Himmel blickend, und Ptolomäus den Zirkel an die Himmelskugel setzend, mit der Unterschrift: Inventores Astronomiae.

Die freien Künste sind auf die Innenfelder des Bogens verteilt, und zwar links, von unten beginnend:

1. die Emsigkeit, in einer efeubewachsenen Grotte sitzend, in der Linken eine Sanduhr, in der Rechten einen Sporn haltend, nach dem Himmelsgewölbe aufblickend. Neben ihr steht ein Hahn, emsig die Erde aufwühlend.

2. Geometria den Zirkel an den Erdglobus setzend; ihre Arbeit verfolgen zwei Gelehrte; im Hintergrunde Bauwerke.

3. Musica, die mit dem Haupte des Sonnengottes gekrönte Lyra spielend, im Beisein von singenden, flötenden, zitherspielenden Putten.

4. Dialectica. Eine behelmte weibliche Figur, mit der Rechten nach zwei Pfeilen fassend, disputiert mit einem Philosophen, zu dessen Füßen Bücher mit den Aufschriften: Zenon, Aristoteles, Lucianus liegen. Handke hat also seine ursprüngliche Idee „Jungfrau, welche ein sehr verdröhten Knopf auflösset; neben ihr steht ein alter Philosoph mit ihr disputierend“ geändert.

Rechts, wieder von unten beginnend,

5. Astronomia, geflügelt, von Sternenkronen überragt und in ein Gewand gehüllt, das eine Sonne auf der Brust hat, sieht durch ein Fernrohr, an einen Himmelsglobus gelehnt, an den ein Astronom den Zirkel setzt; im Vordergrunde ein Adler und eine Uhr.

6. Arithmetica in einem Gewande, dessen Saum Noten bilden, schreibt Zahlen auf eine Tafel.

7. Mechanica in der Rechten ein Winkelmaß, in der Linken eine Rolle mit Zeichnung eines Bauwerks haltend. Im Hintergrunde Bauten, Bauwerkzeuge, ein von Putten gezogener Wagen; im Vordergrunde ein Putto am Zifferblatt der Uhr beschäftigt. Handke gibt selbst die Erklärung dieser Figur: „Mechanica, eine Jungfrau in starker Positur mit gehörigen Werckzeug“, welche er an Stelle der alten völlig zerstörten Figur gesetzt hat. Kein Zweifel aber, dass diese etwas ganz anderes, nämlich die fehlende siebente ars liberalis, die Rhetorik, dargestellt hat. Dafür spricht insbesondere das Vorhandensein auch der

8. Grammatica. Sie hält mit beiden Händen eine Tafel, auf der ein Papagei sitzt, und weist Knaben mit dem Finger der rechten Hand auf die Buchstaben α und ω der Tafel, während ein Alter zuschaut.



Entwürfe zu den Fresken am Rathaus zu Olmütz

In den Feldern über 4 und 8 befindet sich je ein Astronom, der erste (9) in einem Buche lesend, der zweite (10) einen Globus betrachtend.

Den Bogenabschluss bildet Pegasus, mit den Hufen Wasser aus dem Felsen schlagend; zur Linken sitzt Apollon, zu ihm aufblickend; zur Rechten fängt eine Muse das fließende Wasser in einer Schale auf. In der alten Malerei war hier nach Handke „ein Märischer Adler nebst andern Zierathen“.

Für die grossen Verschiedenheiten in der Auffassung, besonders der *Dialectica*, sind nicht nur die Raumverhältnisse, sondern auch der Umstand, dass Handke im Olmützer Fresko mit der älteren Malerei zu rechnen hatte, in Anschlag zu bringen. In den Figuren der *Geometria*, *Astronomia*, *Arithmetica*, *Musica* und *Grammatica* aber sind unleugbare Anklänge an die Gestalten der Aula vorhanden.

Indem wir zur Aula zurückkehren, wenden wir uns dem dritten Teile, der Empore, zu, da der noch zu erörternde Schmuck der Fenster dem zweiten und dritten Teile gemeinsam ist.

Dieser Teil, in seiner räumlichen Gliederung dem ersten entsprechend, ist der Weltweisheit vorbehalten. Zunächst das Deckengemälde (Taf. VIII). In Gestalt einer Pallas schwebt jene vom Himmel herab¹⁾, umgeben von Putten, welche das schlesische Wappen halten, teils Blumen aus einem Füllhorn schüttend, teils Bücher herabwerfend auf Silesia. Diese thront als Herzogin unter einem zeltartigen Baldachin, umgeben links von dem blättergeschmückten, sich auf eine Urne stützenden und ein Ruder haltenden Gotte des Oderstromes, Viadrus, rechts von der ihr Wappen haltenden Stadt Breslau, Wratislavia. Putten vor dem Thron der Silesia halten die Insignien der bischöflichen Würde, Mitra und Krummstab. Neben der Wasser und aus diesem Fische entsendenden Urne des Viadrus liegt ein Fass mit der Signatur H , neben der Wratislavia ein Ballen mit der Signatur H , in denen wohl eine Ligatur der Anfangsbuchstaben der Vornamen und des Namens von Johann Christoph Handke anzunehmen erlaubt sein dürfte.

Unterhalb des Thrones steht in einem Medaillon: *Munificentiae | Inclytorum | Utriusque Silesiae | Statuum | D. D. D.*, wodurch der Dank für die Spende von 12000 Gulden zum Bau seitens der Stände²⁾ zum Ausdruck gebracht ist.

Die Verbindung mit dem Mittelschiff stellen hier zwei im Vordergrunde unterhalb des Bogens und oberhalb der Chorbrüstung befindliche Gruppen her, an der Südseite die Verkörperung der Kammer, an der Nordseite die des Oberamts. Erstere, mit Diadem im Haar, hält ein Füllhorn, aus welchem Gold- und Silberstücke fallen, umgeben von zwei Putten, von denen der eine einen versiegelten Brief, der andre ein Hirschgeweih hält. Darunter steht auf zwei Medaillons, wovon das erste sich oberhalb des Fensters befindet, das

¹⁾ In ihr sind wieder Nachklänge der Bellona aus dem Fresko der Kapelle des Ferdinandischen Konvikts in Olmütz (Prokop, Die Markgrafschaft Mähren in kunstgeschichtlicher Beziehung, Bd. 4 Fig. 1591 S. 1310) wahrnehmbar.

²⁾ Reinkens, Die Universität zu Breslau, S. 86.

zweite durch zwei auf dem Pfeilerkapitäl befindliche Putten gehalten wird: Favori und: Caesareae | Regiaeque | Per | Utramque | Silesiam | Camerae. Die zweite, ebenfalls mit Diadem gekrönt, hält in der Rechten eine mit Siegel versehene Urkunde, in der Linken ein Szepter. Darunter steht entsprechend der Gegenseite einerseits: Honori, andererseits: Supremae | Curiae | & Caesareae | Regiaeque | Pro Scholis | Commissionis. Die Putten, welche diese Inschrift halten, tragen Füllhörner. Ein dritter Putto zu ihren Füßen hält ein Schwert. An Stelle des vierten Putto aber ist hier ein blonder, nur bis zur Brust sichtbarer Jüngling gesetzt. Er wendet seinen Kopf nach dem Haupte der Curia und dem Blatte, das sie ihm hinhält. Auf der Brüstung, hinter der der übrige Teil der Figur verschwindet, liegt ein aufgeschlagenes Buch und ein Rutenbündel (fasces?); von der Brüstung hängt ein Blatt mit Schrift herab. Wenn somit kaum zweifelhaft sein kann, dass ein Richter dargestellt sein sollte, so ist der Grund für diese Abweichung von der Symmetrie doch wohl in dem Streben zu suchen, ein Porträt anzubringen. Der Kopf hat unverkennbare Porträtzüge. Am nächsten läge der Oberamtskanzler Baron von Brunetti, der mit dem Grafen Schaffgotsch vom Kaiser mit seiner Stellvertretung bei der Grundsteinlegung betraut worden war. (Kundmann a. a. O. S. 162. Nürnberger a. a. O. S. 80.) Aber das Äussere spricht dagegen. Oder sollte es der Künstler selbst sein? Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem von mir für Handke in Anspruch genommenen Kopfe in den Fresken des Lindenkirchels von Römerstadt (Selbstbiographie S. 11) ist immerhin anzuerkennen, besonders wenn man die schlechte Erhaltung des letzteren Fresko und die starke Beschattung des Kopfes durch den Hut in Ansatz bringt. Auch ist hervorzuheben, dass sich gerade die Pictura unter den Artes liberales in nächster Nähe befindet.

In der Mitte der Chorbrüstung, also gegenüber dem Sitzbilde Kaiser Leopolds, befindet sich die Kolossalbüste desjenigen, der am 6. Dezember 1728 als Stellvertreter Kaiser Karls VI. den Grundstein zum Gebäude gelegt hatte, des Direktors des Oberamts und Präsidenten der Kammer, Johann Anton Schaffgotsch, des heiligen Römischen Reiches Grafen. Er trägt das goldene Vlies, welches ihm ein Jahr vor der Einweihung der Aula, am 30. November 1731, verliehen worden war. Unter der Büste ist das Wappen, unter diesem die Inschrift: Joanni | Antonio | S. R. J. Com.¹⁾ A. Schaffgotsch & | Aurei Velleris Equiti | Sup. Curiae Utr. Sil. Directori Pro | Asserendo Scholarum Fundo | Et Lapide Fundamen(tali) | Commissario Caesareo.

Die Bestimmung des Chors als Sängerkor endlich wird, ähnlich wie in der grossen Kapelle des Schlosses zu Ullersdorf²⁾, durch fünf Felder füllende Gruppen musizierender Engel bezeichnet. Sie sind in Fresco secco, wahrscheinlich von einem der beiden Gehilfen, welche Handke nach der Selbstbiographie S. 17 mitgebracht hatte, gemalt worden. Die vier Gebälkträger unter der Chorbrüstung sind als richtige Lastträger aufgefasst. An der blinden Eingangstür der Nordseite ist, als wäre es am heiligen Dreikönigstage mit Kreide angeschrieben, C+M+B+ 1732 zu lesen.

¹⁾ D. i. Sacri Romani Imperii Comiti.

²⁾ Vgl. Selbstbiographie S. 22 Anm. 3.

Erst jetzt kommen wir zu dem einheitlichen Schmucke der sämtlichen Fenster.

Oberhalb derselben befindet sich nur ein Medaillon, welches an den je zwei ersten Fenstern die oben erwähnten Wahlsprüche: *Timore, Amore, Constantia, Fortitudine*, an den vorletzten die Dedikationsinschriften: *Favori und Honori*, an den mittelsten das Jesuitenzeichen, an den übrigen mit Ausnahme des völlig leer gelassenen letzten, das Universitätswappen enthält. Die Fensterwände aber weisen reichen ornamentalen und sinnvollen, wieder in *Fresco secco* von einem der beiden Gehilfen ausgeführten Schmuck auf. Unten befinden sich in Medaillons, grau in grau, die Brustbilder der grossen Meister der Weisheit, von Moses bis auf Joh. Sylveira († 1687). Jedes Fenster hat zwei Bildnisse; sie bilden mit denen des gegenüberliegenden eine Gruppe. Sie beginnen an der Apsisseite und natürlich mit den Vertretern der *Sapientia sacra*, welche, in Übereinstimmung sowohl mit den Deckengemälden, als auch mit dem Charakter der Universität, die Apsis und den grössten Teil des eigentlichen Saales einnehmen, während das Ende desselben und der anstossende Chorraum den Vertretern der weltlichen Weisheit, der propädeutischen Fächer des Unterrichts, vorbehalten ist. Dass die Jesuiten dabei nicht zu kurz gekommen sind, erklärt sich leicht. An den Wölbungen der Fenster befindet sich immer ein Rundbild mit entsprechender Inschrift.

Die Reihe beginnt an der Südseite:

1. Moyses | Sacer | Legislator — David | Psaltes | Regius

mit dem Bilde einer Frau auf Wolken, die einen von der Sonne beleuchteten Wagen zieht und so das Dunkel verjagt, und der Inschrift: *Umbras repellit*.

Gegenüber an der Nordseite:

2. Salomon | Regum | Sapiens — Esdras | S. Scripturae | Restitutor

mit dem Bilde der Sonne über fliegenden Vögeln und der Inschrift: *Decus ex luce*.

Auf die erste Gruppe, das Alte Testament, folgt als zweite die Erklärung des Neuen Testaments.

An der Südseite:

3. Sylveira | Doctor | Carmeli — S. Norbertus | Doctor | Eucharisticus

mit dem Bilde einer eine Lyra haltenden und vor Hörern singenden Frau und der Inschrift: *Oracula fundit*.

Gegenüber:

4. S. Bernardus | Doctor | Mellifluus — Cornelius | A Lapide | Scripturae | Fax

mit dem Bilde der in den Wolken sitzenden, behelzten und eine Lanze haltenden Göttin der Weisheit und der Inschrift: *Armat et ornat*.

Die Metaphysik vertreten:

5. Suarez | Doctor | Eximius — S. Bonaventura | Doctor | Seraphicus

mit dem Bilde eines Baumes mit Strahlenkrone und der Inschrift: *Apta triumphis*,
und gegenüber:

6. Scotus | Doctor | Subtilis — Albertus | Magister | Praedicatorum

mit dem Bilde einer aus Wolken ragenden Hand, die ein Figürchen hält, von dessen Scheitel Strahlen ausgehen, und der Inschrift: *Cum foenore lucet*.



Deckengemälde der Apsis (vgl. S. 153)

Das Kirchenrecht vertreten:

7. Raymundus | SS. Canonum | Collector — Bellarminus | S. R. E. Cardinalis | et Defensor
mit dem Bilde des ein Szepter und ein Buch mit der Aufschrift Sapientia haltenden Königs
Salomo und der Inschrift: Omnia cum hac; unter Salomo liegen Säcke mit Gold;
und gegenüber:

8. Canisius | Malleus | Haereticorum — Gratianus | Vindex | Juris Sacri
mit dem Bilde eines oberhalb einer Treppe stehenden Thrones und der Inschrift: Tollit in
altum. Auf den sechs Stufen lagern je zwei Löwen.

Die Moraltheologie vertreten:

9. Diana | Sylva | Moraliū — Thomas Kemp: | Doctor | Domesticus
mit dem Bilde eines Brunnens, aus welchem eine weibliche Figur einen Eimer zieht, mit
heut übertünchter Inschrift,

und gegenüber:

10. Gerson | Parisiensis | Cancellarius — Sanchez | Morum | Regula
mit dem Bilde eines die Wellen durchfahrenden, aber von einem Stern geleiteten Schiffes
und der Inschrift: Non timet undas.

Die griechisch-römische Philosophie (Physik) vertreten:

11. Seneca | Morum | Magister — Aristoteles | Princeps | Philosophorum
mit dem Bilde einer Bücherei und der Inschrift: Post fata superstes,
und gegenüber:

12. Plato | Divinus | Philosophus — Socrates | Magister | Athenarum
mit dem Bilde der von der Sonne durch einen Spiegel bestrahlten Erde und der Inschrift:
Aemula Solis.

Die Astronomie, Geometrie und Mechanik also die mathesis, vertreten:

13. Riccius | Astronomorum | Phosphorus — Euclides | Sol | Geometriae
mit dem Bilde eines in einer Flusslandschaft sitzenden und in einem Buche lesenden
Jünglings und der Inschrift: Sola sapit,
und gegenüber:

14. Archimedes | Magister | Machinarum — Kircherus | Archimedes | Germaniae
mit dem Bilde eines aus Wolken gereichten Buches und der Inschrift: Proemia spondet.
Vorn liegen: Krone, Kette, Birett, Mantel.

Die Geschichtsschreibung vertreten:

15. Livius | Lumen | Temporum — Baronius | Lux | Historiae | Ecclesiasticae
mit dem Bilde des Pegasus und der Inschrift: super astra levatur,
und gegenüber:

16. Bolandus | Doctor | Hagiographus — Florus | Hortensius | Historicorum
mit dem Bilde eines mit Fliesen belegten Vorraumes, in dessen Hintergrunde ein zurück-
geschlagener Vorhang, links ein Pult und Spiegel stehen, und der Inschrift: Omnibus aptum.

Die Poesie und Rhetorik endlich vertreten:

17. Ovidius | Apollo | Latius — Cicero | Princeps | Oratorum
mit dem Bilde eines von Säulen getragenen Saales und der (aufgefrischten) Inschrift: et
docet et recreat,
und gegenüber:

18. Demosthenes | Graeciae | Oraculum — Virgilius | Poeta | Virgineus
mit übermaltem Bilde und Inschrift.

Wie einige von den die freien Künste darstellenden Gestalten den Blick nach oben
gerichtet halten, um von der in den Deckenbildern verherrlichten Weisheit Erleuchtung zu
empfangen, so bildet diese auch den Inhalt der Fensterbildchen und ist Trägerin des
Subjekts der Inschriften. So darf man sagen: die Verherrlichung der Weisheit und damit
die Harmonie des Ganzen erstreckt sich von der Decke bis in die Fensterwölbungen.

Richard Förster





Die Hochbergsche Kapelle bei der Vincenzkirche in Breslau



DIE HOCHBERGSCHE KAPELLE BEI DER VINZENZ- KIRCHE

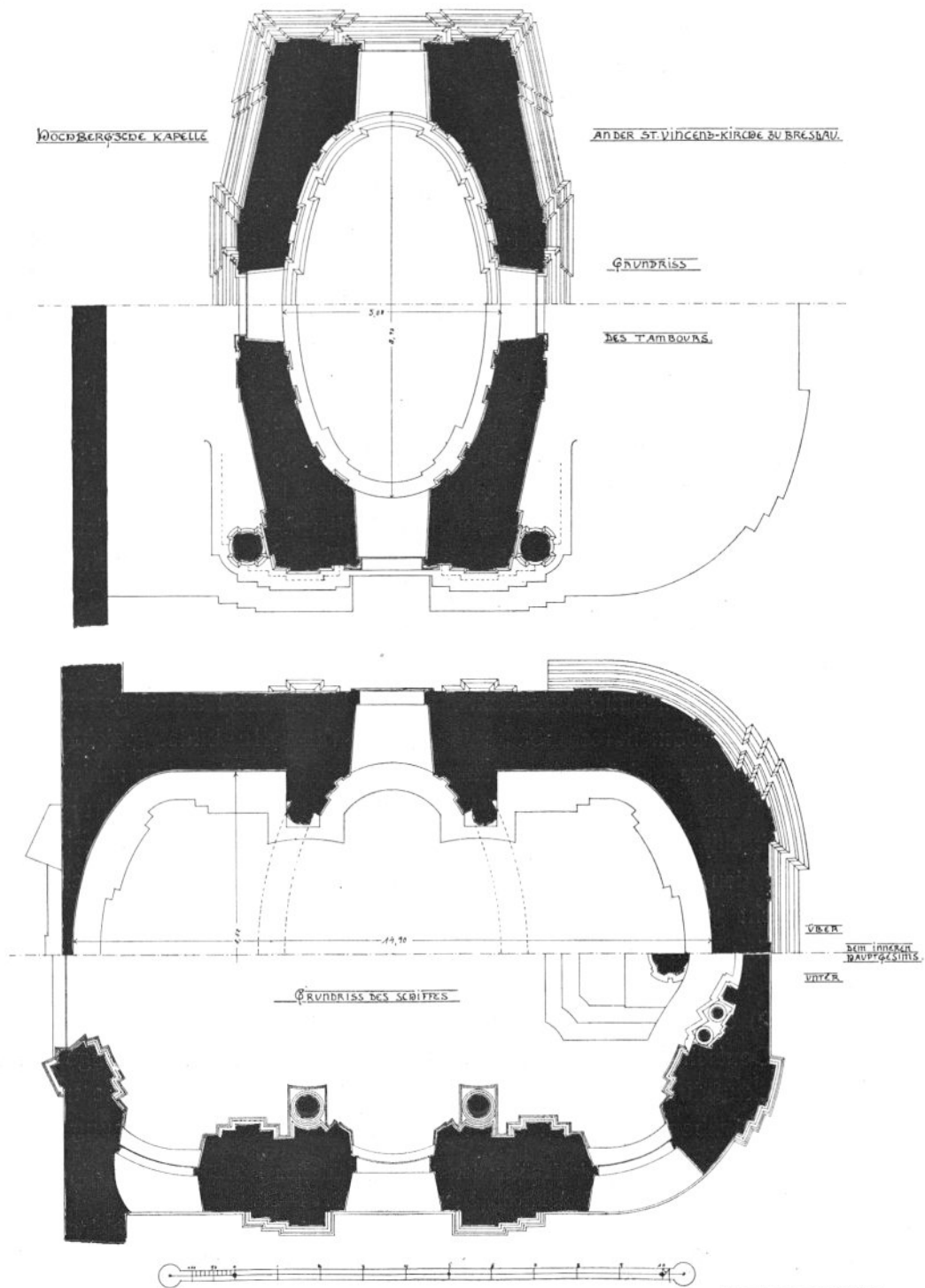
Von den Barockkapellen Breslaus, die um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert entstanden, hat die Hochbergische Kapelle bei der Vinzenzkirche bisher nur wenig Beachtung gefunden. Und doch bildet sie ein wichtiges Glied in der Reihe dieser bedeutungsvollen Bauten. Werfen wir einen kurzen Blick auf ihre beiden Vorläuferinnen am Dome, so ist die im Jahre 1680 gegründete Elisabethkapelle ganz von italienischen Meistern erbaut¹⁾. Sie besteht aus einem oblongen Raume von ungefähr 7 auf 11 m, der an den Ecken knapp abgerundet und in drei Joche zerlegt ist. Die beiden äusseren Joche sind durch Tonnen überwölbt, die durch plastisch reich dekorierte Gurte gegliedert sind. Über dem Mitteljoch von annähernd quadratischer Grundfläche bauen sich allseits halbkreisförmige Schildbogen und Gurte auf, zwischen denen Zwickelgewölbe als Übergang zu der bekrönenden Kuppel eingeschoben sind. Die Halbkugelkalotte setzt sich mit niedrigem Tambour auf. Zur Beleuchtung dienen acht Rundfenster im Tambour und mächtige Hochfenster in den Schildbogenflächen. Eine kleine Altarnische ist am freien Süden angegliedert. Mit dem streng logischen und klaren Aufbau verbindet sich eine fast klassische Vornehmheit der Einzelbildungen, die bis an die Grenze steifer Gespreiztheit geht. Das barocke Streben nach starker Wirkung äussert sich in der Auflösung der geraden Grundrissformen in Bogenteile und in den zahlreichen Verkröpfungen, die auf eine perspektivische Verschiebung hinzielen. Die 1720 bis 1722 als Gegenstück dazu auf der Nordseite des Domchores erbaute Kurfürstenkapelle bildet gleichfalls einen länglichen Raum von etwa gleichen Abmessungen, dessen Grundriss aber ruhig gehalten ist und im unteren Teile gerade Linien und Flächen bevorzugt. Die Überführung in den hohen Tambour mit elliptischer Grundform geschieht wenig organisch durch windschiefe Kappen. Der von den Gewölbeflächen durch ein kräftiges Konsolgesims geschiedene Tambour enthält acht grosse Fenster, welche die Beleuchtung des eigentlichen Kapellenraumes ausschliesslich bestreiten. Nur die nach Norden angeschlossene Altarnische hat eigene Fenster. Der letztere, von dem grossen Wiener Architekten Johann Bernhard Fischer von Erlach²⁾ entworfene Bau ist im wesentlichen durch einheimische Kräfte ausgeführt, worunter Deutsche überwiegen. Die anmutige Stukkatur ist allerdings auf den Italiener Bussi zurückzuführen³⁾. Im Gegensatz zur Pathetik der Elisabethkapelle treten hier die freiere Haltung, Liebenswürdigkeit und Lebensfrische deutscher Auffassung hervor⁴⁾.

¹⁾ Lutsch, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien I S. 23; Bilderwerk, Textband, Spalte 224 ff. — Jungnitz, Die Breslauer Domkirche, Breslau 1908, S. 54—58.

²⁾ Geb. 15. März 1656 in Graz, gest. 5. April 1723 in Wien. Vgl. Zeitschrift f. Geschichte Schlesiens X S. 136, 137.

³⁾ Santino Bussi aus Bissone wirkte mit dem Bildhauer Giovanni Giuliani an der graziösen Festtreppe im Schlosse von Ansbach. C. Gurlitt, Geschichte des Barockstils II S. 238.

⁴⁾ Im Archiv der kurfürstlichen Kapelle nennt ein „Protocollum“ von 1733 die Namen der an dem Bau und der Ausschmückung der Kapelle beteiligten Meister. Gef. Mitteilung von Herrn Geistl. Rat Prof. Dr. Jungnitz.



Grundriss des Schiffes und des Tambours

Aufgenommen u. gezeichnet
 BRUNNEN 1900 F. J. G. T.
 KUNSTANSTALT BRUNNEN

In dem Wetteifer um Verschönerung der Kirchen, in dem damals in gewaltiger Bautätigkeit die ganze katholische Kirche sich regte, trat zunächst der reiche Prälat der Prämonstratenser Ferdinand Graf Hochberg¹⁾ mit dem Fürstbischof in die Schranken. An der Südseite der zum Prämonstratenserkloster gehörigen Vinzenzkirche stand seit alters her eine Mutter-Gottes-Kapelle²⁾, die allmählich baufällig geworden war. Der von Beginn seines Amtsantritts an auf Verschönerung der Kirche bedachte Prälat leitete einen Neubau der Kapelle ein. Am 12. März 1723 ward in dem alten Kirchlein das letzte Messopfer dargebracht³⁾, am 15. Mai war es vollständig verschwunden. Der Neubau wurde inzwischen begonnen und im November desselben Jahres im Rohbau beendet, so dass der Knopf aufgesetzt werden konnte.

Die Hochbergsche Kapelle bildet einen oblongen Raum von 14,90 m Länge und 8,52 m Breite, dessen vier Ecken mit den Schmalseiten zu elliptischer Abrundung zusammengezogen sind. Durch je zwei stark vorgezogene Vollsäulen in der Mitte der Langseiten wird der Raum in drei Joche geteilt. Seitlich von diesen schliessen sich jederseits zwei Pilaster zur Gliederung der Wände an. Über dem Mitteljoche der Langseiten erhebt sich, quer zur Hauptachse gestellt, ein Tambour von innen eiförmigem Grundriss mit den Achsen 5 und 9 m. Aussen bildet der Tambour ein langgezogenes Sechseck mit einem geschwungenen Dache, das wieder von einer zierlichen Laterne überstiegen wird. Der Tambour hat vier grössere Fenster, die Laterne vier kleinere ovale Öffnungen. Die Entwicklung des Tambours aus dem Unterbau geschieht mit grosser Folgerichtigkeit durch zwei mächtige Gurte, die seiner elliptischen Grundrisslinie folgen. Die unteren Ansätze der Gurte werden von vier grossen geflügelten Engelsfiguren getragen, die sich ihrerseits auf den Architrav über den Säulen aufsetzen. Die seitlichen Teile des unteren Raumes sind ebenso wie der Tambour durch elliptische Kugelgewölbe abgeschlossen, die mit Gemälden geschmückt sind. Der Tambour beginnt in 14 m Höhe und erhebt sich mit seinem Gewölbe bis auf 22 m. Er hat eine reiche Gliederung durch 16 Lisenen mit geflügelten Engelsköpfen erhalten. Die an sich ruhige Pilaster und Säulengliederung des eigentlichen Kapellenraumes ist durch Verwendung verschiedenfarbigen Marmors und Stuckmarmors belebt. Der Sockel ist dunkelgrau, darüber wechseln rötliche, grünliche und gelbliche Töne; die vier Hauptsäulen zeigen ein leuchtendes Blau. Auch der Fussboden ist mit gemustertem Marmor belegt. Lebhaftere Formen zeigen die reich geschwungenen Fenstereinfassungen, aus denen sich Verdachungen und Begleitornament entwickeln. Einen ebenso bezeichnenden wie wirkungsvollen Schmuck stellt die ornamentale Behandlung der Fensterleibungen dar. Ein Altar mit Figureschmuck und

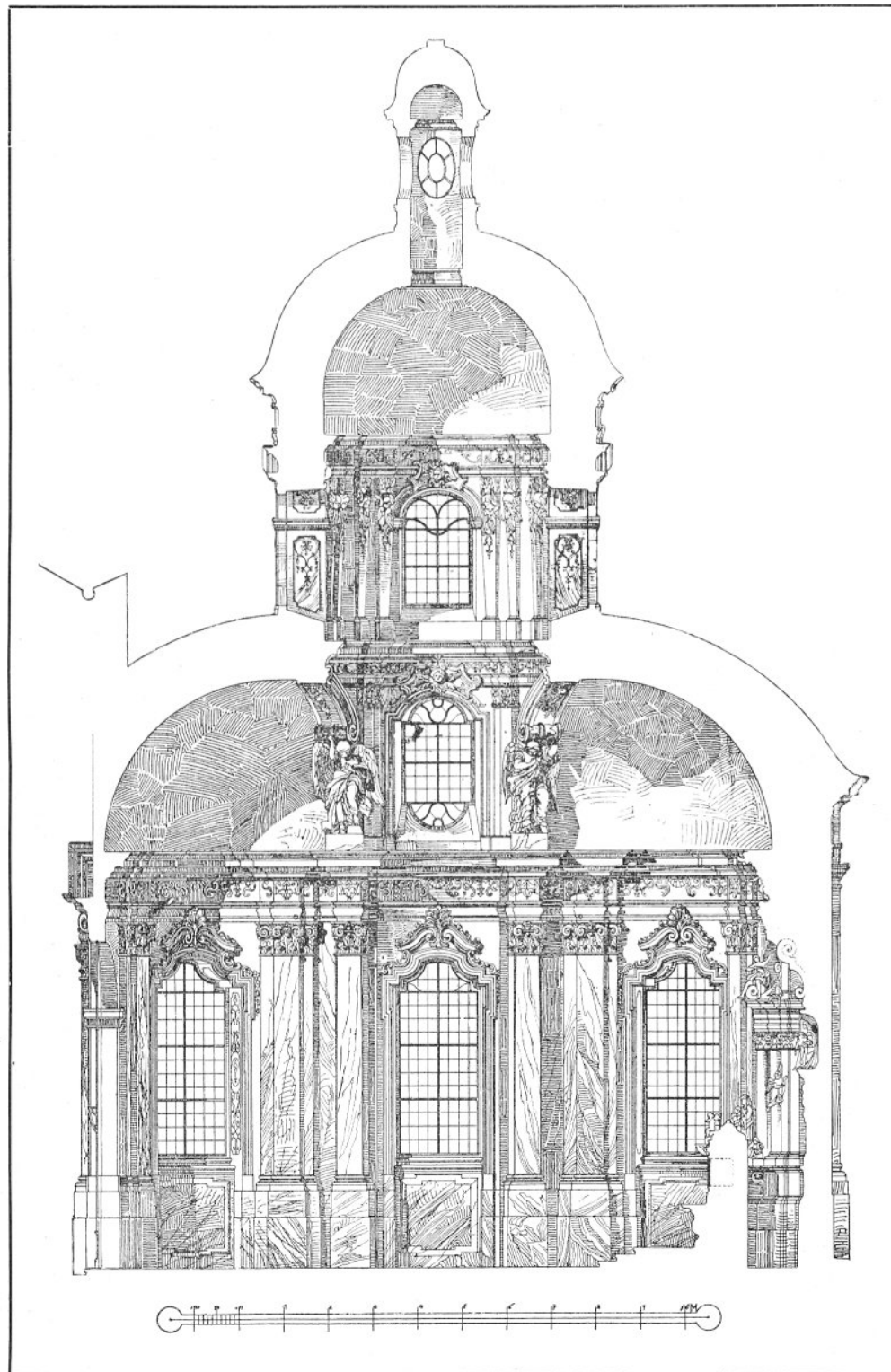
¹⁾ Franz Ferdinand Anton Graf Hochberg, geb. den 14. November 1674 zu Friedland, wurde am 4. November 1720 Prälat der Prämonstratenser.

²⁾ In dem Weynerschen Stadtplane von 1562 ist ein gotischer Kapellenanbau mit der Achse von Norden nach Süden eingezeichnet.

³⁾ Franz Xaver Görlich, Urkundliche Geschichte der Prämonstratenser und ihrer Abtei zum heiligen Vinzenz von Breslau, Breslau 1836, S. 145.



Die Hochbergsche Kapelle von der Westseite
Aufgenommen und gezeichnet von Regierungsbaumeister F. Vogt



Längsschnitt durch die Hochbergsche Kapelle
Aufgenommen und gezeichnet von Regierungsbaumeister F. Vogt

reicher Vergoldung bildet auf der südlichen Schmalwand den geistigen und künstlerischen Schwerpunkt des Raumes. Auf der nördlichen Schmalwand befindet sich eine grosse, mit einem prächtigen Gittertore geschlossene Öffnung zur Verbindung mit der anstossenden Kirche. Das Äussere ist demgegenüber verhältnismässig ruhig, ja ernst behandelt. Der eigentliche Bau zeigt über dreifach abgestuften toskanischen Pilastern einen hohen Architrav mit Triglyphen. Der Tambour ist durch Pilaster gegliedert, die des Kapitells entbehren. An seinen vier Ecken sind Figuren aufgestellt.

Das kleine, in sich voll abgeschlossene Bauwerk stellt in der Raumentwicklung eine Fortbildung des Typus der Elisabethkapelle im Sinne des deutschen Barocks dar, in der Einzelbehandlung nähert es sich mehr der Kurfürstenkapelle. Während bei der Elisabethkapelle das Äussere stark vernachlässigt ist, zeigt sich bei der Prälatenkapelle auch die äussere Gestaltung durchaus harmonisch durchgeführt. Im Innern wird durch die kulissenartig vorgeschobenen Säulen eine verstärkte Tiefenwirkung hervorgerufen. In der Gesamterscheinung des Raumes, dessen buntfarbige Marmorverkleidung sich mit den Gemälden der Decke und der Vergoldung zu starkem Akkorde zusammenschliesst, verbindet sich getragene Würde mit einer Vorliebe für prickelnden, aber auch ins Kleinliche hinüberneigenden Schmuck. Eine provinzielle Nuance ist deutlich herauszufühlen. Rom, Wien, Breslau, das sind die Etappen, die sich in den drei besprochenen Kleinkirchen vor uns versinnlichen. Wenn die Hochbergsche Kapelle bei guter architektonischer Konzeption an Wirkung den erstbeschriebenen nachsteht, so liegt es daran, dass die Beleuchtung nicht glücklich gelöst ist. Durch die etwas übertriebene Höhenentwicklung wird das Licht des gerade in der Längsachse des Gesamtbaues übermässig verengten Tambours für die Beleuchtung der seitlichen Deckenflächen wenig wirksam. Der untere Kapellenraum hat nach Westen verhältnismässig tief sitzende Fenster erhalten, während auf der an die Sakristei angebauten Ostseite die ebenfalls vorhandenen Fensterflächen durch Spiegel in gleicher Aufteilung ersetzt sind. Durch die in verschiedenen Zonen sitzenden Lichtquellen wird die harmonische Zusammenwirkung beeinträchtigt.

Die künstlerische Analysierung des Raumes wird um so fruchtbarer, weil uns über die bei diesem Werke tätigen Künstler und Handwerker Einzelnachrichten¹⁾ in seltener Fülle erhalten geblieben sind, so dass wir imstande sind, die individuellen Züge der Beteiligten zu erfassen.

Als Architekt wird uns durch Paritius in den Handschriften der Breslauer Stadtbibliothek der Breslauer Baumeister Christoph Hackner verbürgt, der wohl auch die Maurerarbeiten geleitet hat²⁾. Er war am 16. März 1663 in Jauer geboren und erscheint 1701 in Breslau zum ersten Male als Maurermeister. Im Jahre 1709 führt er den Titel

¹⁾ Staatsarchiv, Akten Vinzenzstift IV 2 b, betr. die neue Kapelle und deren Bau, 1721—1727. Vgl. Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens X S. 136/137.

²⁾ „1723, den 3. April wurde die neue Prälaten-Capelle, den sieben Schmerzen Mariae geweiht, von dem Prälaten Herrn Ferdinand Reichsgrafen von Hochberg angefangen zu bauen, wozu Christoph Hackner, Bresl. Rathsaumeister, die Zeichnung gemacht“.

eines Kaiserlichen Kammerbaumeisters bei der schlesischen Kammer, zugleich ist er „bei der löblichen Zunft der Mäurer verordneter Eltester.“ 1716 wird er als „Stadt-Mäurer“ bestellt. Daniel Gomolcky nennt ihn 1735 „fürstl. Bischöflicher Baumeister“. Von seinen sonstigen Schöpfungen ist zuerst das Gräflich Hatzfeldtsche Haus in der Albrechtstrasse zu nennen, das 1722—25, also etwa gleichzeitig mit der Hochbergischen Kapelle, errichtet wurde. Leider ist es nicht auf uns gekommen, da das „schönste Haus“ Breslaus in der Nacht vom 1. zum 2. August 1760 durch die Kanonade Laudons in Brand gesetzt und vernichtet wurde. An seine Stelle trat kurz darauf der Langhanssche Bau des jetzigen Oberpräsidiums. Weiter ist aber jetzt ausser Zweifel, dass Hackner auch der Architekt des Universitätsgebäudes in Breslau war¹⁾. In allen diesen Bauten lebt dieselbe Formenwelt. Aber von seiner noch etwas befangenen Leistung an der Hochbergischen Kapelle hat sich der Meister zur reifsten Glanzleistung erhoben, die in seiner Zeit überhaupt in Schlesien hervorgebracht wurde. Hackner starb am 2. April 1741 in so hohem Ansehen, wie es damals einem Architekten selten zuteil wurde. In einem Nachruf²⁾ sagt ein Freund seines Hauses von ihm: „Er diente seinem Gott, drey Kaysern, und dem Rath aufrichtig ohne Falsch. So dass auch unsre Stadt, ja fast ganz Schlesien Beweiss und Zeugnis geben.“

Die Steinmetzarbeiten für den Innenausbau der Kapelle waren durch Vertrag vom 17. März 1724 dem „Meister Johann Adam Kharingern, Bürgern und Steinmetzern allhier“ übertragen. Er fertigte 1719 die Marmorarbeiten an der Domkanzel³⁾ aus Prieborner Marmor und arbeitete auch an der Kurfürstlichen Kapelle⁴⁾. Der vorgenannte Vertrag lautet in seinem Hauptteil wie folgt:

„solle Bemelter Stein Metz Meister nach dem approbiert- und Unterschriebenen abrisse in die Neue Capellen einen Steinernen altar Verfertigen undt auffrichten und zwar den Altar Tisch Sambt dem Tabernackel, wie auch die andere architectur weiß nahmen sye immer habe von Blauen Brimporn-Marmor⁵⁾ sauber pollierter, die Capitell, Schafftgesimbse und friese von Gibßstein oder Sandtstein, damit sye Khönen Vergoldet werden machen, die Staffell zum Altar Trith aber von weissen Marmor, wie auch in die Postamenter Ziräthen zu hauen und alles nach Contento ihre Hochw. und Hochgräffl. Gnaden einzurichten. Verners nimbt auch über sich Bedachter Stein Metz Maister die Bilthauerarbeit undt zwar die 2 Untersten Statuen sambt denen Kindeln auf dem Tabernakel von Gibßstein, die 2 Engel aber unter dem Vesper Bildt wie auch die Glory mit Gott dem Vatter, heyl. Geist und übrigen Kindeln von Holtz arbeitthen zu lassen, den Berg aber wo ein dreyfacher Berg oder den Berg Calvariae vorstellend ebenfahß von Gibßstein oder aber weißen Marmor nach deme es sich besser Thun möchte lassen, Undt Letztens Ver

1) Ludwig Burgemeister, Breslaus grösster Barockbaumeister, Schlesische Zeitung 1910 Nr. 916.

2) Gedicht zu seinem Begräbnis von M. Samuel Rother, bei Baumann/Straubel gedruckt.

3) Schlesiens Vorzeit V S. 165, 166.

4) Lutsch, Verzeichnis I S. 23.

5) Die Marmorbrüche in Prieborn, Kreis Strehlen, werden nicht mehr betrieben.

spricht er Stein Metz Maister den Altar auf Martini Längstens den Altar im Stande zu haben und ausser Gottes gewalt nichts zu verabsäumen, waß aber anbelanget die Materialien, alß eysen, Bley, Gerüst, Maurer- und Handtlinger werden ihme von sayten deß fürstl gestüffts, so Vill zur aufsetzung nöthig Verschaffet werden, wie auch das Vergolden der Statuen und anderer Arbeit. Und wan er Stein Metz Meister seines Versprechen gemäß alleß guth und sauber aufrichten wirdt, so werden ihme vor alles dieses hier beschrieben hochgedacht Ihro Hochw. und Hochgräffl Gnaden Sechzehnen hundert gulden Rheinisch wie auch ein Malter Korn Baar und ohne abgang außzahlen lassen, daß auch gleich jedesmahl auff abschlag Bezahlte geldt soll in diesen Contract Unterschrieben werden“.

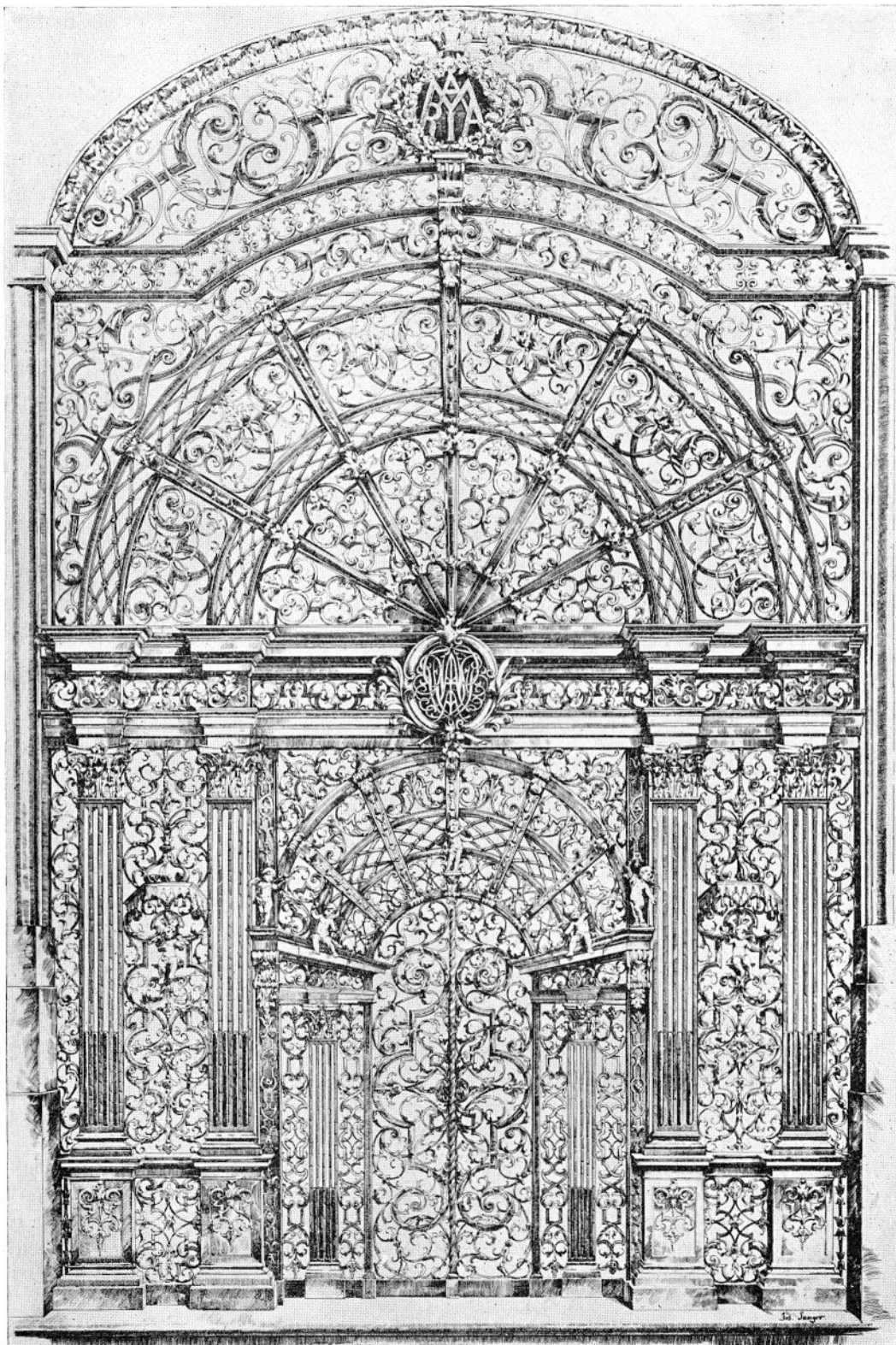
Von Kharinger sind dann in den Akten die Rechnungen über einzelne ausserdem ausgeführte Arbeiten vorhanden, aus denen hervorgeht, dass er auch die gewöhnlichen Steinmetzarbeiten, z. B. Türschwelen, gefertigt hat.

Mit dem „Marbelierer Albert Ignatz Provisor“ schloss der Abt am 9. Juni 1724 einen Vertrag. Provisor übernahm die „Neu erbaute Capelle . . . zu marmorieren“. Alle Materialien und Werkzeuge hatte er selbst zu beschaffen. Der Preis wurde auf 2000 Gulden Rh. zu 60 Kr. festgesetzt „nebst dem dazu gehörigen Rüstholz und der Hütten, worinnen der Gips gebrannt werden kann“. Provisor wurde am 13. Dezember 1726 ausbezahlt, hat aber nicht alle Marmorierarbeiten (stucco lustro) des Baues beendet, obwohl er noch 1732 in Fürstenstein nachweisbar ist. Denn am 10. Januar 1728 quittiert der „Marmelier“ Johann Zülss über 100 Gulden für die letzten Marmorarbeiten.

Neben diesen Verfertignern des Stuckmarmors wirkte Christoph Joseph Final oder Finali, „Bürger und Stuckateur“. Mit ihm wurde am 28. September 1724 ein Vertrag abgeschlossen, an den sich später als Ergänzung eine Spezifikation anschloss. Als Maßstab für die ihm gezahlten Preise mögen einige Proben dienen. „Vor die 16 Lesenen, welche mit geflügelten Czerubinen und anderen Zierrathen gemacht werden sollen, hat er zu empfangen vor jedes Stück fünff Reichsthaler.“ „Wiederumb außwendig der Capelle in die Kirchen deß gnädigen Herrn angebohrne Hoch Adelige Wappen, eingefast mit den Carteln und zwei Tragsteine davor 30 Rthlr.“ In die sechs Fenster der Kapelle die „Spalleten, welche sehr lang sind, nebst denen Bogen, ist vor Jedes, wann sie sauber sollen gemacht werden 20 Rthlr.“ Der Meister wurde am 24. Februar 1726 ausbezahlt.

Am 21. Dezember 1724 wurde mit dem Bildhauer Johann Albrecht Siegwitz eine Abmachung getroffen, wonach er vier grosse wohlproportionierte und weisspolierte Statuen für 200 Gulden zu liefern hatte. Es handelt sich offenbar um die vier Engelsfiguren unter dem Gewölbe. Weiter wurde am 30. Mai 1725 mit ihm vereinbart, dass er vier grosse steinerne Statuen und zwar die Heiligen Barbara, Hedwig, Johann Nepomuk und Carolus Borromaeus liefern sollte, wobei er für jede 85 Reichstaler zugesagt bekam. Siegwitz, aus Bamberg stammend¹⁾, hat auch die Figuren über dem Balkon beim Haupt-

¹⁾ Nagler, Künstler-Lexikon XVI S. 366.



Abschlussgitter der Hochbergischen Kapelle

eingange des Universitätsgebäudes, sowie die Ignazgruppe in der Nische des Südostflügels gefertigt¹⁾). Weiter befinden sich mehrere Werke des vielbeschäftigten Meisters in der Elisabethkirche²⁾). Beim Weissen Vorwerk war er bis 1749 anscheinend auch als Verfertiger von Stuckmarmor, „Marmoriter“, beteiligt³⁾).

Die vier Heiligenfiguren von Siegwitz wurden durch den „Staffierer“ Johannes Franz Krambss weiter behandelt. „Mehr auff der Kapellen Vier große Statuen drey Mahl mit Bleyweiß angestrichen, die Signa, waß sie in Händen haben, seind mit feinem Gold vergoldet, vor Eine Statua 18 Rthlr. gerechnet fac 72 Rthlr.“ Diese im Freien stehenden Sandstein-Figuren wurden also entgegen neuerer Anschauung von Anfang an und unter vollem Vorbedacht mit Ölfarbe gestrichen, einmal um die Wirkung von Marmorstatuen zu erzielen, und zweitens um sie widerstandsfähiger zu machen. Derselbe Vergolder Joh. F. Krambss führte auch die reiche Vergoldung des Innenraums für 5300 Floren und weiter die Staffierung des Altars mit feinem Dukatengold für 515 Rthlr. aus.

Auch den Bildhauer Johann Georg Urbansky, „auf dem Dome“ wohnhaft, der 1719 für die Domkanzel Kharingers die Alabasterarbeiten gefertigt hat⁴⁾), finden wir bei dem Bau tätig. Er wirkte bei der Orgel in St. Maria-Magdalena mit, auch werden ihm die Nepomukstandbilder an der Kreuzkirche und auf dem Ritterplatze zugeschrieben, aber wohl zu Unrecht. Der Meister war offenbar mehr ein dekorativer Kleinkünstler, als ein monumentalschaffender Bildhauer. Bei der Hochbergschen Kapelle ist er einesteils als kunstgewerblicher Architekt tätig, zeichnet die „Ornamente auf die Architektur des Tabernakels, auch zum Muttergottesbilde“ für 4 Rthlr, dann das Hochbergsche Wappen auf den Gruftstein für den gleichen Preis, endlich „einen Abriß zum Bethstuhl, sambt daran befindlicher Bildhauerarbeit“ für 6 Rthlr. Weiter lieferte er für den Altar, den Kharinger übernommen hatte, „zwei Statuen, St. Joachim und St. Anna, auch vier sitzende Engel, welche im Abriss des Altares nicht befindlich“, zum Preise von 120 Gulden. Seine Arbeiten wurden im März 1727 ausbezahlt.

Für die Verglasung jedes der drei unteren Fenster erhielt der Glaser Siegmund Carl 20 Rthlr. Die Spiegelgläser in den Nischen der Ostwand lieferte P. Johann Lewalt S. J. für 241 Gulden. Für das Modellieren und Ziselieren der Zieraten von Messing und des Wappens des Prälaten auf dem Gruftsteine wurde mit dem Goldschmied Carl Bidtermann im St. Katharinenkloster ein Preis von 50 Gulden verabredet. Bei anderen Ausschmückungsarbeiten wirkte der Schlosser Bartholomaeus Teschmar mit.

¹⁾ L. Burgemeister, Die Jesuitenkunst in Breslau, S. 46.

²⁾ H. Luchs, die Denkmäler der St. Elisabethkirche in Breslau, Nr. 12: Marmordenkmal des Kirchen- und Schulinspektors Georg Teubner † 1735; Nr. 72: Kaufmann J. Ch. Meyer † 1747; Nr. 179: Statuen des Aaron und der Mirjam an der grossen Orgel; Nr. 253: Marmordenkmal des Kaufmanns Hans Siegmund Berger † 1743. Die Witwe von Siegwitz trifft 1766 ein Abkommen mit dem Rektor des Jesuitenkollegs wegen noch ausstehender Gelder.

³⁾ Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens XVIII S. 209.

⁴⁾ Schlesiens Vorzeit V S. 166. Burgemeister a. a. O. S. 47. Urbansky verzierte 1721 die grosse Orgel in S. Maria Magdalena mit allerhand Figuren, Laub und Schnitzwerk; er bekam dafür 362 Rthlr. 10 srg.

Die nicht unbeträchtlichen Kupferschmiedearbeiten zur Eindeckung des Daches lieferte der Kupferschmied Georg Krauthwurst. Es wurden 75 Ztr. 118 fl Kupfer für 4722 Gulden 9 sgr. verbraucht, wobei das fl $9\frac{1}{2}$ sgr. kostete.

Das grosse Gitter¹⁾ endlich zum Abschluss der Kapelle vor der Kirche ist von dem Stiftschlosser des Vinzenzstifts Jakob Mayer gefertigt. „Item Ein sauberes großes gatter mit 2 Thüren nach der archedectur von Laub- und Prankwerg und aller zugehörung gemacht und angemacht; hat gewogen 56 Centner 18 Pfd vor jedes fl aber ist richtig behandelt worden 11 sgr, thut summa 4075 Gulden 30 sgr.“ Dabei war der Zentner mit 130 fl berechnet. Es scheint zweifelhaft, ob man annehmen darf, dass Hackner den Entwurf, „die Architektur“, zu diesem herrlichen Schmiedewerk geliefert hat, das besonders bemerkenswert ist durch die Nachbildung von Steinformen und perspektivischen räumlichen Wirkungen. Als technisch interessant mag noch erwähnt werden, dass die eisernen Fensterrahmen, die ebenfalls Meyer herstellte, 1137 Gulden, das fl zu 5 sgr, kosteten.



Ferdinand Graf Hochberg, Abt zu St. Vincenz

Standen für die Bildnerei und das Handwerkliche tüchtige Meister am Orte zur Verfügung, so musste für die Malerei ein auswärtiger Künstler berufen werden, eine Erscheinung, die bei dem Fehlen einer geeigneten einheimischen Kraft auch fast bei allen sonstigen Breslauer Barockbauten zu beobachten ist. Durch Vertrag vom 16. Juli 1725 wurde die Herstellung der Freskomalereien dem Kunstmaler Wenzel Lorenz Reiner aus Prag übertragen, der ausser Wohnung, Kost und Trank, sowohl für sich als seine Bedienten, 2000 Gulden rheinisch und nach Fertigstellung noch für Reisespesen 100 Gulden erhielt. Er war geboren zu Prag 1686 und starb ebendort 1743²⁾. Von seinem umfangreichen Lebenswerk sind zu nennen: Die Fresken der Klosterkirche am Weissen Berge Maria de Victoria, des Treppen-

¹⁾ Abgebildet bei Gustav Trelenberg und Oscar Halfpapp, Die Schmiedekunst älterer und neuerer Zeit, Breslau 1888, Heft II Blatt 11, und ferner bei Lutsch, Bilderwerk der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien, Tafel 208. Nach der Originalzeichnung für das Bilderwerk ist die unsrige auf S. 173 hergestellt.

²⁾ Allg. Deutsche Biographie XXVIII S. 25–27, wo er sehr eingehend behandelt ist.

hauses im Czerninschen Palast zu Prag (Gigantensturz), in der Kreuzherrnkirche, Dominikanerkirche zu St. Egidius, Augustinerkirche zu St. Thomas u. a. zu Prag. Auch zahlreiche Tafelbilder, Altargemälde, Landschaften und Kupferstiche werden ihm zugeschrieben. Durch seine Kunst anfangs wohlhabend geworden, starb er in Vermögensverfall. Hohe Begabung und virtuoses Können wird ihm nachgerühmt, auf der andern Seite aber eifertige Ausführung vorgeworfen. Die Bilder in der Hochbergschen Kapelle, Szenen aus der Geschichte des Heilands und aus der Passion darstellend, lassen wegen ihrer ungünstigen Beleuchtung keine volle Würdigung zu. Auffällig ist die Inschrift: *AD MANDATVM D. FERDINANDI*

COMITIS HOHBERGICI ABBATIS AC VIRI REGIJ FECI
5 406 4 198
291 181 205 4 298 110 24
WENCESLAVS REINER.

Die unter die Worte gesetzten Zahlen ergeben als Summe die Jahreszahl 1726 der Vollendung der Malerei. In einzelnen hat sich aber die Bedeutung der Ziffern trotz Zurateziehung bedeutender Chronologen bisher nicht enträtseln lassen.

Die Kapelle wurde am 29. November 1727 vollendet und am nächsten Tage, dem ersten Adventssonntage, durch den Stifter geweiht.

Aus der Baugeschichte erhellt, dass die Hochbergsche Kapelle eine ganz deutsche und im wesentlichen einheimische Leistung bildet. Unter den Mitwirkenden kommen nur zwei Stukkateure mit italienischen Namen vor, aus deren Vornamen jedoch der Schluss zu ziehen ist, dass sie schon in deutschen Landen geboren sind. Übrigens ist das aus Italien importierte Gewerbe der Herstellung von Stuckmarmor, das einst in Schlesien blühte und auch von Deutschen betrieben wurde, in der Provinz jetzt gar nicht mehr vertreten.

Durch die ungewöhnlich genaue Kenntnis der auf den Bau bezüglichen Verträge und Rechnungen ergibt sich weiter ein Einblick in die Art, wie damals ein besserer Bau hergestellt wurde. Der Bauherr verband persönlich alle grösseren Leistungen auf Grund genauer Skizzen; er kümmerte sich offenbar auch um die Ausführung und nahm die Arbeit selbst ab. Für jeden Arbeitszweig, ja für jedes einzelne Stück, wurde die geeignetste Kraft herangezogen. In den Einzelheiten scheint man den anerkannten Künstlern ziemlich freie Hand gelassen zu haben, während für die geringeren Handwerksmeister die Zeichnungen oder Modelle von Künstlern beschafft wurden. Unklar bleibt allein, wie weit die Einwirkung des entwerfenden Architekten bei der Durchführung des inneren Ausbaues sich erstreckt hat. Bestimmte Spuren seiner Tätigkeit lassen sich nicht nachweisen, es ist aber kaum anzunehmen, dass der Architekt nach Herstellung des eigentlichen Baues von der Ausgestaltung seines Werkes ganz ausgeschlossen worden sei. Dagegen spricht schon die erzielte, von einem Laien doch kaum erreichbare Einheitlichkeit des Gesamtwerkes. Wie dem aber auch sei, man muss Respekt bekommen vor der Leistung des hohen geistlichen Bauherrn, dessen Willen und Einfluss bis ins kleinste fühlbar wird, Respekt auch vor einem Bauherrn, der dem Kunsthandwerke Aufgaben stellte, an denen es sich zu bewundernswerter Höhe emporarbeitete.

Ludwig Burgemeister

EINE GRUPPE NIEDERDEUTSCHER WANDTEPPICHE DES 16. JAHRHUNDERTS

Im V. Bande der Neuen Folge dieser Zeitschrift hat Karl Masner als neue Erwerbung des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer einen Wandteppich vom Jahre 1594 veröffentlicht und zusammen mit einer Gruppe verwandter Arbeiten im allgemeinen der Sphäre der niederdeutschen Kunst zugewiesen. Diese Zuteilung wird durch die nachstehenden Mitteilungen der Herren Geh. Archivrat Dr. Grotefend in Schwerin und Universitätsprofessor Dr. Semrau in Greifswald bestätigt und ergänzt.

1. DER BRESLAUER WANDTEPPICH VON 1594

Der im Jahre 1907 erworbene Wandteppich des Breslauer Museums ist nach seiner Inschrift angefertigt für den Herzoglich Mecklenburg-Güstrowschen Kanzleischreiber Christoph Mörder und seine Ehefrau Katharina Kreis. Beide Personen sind durch Akten im Grossherzoglichen Geheimen und Hauptarchive in Schwerin genugsam belegt. Christoph Mörder entstammte seinem Siegel nach nicht der bekannten pommerisch-mecklenburgischen Adelsfamilie, die den Löwenkopf im Wappen führt. Seine beiden vorkommenden Siegel zeigen im Schilde ein von zwei Schwertern durchbohrtes Herz, als Helmzier erscheint zwischen Büffelhörnern ein von senkrechtem Schwerte durchbohrtes Herz. Er nahm zuerst unter Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin und nach dessen Tode in noch höherem Grade unter dessen Bruder Herzog Ulrich von Mecklenburg-Güstrow, dem Vormunde des hinterlassenen Sohnes von Johann Albrecht, eine mit unseren heutigen Begriffen eines Kanzleischreibers schwer zu vereinbarende Vertrauensstellung ein. Zuerst in Schwerin, dann aber in Güstrow wohnhaft, hatte er sich mit der aus Schwerin stammenden Katharina Kreis vermählt. Sie kommt als Witwe noch 1612 vor. Nach den Rechnungsbüchern des Herzogs Ulrich ist Mörder im Jahre 1601 gestorben. Seine Witwe erhält von Ostern bis Michaelis 1601 ein Gnadengehalt. Beider Sohn Christoph wird 1604 nach Dänemark zur Anstellung in der dortigen königlichen deutschen Kanzlei empfohlen; ob er dort angenommen wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. 1612 ist er wieder in Mecklenburg und zwar in Güstrow.

Ob der ältere Christoph Mörder aus Mecklenburg stammte, ist ungewiss. Sein anscheinend nicht in Mecklenburg lebender Bruder wird ohne Angabe des Vornamens als Besorger verschiedener eingeführter Waren mehrfach erwähnt. Die Art der Waren lässt einen Schluss auf seinen Wohnort nicht zu. Ob er identisch ist mit einem gleichzeitig erwähnten Kaufmann Mörder in Braunschweig, muss bis zur Auffindung weiterer Daten unentschieden bleiben.

Noch einen zweiten der im Zusammenhange mit dem Mörderschen besprochenen Teppiche müssen wir Mecklenburg zuweisen, nämlich den aus der Sammlung Zschille (Nr. II, Seite 153). Die auffallende Gleichheit der Komposition lässt ja auf die Her-

stammung von demselben Webstuhle schliessen. Die Wappen sind die der mecklenburgischen Adelsfamilien Plessen und Barner. Wenn S. 154 die Richtigkeit der Zeichnung des heraldisch linken Wappens (Barner) mit einer Zweifelsnote erscheint, so ist die bei der Wiedergabe dieses Wappens untergelaufene Ungenauigkeit nur eine ganz geringe: Der Arm hält einen Feuerbrand; es fehlt nur der Verbindungsstrich zwischen dem jetzt wie eine Lilie erscheinenden Brande und der Hand. Dagegen ist die Helmzier des von Plessenschen Wappens, zwei mit Pfauenfedern besteckte halbe Räder, nicht so deutlich erkennbar. Das Ungewöhnliche dieser Helmzier entschuldigt aber vollauf den eigentlich nur betreffs der halben Räder zu erhebenden Vorwurf der Undeutlichkeit. Die Ehwappen Plessen-Barner weisen den Teppich mit Sicherheit dem Ehepaare Wipert von Plessen auf Grundshagen und Margarete Barner (Berner) zu, die in gleicher Zeit mit Mörder und seiner Gattin lebten und ihre Wappen (aus dem Jahre 1587) auch an der Kanzel zu Klütz und auf einem Kelche in der Klützer Kirche uns hinterlassen haben. (Vgl. Schlie, Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Mecklenburg-Schwerin, II S. 366 und 373).

Diese beiden Teppiche stammen also aus Mecklenburg. Ob sie auch dort im Lande gemacht sind, ist eine zweite Frage. Zu ihrer Entscheidung bietet sich nur geringes Material, da die mecklenburgischen Quellen bislang noch nicht auf Teppichmacher genügend durchforscht sind und mich andere Arbeiten verhinderten, gerade jetzt diese sehr zeitraubende Forschung vorzunehmen. Ich bin also auf einige Zufallsfunde in den Rechnungsbüchern der Schweriner und Güstrower Herzoge angewiesen.

Zunächst einige Angaben aus den Rechnungsbüchern des Herzogs Heinrich V. von Mecklenburg († 1552), des Oheims und Vorgängers der genannten Herzöge Johann Albrecht und Ulrich, deren Vater Albrecht schon 1547 verstorben war:

1549 Sonnabend nach Ostern (April 27) 5 fl. Tebichtmacher uff sein Solt.

1549 Montag nach Misericordia domini (Mai 6) 100 fl. einem niederlendischen Tebichtmacher vor ein gewrocht (gewirktes) Stück, daruff die heil. drei Konyngs stan.

1550 Michaelis (Sept. 29) 40 Taler einem Tebichtmacher, der m. gn. H. einen Uffslag mit dem meckelborges Wapen gemacht.

1551 Jacobi (Juli 25) 137 $\frac{1}{2}$ fl. dem Tebichtmacher von Lübeck vor etzlich Stück, so er m. gn. H. gemacht.

Sodann drei Nachrichten aus der Zeit des Herzogs Johann Albrecht:

1560 Okt. 29. 100 th. an Rocken Johan Ophorn zur Wismar verkauft für ein Stück Esau und Jakob.

1560 Oct. 29. 20 th. eidem auf das Stück des jüngsten Gerichts eodem die zugestellt, soll gegen Fastnacht fertig sein.

1566 Dez. 5. Einem Teppichmacher von der Wismar mit dem grossen Barte, ich main Johan von Ophorn heisst er, gelent als für mich. (nämlich Joachim Plessen herzogl. Sekretär).

Lisch, der die letzte Stelle nicht kannte, hatte im Meckl. Jahrbuch Bd. 21 S. 303 Ophorn für einen Maler gehalten.

In den Rechnungsbüchern des Herzogs Ulrich war mir nur eine Ausgabe zu finden möglich, nämlich im Rechnungsjahre 1578/9:

„Bartolomeus Keisern Töbichmachern zur Wismar für 4 Töbiche so m. gn. fr. bekommen auf J. f. Gn. Befehl. durch den jungen Pentzen (einen Hofjunker) zu Güstrow den 22. Augusti (1579) geben an 16 $\frac{1}{2}$ Talern, darunter $\frac{1}{2}$ Taler den Gesellen Trinkgeld.“

Bartholomeus Keiser war Bürger zu Wismar. Das Haus in Wismar, das er (nach gütiger Mitteilung des Herrn Ratsarchivar Dr. Techen zu Wismar) noch 1592 mietweise bewohnte, konnte er 1594 mit Hilfe von Jacob Crivitz käuflich erwerben. Crivitz war ein reicher Lübecker, der sich in Mecklenburg in der Nähe Wismars ansässig gemacht, und der gewiss auch den tüchtigen Gewerbetreibenden sich nutzbar gemacht hatte.

Die Nähe von Grundshagen bei Wismar lässt ebenso die Möglichkeit der Herkunft des Plessenschen Teppichs aus Wismar zu, wie der Umstand, dass Keiser schon 1579 für den Güstrower Hof arbeitete, es erklärlich macht, dass auch der Güstrower Beamte, von dessen Witwe es 1612 heisst, dass sie „in überflüssigem Reichtum und Nahrung sitze“, sich 1594 des Wismarschen Webers bediente. Wie lange nachher Bartolomeus Keiser verstorben ist, ist uns unbekannt; sein gleichnamiger Sohn veräussert das Haus des Vaters im Jahre 1621. Ob er das Kunsthandwerk seines Vaters weiter betrieben hat, wissen wir nicht. Das Wismarsche Stadtarchiv enthält auch über die Tätigkeit des Vaters nichts. Sie ist uns nur aus dem Güstrower Rechnungsbuche bekannt.

Über die anderen in dem Aufsätze berührten Teppiche mich zu äussern, den mit Nr. 1 bezeichneten und sein Gegenstück aus der Zschilleschen Sammlung (Nr. II, oben) und über Nr. IV, das Gegenstück zu dem Mittelbilde des Teppichs von 1594 (Nr. III), dazu fehlt es mir, besonders da ich sie nicht im Original kenne, an jeder Grundlage. Nur auf eins möchte ich hinweisen. Den Darstellungen biblischer Szenen des 16. Jahrhunderts liegen vielfach die Abbildungen der damaligen Bilderbibeln zugrunde. Aber weder auf Behams, noch auf Virgil Solis, noch auf Jost Ammans Darstellungen trifft das in diesem Falle zu. Sollte es nicht derartige Werke aus norddeutschen Druckereien gegeben haben, die hier als Vorbild für kunstgewerbliche Arbeiten gedient haben, wie jene Frankfurter Erzeugnisse in Mittel- und Süddeutschland?

Hermann Grotefeld

2. VIER NEUE ESTHER-TEPPICHE

Die interessante Gruppe der Esther-Teppiche, zu deren Lokalisierung in Vorstehendem ein so wertvoller Beitrag geliefert wird, ist in den letzten Jahren noch um einige Stücke vermehrt worden. Da das bedeutendste in Greifswald zum Vorschein kam, habe ich seine Veröffentlichung zugleich mit dem des übrigen Zuwachses übernommen.

Bei der Ausstellung des Croy-Teppichs in Greifswald¹⁾, die leider nur alle zehn Jahre dieses Prachtstück deutscher Teppichweberei aus seiner Verborgenheit hervorholt, wurde mir im Sommer 1910 ein zweiter kleinerer Teppich bekannt, der gewohnheits-

¹⁾ Vgl. J. Lessing im Jahrbuch der preussischen Kunstsammlungen 1892 S. 196 ff. Der Croy-Teppich, ein Vermächtnis des letzten Nachkommen des pommerschen Herzogshauses, Ernst Bogislav Herzogs von Croy, an die Universität Greifswald, ist 1554 datiert; die Initialen des Verfertigers P. H. sind neuerdings mit Wahrscheinlichkeit als die eines 1551 im Dienste der Herzöge von Stettin tätigen (niederländischen?) Teppichwirkers Peter Heymans nachgewiesen worden. Vgl. M. Wehrmann, Monatsblätter der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde 1910 S. 84.

gemäss zusammen mit dem Croy-Teppich aufbewahrt und bei der „Croy-Feier“ in der Aula der Universität aufgehängt wird. Ich erkannte ihn sofort als zu der von Masner in dieser Zeitschrift zuerst behandelten Teppichgruppe gehörig und sorgte für eine photographische Aufnahme (Tafel X). Man darf ihn im eigentlichen Sinne als Esther-Teppich bezeichnen, da seine erzählenden Darstellungen, anders als in den übrigen Exemplaren der Gattung, ausschliesslich dieser Historie entnommen sind. Wie er in den Besitz der Universität und zu der Verbindung mit dem Croy-Teppich gekommen ist, lässt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Weder in dem Testamente des Herzogs von Croy noch in den älteren Akten der Croy-Feier, soweit sie erhalten sind, wird er erwähnt¹⁾; als erster spricht meines Wissens Th. Pyl von ihm, unter der ungerechtfertigten Bezeichnung: „der kleinere Croy-Teppich“²⁾. Über seine Entstehung aber gibt der Teppich glücklicherweise selbst genügende Auskunft.

Der Greifswalder Esther-Teppich, 337 cm hoch und 253 cm breit, besteht aus drei von einer Bordüre umgebenen Querstreifen. Der mittelste Streifen, 197 cm hoch, enthält die Darstellung Esther vor Ahasver, wie zum Überfluss durch die Inschrift: *Ἔσθηρ ἔ* auf einem Täfelchen festgestellt wird. Der obere Streifen (105 cm) erzählt andere Szenen derselben Geschichte. Wir sehen links den König mit einem vor ihm knieenden Manne, auf den eine gekrönte Frau (Esther) redend hindeutet. Gemeint ist hier jedenfalls die Bestrafung Hamans (Esther 7,6). Den Vermummten, der hinter Haman stehend mit einem Messer, wie es scheint, dem Knieenden ein Haarbüschel abschneidet³⁾, darf man vielleicht als den Henker deuten, dem der Schuldige überantwortet wird (7, 9 ff.). Rechts sehen wir abermals den König, in erschreckter Haltung mit übereinander geschlagenen Armen, so dass ihm das Szepter entfällt, der lebhaften Mitteilung eines barhäuptigen Mannes lauschen. Wir werden darin kaum etwas anderes als die allerdings sehr freie und von der biblischen Erzählung (2, 21—23) ganz abweichende Darstellung erkennen dürfen, wie Mardachai den Anschlag der beiden Kämmerer verrät⁴⁾. Schwer erklärbar bleibt daneben die an sich auffallende Gruppe eines Jünglings in modischer Tracht mit langen, hinterwärts ineinander geschlungenen Hänge-Ärmeln und einer ihn umfassenden Frau, deren lebhafte Bewegung über das Vermögen des Teppichwirkers hinausging und demgemäss arg missraten ist; sie hat u. a. zwei rechte Hände. Man könnte allenfalls an Haman und sein Weib Seres (5,14) denken, doch bleibt die Schwierigkeit, dass Haman hier unbärtig dargestellt ist. Den gemeinsamen Hintergrund dieser Szenen bildet eine Landschaft, in der zwischen Gebäuden und Bäumen der Ausblick auf eine Wasserfläche erscheint. Der unterste Streifen des Teppichs (85 cm) enthält in einer Flachbogenstellung

¹⁾ Vgl. E. Bernheim, Pommersche Jahrbücher XI (1910) S. 195 ff.

²⁾ Th. Pyl, Die Greifswalder Sammlungen, Greifswald 1869, S. 100.

³⁾ J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer I⁴ S. 396: „Für ein Verbrechen geschoren zu werden war entehrende Strafe“.

⁴⁾ Haman und Mardachai vor Ahasver deutet auch bereits Th. Pyl im 41.—44. Jahresbericht d. Rüg. Pomm. Abteilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde 1883 S. 9.



Esther-Teppich der Universität Greifswald

zwei von je einem Herrn und einer Dame gehaltene Wappen. Dazwischen sitzt vor der Mittelsäule eine Frau mit einem Einhorn, dem bekannten Symbol der Keuschheit. Die den ganzen Teppich umschliessende Bordüre ist als flache Hohlkehle charakterisiert, in der ein mit Buketts von Blumen und Blättern, zumeist Weinlaub, sowie mit Trauben und anderem Obste geschmückter Stab ruht.

Die beiden Wappen des Greifswalder Teppichs sind bereits von Th. Pyl a. a. O. als die der Familien Möller (Moller) und Völschow bestimmt worden. Die Völschow¹⁾ waren ein angesehenes Greifswalder Patriziergeschlecht, die Möller eine Stralsunder Ratsfamilie. Eine Tochter des am 1. Sept. 1560 verstorbenen Johann Völschow heiratete den Stralsunder Ratsherrn Georg Möller: es liegt nahe, die Anfertigung unseres Teppichs, mit dem Einhorn zwischen den beiden Familienwappen, mit dieser Hochzeit in Beziehung zu denken. Georg Möller war der älteste Sohn aus zweiter Ehe des in der Stralsundischen Stadtgeschichte bedeutsam hervorgetretenen Bürgermeisters Rolof Möller III. Als sein Geburtsjahr wird von Dinnies und anderen 1524 angegeben; 1556 wurde er Altermann des Gewandhauses, 1562 Ratsherr, 1578 starb er. Da sein Vater aber schon vor dem 3. Dez. 1529 gestorben sein muss — unter diesem Datum ist seine Frau Tilseke Vust bereits als Witwe bezeugt — und ausser Georg noch zwei Söhne und drei Töchter aus zweiter Ehe genannt werden, so wird man die Geburt des Ältesten so weit als möglich zurückzuschieben haben, und da der Bürgermeister noch frühestens 1518 einen Sohn Rolof aus erster Ehe hatte, so ergibt sich für Georg Möller etwa das Geburtsjahr 1521. Seine Hochzeit mit der ihrem Vornamen und ihren Lebensdaten nach leider unbekanntem Tochter Johann Völschows muss 1551 oder 1552 stattgefunden haben. Denn in dem mit letzterem Jahre beginnenden Stralsunder Stadtbuche, ‚darinne allerlei vorschrijvingen der huße, boden, acker, garden, wusten steden, vorfolgunge der underpande, quitantz, vorpandungen und aflosungen etc.‘ ist auf Seite 3 unterm 22. Januar ein Ratsakt eingetragen²⁾, wonach ‚Jürgen Moller ‚borger der stadt Stralßundt‘ anerkennt, von ‚Johann Völtzkowen, radthmanne der stadt Gripeßwoldhe‘ einen Brautschatz von 1000 Gulden empfangen zu haben, ‚item noch 2 gordell (Gürtel) unnd ander bulver (Silber), parlen (Perlen) golth unnd kleydunge, so syne husfrowe tho ehrem lyve drecht, dartho kystenn, kystenngeradhe mit ehrenn thobehorynnngen, unnd eyne halve fryge koste (Hochzeitsmahl), deßgelicken gyfft (Mitgift, wohl in irgend einem speziellerem Sinne) und vorerungen, als thom Szunde gebrücklick is, darahn he (Moller) unnd syne frundhe, eynen güden genogen gedragenn, und bunst all dathjenige, wes he ehm deßhalven thogesecht, vorspraken und gelavet hefft . . .‘ Dieses Anerkenntnis, das wohl kurze Zeit vor oder nach der Hochzeit ausgestellt worden ist, führt zwar unsern Teppich nicht mit auf, lässt aber sonst bei den offenbar recht auskömmlichen

¹⁾ Vgl. A. Voeltzkow u. K. Adam, Die Familien Völschow usw. Anhang zu Baltische Studien N. F. X 1906.

²⁾ Die Mitteilung dieses interessanten Aktenstücks sowie obige Berechnung des Geburtsdatums verdanke ich Herrn Senatspräsidenten a. D. Dr. Fabricius, der die Musse seines Alters so verdienstlicher Weise der Ordnung und Leitung des Stralsunder Stadtarchivs widmet.

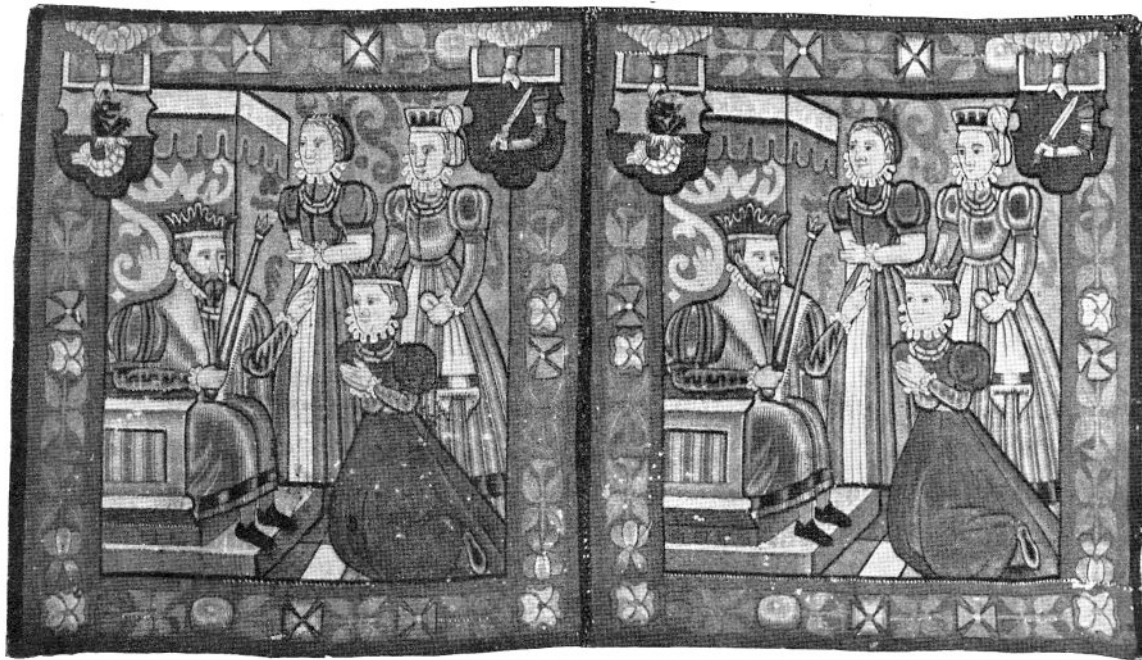
Verhältnissen des jungen Paares den Besitz eines so ansehnlichen Stückes als durchaus glaublich erscheinen. Der Brautvater Johann Völschow war übrigens ein besonderer Freund und Gönner der Greifswalder Universität: „praecipuus fautor omnium eruditorum“, wie er in ihren Annalen heisst — und seine Hausmarke mit den Initialen H. F. findet sich auf den kleinen Universitätszeptern, zu deren Wiederherstellung im Jahre 1547 er mit anderen beisteuerte. Es wäre also denkbar, dass die Universität auch den Besitz des Esther-Teppichs ihm oder seiner Familie verdankt. Jedenfalls ist dieser Teppich erheblich älter, als das Breslauer Stück, und steht zeitlich dem Croy-Teppich nahe. Seine Anfertigung in dem oben von Herrn Geheimrat Dr. Grotfend näher umgrenzten Gebiete bleibt darum nicht weniger möglich; die Hansestädte Stralsund und Greifswald standen natürlich mit den Städten des Bundes im benachbarten Mecklenburg, wie Rostock und Wismar, ständig in engster Beziehung. Und trotz des Zeitunterschiedes von mehr als vierzig Jahren erscheinen der Breslauer und der Greifswalder Teppich einander so nahe verwandt, dass man sie doch wohl als Erzeugnisse derselben Werkstatt oder wenigstens einer fortgesetzten Werkstatt-Tradition ansprechen darf.

Seinem Umfange nach etwas grösser, als das Breslauer Exemplar, teilt der Greifswalder Esther-Teppich mit diesem die Art der Komposition und der Ausführung, übertrifft es aber durch Geschmack und Sorgfalt der Arbeit. Die Darstellung wenigstens der Hauptszene ist nicht ganz so steif und in der Gestalt der Esther selbst nicht ohne ein gewisses Mass von Ausdruck und Anmut. Dazu trägt auch der Umstand bei, dass die Tracht der Frauen noch nicht die völlig hispanisierte des Teppichs von 1594, sondern im wesentlichen noch die mehr malerische italienisch-deutsche mit breitem Federbaret, gepufften Hängeärmeln und gerafftem Oberkleide ist, wie sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts allgemein üblich war. Auch bei den Männern tritt wenigstens das starre spanische Mantelet noch gar nicht, die geschlitzte Pluderhose erst vereinzelt (bei dem Wappenhalter unten rechts) auf, und es findet sich selbst noch der weite, faltig umgeworfene Rückenmantel und der echt deutsche Breitschuh (s. g. Bärenklaue oder Ochsenmaul) des 15. Jahrhunderts.

In technischer Hinsicht teilt unser Teppich mit allen anderen der Zeit, selbst mit einem so umfangreichen Stücke, wie dem Croy-Teppich, die Eigentümlichkeit, dass die Kettfäden wagerecht laufen, was wieder die Anwendung zahlreicher Überfangstiche notwendig machte, die an unserem Exemplare zum Teil plump erneuert sind; einzelne Mottenschäden sind roh nachgestopft. Sonst ist der Erhaltungszustand vortrefflich: alle Farben leuchten noch in ursprünglicher Frische. Zusammengesetzt ist er aus drei (der Breslauer Teppich aus zwei) Stücken, und zwar ist der entsprechende Bordüreteil mit dem Innestück zugleich gewebt, die Aneinanderpassung aber so sorgfältig, dass nur an einer Stelle (rechts oben) das Bordürenmuster gestört erscheint. Die Ausführung der einzelnen Teile ist nicht ganz gleichmässig. Der durch grobe Zeichenfehler (vgl. auch den Mann links) entstellte obere Streifen unterscheidet sich auch dadurch von den beiden anderen, dass die sonst häufig verwendeten Goldfäden (z. B. in Krone, Kette, Haarputz, Ärmeln der

Esther, in Krone, Szepter, Unterärmeln, Unterkleid und Strümpfen des Ahasver, im Behang des Throns u. a.) hier gänzlich fehlen. In der Farbgebung herrscht Blau vor, daneben treten ein in gelb gelichtetes Rot und ein in rosa übergehendes Braun bestimmend auf. Grün und Gelb kommen namentlich im obersten Streifen und in der Bordüre zur Geltung. Bemerkenswert erscheinen die intensiv blauen Augen der Männer in der Estherszene, während die Frauen fast durchweg braune Augen haben. Blau herrscht auch im Haar und Bart des Ahasver vor, wirkt aber in der Entfernung als grauschwarz. Und so treten die mannigfachsten Farbtöne — rosa, gelb, weiss, braun, rot — auch sonst namentlich im Kopf- und Barthaar der Gestalten auf und bewirken eine fast impressionistische Abschattierung, die sich dem in der Kleidung entwickelten Nuancenreichtum als Zeugnis eines gesunden Farbengeschmacks und lebhaften malerischen Empfindens an die Seite stellt. Ein besonderes Prachtstück seiner Farbenkunst hat der Teppichwirker in der ornamentierten Rückwand des Thrones geliefert, die — ohne Anwendung von Gold — durch ein weisses Muster auf hellgelbem Grunde mit zarten Übergängen ins Rötliche eigenartige Leuchtkraft erhalten hat. Im ganzen schlichter ist die Farbgebung des unteren Streifens, doch sorgt der ornamentierte Grund — dunkel- auf hellblau links, hellbraun auf rosa rechts — zusammen mit den kräftigen Tönen der Gewandung (braunschwarz-rosa links, blau-weiss rechts) auch hier für eine lebhafte Wirkung; das Wappenzeichen der Mühle ist braun auf weissem Grunde, der Helm rot; die Wappenjungfrau mit dem Blumenzweige in Händen erscheint hellbraun mit rot schattiert in dunkelbraunem Felde. Die Frau mit dem Einhorn trägt ein rotes Kleid mit gelben Lichtern und braunem Muster. Die Flachbögen dieses Sockelstreifens sind rot mit gelber Einfassung zwischen schwarzen Strichen, die Architektur sonst gewöhnlich braun mit gelber und roter Zeichnung, der Fussboden grün und braun, in gelb und rosa marmoriert. Die vorgebliche Hohlkehle der Bordüre erscheint von aussen nach innen aus gelb zu rot abgeschattiert; der darin ruhende Stab ist gelb. Dieselben Töne herrschen neben blau und grün in dem Blätter- und Fruchtschmuck, und auch hier treten die charakteristischen rosa Lichter hervor.

Da die Entstehung unseres Esther-Teppichs mit der des Croy-Teppichs (1554) zeitlich ungefähr zusammenfällt, erscheint es wohl angebracht, hier noch einige vergleichende Bemerkungen anzufügen, zu denen die Nebeneinanderstellung beider Werke Gelegenheit bot. Wir müssen uns natürlich gegenwärtig halten, dass es sich dort um ein in fürstlichem Auftrage geschaffenes Prunkstück, hier um einen bürgerlichen, wenn wir so sagen dürfen, „Hochzeitsteppich“ handelt. An Qualität der Zeichnung und Ausführung steht demgemäss der Croy-Teppich unzweifelhaft höher. Das Gewebe des Esther-Teppichs hat nicht die gleichmässige Festigkeit und seidenartige Konsistenz, die uns dort entzückt; schon der hier verwendete Wollfaden erscheint derber und ungleichmässiger. Gold ist spärlicher, Silber und farbige Seide gar nicht angewendet. Ein Vergleich der Hände der dargestellten Personen kann die künstlerische Überlegenheit des Croy-Teppichs besonders deutlich machen. Andererseits sind jedoch Haar und Bart auf diesem im ganzen schematischer behandelt, das Haar z. B. ist nur in dunkel- und hellbraun zeichnerisch schattiert,



Esther-Teppich im Museum zu Helsingfors

und zwar bei Männern und Frauen gleichmässig, während wir im Esther-Teppich eine weit lebendigere, farbig-malerische Behandlung dieser Teile fanden. Und so wenig man erwarten darf, hier einer gleich kunstvollen Ausführung zu begegnen, wie sie etwa in den Kostümen der dargestellten Fürstlichkeiten, den grossen Wappen und eleganten Ornamentstreifen mit hineingesetzten Wappenmedaillons zutage tritt, so steht doch die gut komponierte und frisch gezeichnete Blätter- und Fruchtbordüre den entsprechenden Teilen des Croy-Teppichs kaum nach: hier spricht sich ein lebendigeres Formempfinden aus, als in den meist so klobigen Figurendarstellungen unseres Teppichs.

Von geringerer Bedeutung an sich, doch als Zeugnisse der grossen Beliebtheit und weiten Verbreitung der Esther-Teppiche von hohem Interesse sind drei weitere Exemplare der Gattung, die hier noch kurz besprochen werden sollen. Zwei davon — also Nr. VI und VII der ganzen Reihe, wenn wir die stilistisch verwandten beiden Teppiche mit dem Salomonsurteile mitzählen — befinden sich im historischen Museum des Staates in Helsingfors. Einer Mitteilung des Herrn Direktors Dr. K. K. Meinander — der auch die Güte hatte, die photographischen Aufnahmen zu übersenden — entnehmen wir, dass der grössere davon, 300×240 cm im Umfange, aus dem Rathause der Stadt Raumo an der Westküste Finnlands stammt. Er gibt sich ohne weiteres als eine genaue Wiederholung des Breslauer Teppichs von 1594 zu erkennen. Anstelle der Inschrift sind in der Mitte der unteren Bordüre zwei von der gleichen Kartusche umschlossene Wappen angebracht: rechts (heraldisch) in gelbweissem Schilde auf grünem Grase ein nach links schreitender gelber Löwe vor einem grünen Baume; rechts in blauem Schilde ein rotgelber Balken, darin ein nach rechts springender halber Löwe zwischen zwei Sternen, beides gelbweiss. Zwischen den



Esther-Teppich aus dem Kloster zum heiligen Kreuz in Rostock

beiden Schilden finden sich die Buchstaben E. S. (Abb. S. 187.) Die Wappen sind nach Herrn Dr. Meinander weder schwedisch, noch baltisch, noch finnisch, nach Herrn Amtsrichter Schlawe auch nicht etwa schlesisch und wahrscheinlich bürgerlich, wie auch ihre den beiden Wappen des Greifswalder Teppichs ähnliche Fassung zu bestätigen scheint. Möglicherweise haben wir also auch hier einen „Hochzeitsteppich“ vor uns.

Der kleinere Teppich in Helsingfors (VII) stammt aus der Kirche zu Pyhämaa bei Raumo und ist gleich dem eben beschriebenen dort schon im 17. Jahrhundert nachweisbar. (Abb. S. 184.) Bei einer Grösse von 210×120 cm enthält er in sechsmaliger Wiederholung die gleiche, 69×60 cm grosse Darstellung der vor Ahasver knieenden Esther, nur mit zwei dabeistehenden Hofdamen. Die flüchtige und ungeschickte Komposition wird von einer Bordüre umfasst, die, ähnlich wie bei dem Breslauer Teppich I mit dem Salomonsurteile, aus einzelnen Früchten, Blättern und Kreuzen zusammengesetzt ist. In den oberen Ecken jedes Bildfeldes ist ein Wappenschild angebracht, von einer aus Wolken herabreichenden Hand gehalten. Der linke Schild zeigt in blau-gelb quergeteiltem Felde einen Delphin, oben schwarz, unten gelb, der rechte Schild in gelbem Felde einen gepanzerten gekrümmten Arm, der ein Schwert hält. Der Schwertarm ist ein auf pommerschen und mecklenburgischen Wappen häufiges Zeichen; genaue Analogien zu diesem wie zu den übrigen Wappenbildern der beiden Helsingforser Teppiche habe ich aber nicht finden können. Für den grösseren von ihnen darf als sicher gelten, dass er aus der gleichen Werkstatt hervorgegangen ist, wie der Breslauer Teppich von 1594; der kleinere steht dem Breslauer Teppich mit dem Salomonsurteile (I) am nächsten. Übrigens ist bekannt, dass die Handelsstädte des deutschen Ostseegebiets, wie Lübeck, Wismar, Rostock, im XVI. Jahrhundert einen starken Export von Kunsterzeugnissen nach den baltischen Ländern unterhielten.

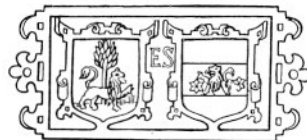
Direkt nach Mecklenburg verweist uns durch seinen Aufbewahrungsort, den er seit Alters kaum gewechselt haben dürfte, nun auch der letzte neuerdings bekannt gewordene Esther-Teppich (VIII): er gehört dem Kloster zum heiligen Kreuz in Rostock und war im Sommer 1911 in der Kunstabteilung der Mecklenburgischen Landesausstellung zu Schwerin (Katalog Nr. 255). Nach Schlie¹⁾ besitzt das Kloster noch einen zweiten grösseren Teppich, der in zwei Streifen die drei Darstellungen der Esther, der Batseba und der Königin von Saba enthält. Das hier (S. 185) nach einer von Herrn Dr. Lesenbergschwerin freundlichst besorgten Aufnahme abgebildete Stück ist im linken unteren Viertel durch Einflicken des entsprechenden Fragments aus einer identischen Darstellung ergänzt, gehörte also wahrscheinlich zu einem nach Art des Helsingforser Teppichs (VII) aus mehrfacher Wiederholung der gleichen Komposition zusammengesetzten Exemplare. Die Darstellung beschränkt sich wie dort auf die Hauptszene, die aber in gänzlich veränderter Fassung erscheint. Sie ist roh und ungeschickt und wird bereits von einer barocken Geschmacksrichtung beherrscht, die vermittelst Zerlegung der farbigen Flächen eine unruhig schillernde Wirkung anstrebt. Doch wird man in Einzelheiten, wie dem Fliesen-

¹⁾ Kunst- und Geschichtsdenkmale im Grossherzogtum Mecklenburg-Schwerin I S. 233 Nr. 54. 55.

muster des Fussbodens und sogar im Arrangement der Bordüre noch immer Anklänge an die ältere Teppichgruppe verspüren.

So bekräftigen die verschiedenartigen Anhaltspunkte, welche die neuen, hier bekannt gemachten Esther-Teppiche uns bezüglich der Zeit und des Orts ihrer Entstehung an die Hand geben, durchaus die von Herrn Geheimrat Grotefend auf archivalischer Grundlage gewonnenen Hinweise auf Mecklenburg, insbesondere Wismar, als Sitz einer kunsthandwerklichen Industrie, deren Tätigkeit während eines halben Jahrhunderts — etwa 1550 bis nach 1594 — nun als gesichert gelten kann. Niederländische Teppichwirker im Dienste der Herzöge von Mecklenburg, zumal des kunstsinnigen Herzogs Ulrich (1527—1603), des Erbauers des Schlosses zu Güstrow¹⁾, und seines älteren Bruders Johann Albrecht (1525 bis 1576) müssen sie begründet, einheimische, in ihrer Lehre grossgezogene Mitarbeiter und Gesellen mögen sie fortgesetzt haben. Die Namen eines Jakob Mundeken und Johann von Ophorn, die sich aus den Urkunden ergeben²⁾, lassen sich allerdings mit erhaltenen Arbeiten vorläufig nicht in Verbindung bringen. Doch wird die unter Führung des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft neu einsetzende Teppichforschung³⁾ der neu erschlossenen Schule von Teppichwirkern in Deutschland ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Max Semrau



Wappen auf dem grösseren Teppiche in Helsingfors

¹⁾ Vgl. W. Lesenberg, Das Schloss zu Güstrow (Greifswalder Dissertation) Schwerin 1911.

²⁾ Dank den Bemühungen des Herrn Dr. Lesenberg kann ich die von Fr. Sarre (Fürstenhof zu Wismar, Berlin 1890, S. 41 s. v. Ophorn) und oben von Grotefend gegebenen Belege noch durch folgende Notizen aus den Schweriner Renterei-Registern und dem Tagebuch des Herzogs Johann Albrecht vermehren:

22. Mai und 20. Okt. 1560 wird der „Deckenmacher zur Wissmar Jakob Mundeken“ genannt.

15. Mai 1560: Stück m. d. heilg. Drei König — Wismar 30 Tal. (Tagebuch Johann Albrechts.)

27. Jan. 1561 „100 Taler dem Tepichmacher von der Wissmar Johann von Ophorn zu voller betzalunge des gewirkten stückes darauf das Jüngste Gerichte gemacht ist.“

22. Febr. 1561 Stück m. d. Crucifix — Ophorn 20 Tal. Anzahlung.

3. April 1561 Stück „mit den vielen Wappen“ — Mundeken 127 Tal.

3. Juli 1561 Stück „mit d. Leiden Christi“ — Ophorn 20 Tal.

10. Jan. 1562 Stück mit dem Cruzifix — Ophorn 80 Tal. Schlusszahlung.

26. Jan. 1562 „10 Tal. dem Tepichmacher Johann von Ophorn zu betzalunge d. gemalten Muster, darnach er zwo Tepich dass Crucifix vnd Jüngste gericht gewirckt hat.“ (Schweriner Renterei-Register.)

9. Juli 1562 Stück „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ — Ophorn 100 Tal. (Tagebuch).

³⁾ Vgl. Erster Bericht über die Arbeiten an den Denkmälern deutscher Kunst, Berlin 1911, S. 74 ff.



Kleinodien der Vereinigten Fleischer-Innung in Breslau

DIE KLEINODIEN DER VEREINIGTEN FLEISCHER- INNUNG VON Breslau

Unsere Stadtverordneten-Versammlung beschloss in der Sitzung vom 20. Januar 1910, dass die Kleinodien der Vereinigten Fleischer-Innung von Breslau zum Preise von 75 000 M. für das Kunstgewerbe-Museum angekauft werden sollten. Damit hat eine Affäre, die vor fünf Jahren mit dem heimlichen Verkaufe des sog. goldenen Ochsens einen leidigen Anfang nahm, einen befriedigenden Abschluss erhalten. Die Stadt Breslau hat bewiesen, dass sie Opfer nicht scheut, um alten, heimischen Kunstbesitz für sich zu sichern. Die Freude über den glücklichen Erfolg wäre ungetrübt, wenn die Fleischer-Innung diese stets bewährte Gesinnung der Stadt schon früher vertrauensvoll begriffen hätte, und wenn in ihrem Schatze noch jener prachtvoll modellierte, steigende Stier prangen würde, mit dem die erfindungsfrohe Goldschmiedekunst der Renaissance ein Trinkgefäß zu einem sprechenden Wahrzeichen des Gewerbes gestaltete. Dass die Innung sich ihrer Altertümer entäussert, entspricht nur dem natürlichen Laufe der Dinge. Die Bedeutung des alten Erbkunstbesitzes wächst überall über den engen Kreis, für den er geschaffen wurde, hinaus und verschiebt sich auf ganz andere, zahlreichere Anteilnehmer, welche die mit dem nicht öffentlichen Besitz verbundene Umständlichkeit in der Nutzniessung dieser Dinge als eine Last empfinden. Gewiss geht mit der fortschreitenden Konzentrierung der Kunstwerke in den Museen viel von dem Blütenstaub ihres Reizes verloren. Man soll sich daher in minder wichtigen Fällen, und wenn keine Gefahr eines heimlichen Verkaufes droht, nicht allzu sehr damit beeilen. Ich habe mehreremal die Überraschung erlebt, dass mir in der schummerigen Hinterstube einer Zunft- oder Gesellenherberge aus der schweren Truhe

nach allerlei Trödel ein bisher ängstlich vor der Öffentlichkeit behütetes, unbekannt gebliebenes Prachtstück herausgelangt wurde, und ich habe mich dabei bei der Empfindung ertappt, dass selbst der nicht mehr geniessende und verstehende, bloss dumpfe Respekt vor dem Erbe der Vergangenheit Anspruch auf Rücksicht erheben darf. Im allgemeinen aber ist kein Teil der Altertümer so sehr ein totes Kapital geworden als derjenige, der sich bei den jetzigen Innungen befindet, schon deshalb, weil diese Körperschaften mit den alten ihres Namens nichts vom Geiste und Wesen gemein haben. Es ist ehrenvoll für die Breslauer Fleischer, dass sie in Zeiten, wo der Verkauf von Zunfaltertümern den Antiquitätenhandel nährte, ihren Besitz festhielten, bis er der letzte grosse seiner Art in Breslau wurde. Nun hat er sich für sie in einen ansehnlichen Notpfennig verwandelt, ohne dass er seine Existenz für sie und die Stadt aufzugeben braucht.

Der Fleischer-Innungs-Schatz ist in einer grossen Vitrine in unserer Zunftstube aufgestellt, die dadurch freilich nur um so enger geworden ist. Wer den vielgerühmten Innungssaal im Märkischen Museum der Stadt Berlin kennt, wird sich vorstellen, was wir erst mit unseren zahlreichen, künstlerisch ungleich wertvolleren Zunfaltertümern in einem Museums-Neubau anfangen könnten und müssten. Selbstverständlich durfte der Fleischer-Schatz nicht in verschiedenen Sälen nach den Materialien aufgeteilt werden; denn gerade in seiner Geschlossenheit ist er eine Sehenswürdigkeit, als ein imposantes Kulturbild aus unserer Stadt und als ein Beispiel für die Zusammensetzung eines deutschen Innungsbesitzes, das in diesem Reichtum kaum noch eine andere Innung und kaum ein anderes Museum bieten kann, nachdem in den letzten Dezennien die meisten Zunftstuben Deutschlands ausgeplündert und ihre Altertümer an Privatsammler und Kunstgewerbemuseen verzettelt worden sind. Hier wurden sie nur als Einzelobjekte behandelt, der emaillierte Willkomm kam in die Gläserammlung, der getriebene Pokal zu den Goldschmiedearbeiten, die Truhe zu den Möbeln. Dabei ging gewöhnlich mit der letzten Erinnerung an die Heimat und die ursprünglichen Besitzer alles verloren, was uns diese an und für sich ganz redelustigen Gegenstände über die Geschichte des Kunstgewerbes und des Geschmacks an ihren Entstehungsorten, was sie aus Orts-, Handwerks- und Familiengeschichte und zum Verständnis ihrer selbst erzählen könnten. Wie bunt gerade die Zunfaltertümer durcheinander gewürfelt wurden, mag man daraus ermessen, dass manche grosse, kunstreiche Stadt Deutschlands, die zu spät ein zahlungsfähiges Museum bekam, darin von dem einheimischen Besitze nichts mehr oder nur die letzten wenig schönen Reste aufweisen kann. Wenn Breslau hier eine besonders glückliche Ausnahme macht, so waren bis jetzt in unseren Sammlungen doch nur Einzelstücke aus den verschiedenen Innungen vorhanden; es fehlte neben den gegenständlichen Reihen der zusammenfassende Einblick in das Leben und die Geschichte wenigstens eines einzigen Gewerbes.

In dem Schatze der Fleischer-Innung rollt sich die Geschichte einer der ältesten, reichsten und einflussreichsten Innungen Breslaus auf. Als im Jahre 1899 die „Vereinigte Fleischer-Innung Breslau“ durch Verschmelzung der vier bis dahin bestehenden Fleischer-Innungen gegründet wurde, brachte jede von diesen — ausgenommen die erst im Jahre

1880 entstandene „Neue Fleischer-Innung“ — ihre Altertümer mit. So zählt der Schatz jetzt ausser einer Truhe, zwei kupfernen Kannen, einem mittelalterlichen Faltschloß, einer Zinnkanne, einer Handklingel, einem sogenannten Traubenpokale und zwei silbernen Bechern nicht weniger als vier gläserne Willkommen, vier Paar silberne Sargschilde und vier jener silbernen Deckelpokale, die für die Ausstattung vornehmer Zunftstuben die Glanzstücke abgaben. Es sind die ersten ihrer Art, die aus Breslau in unsere Sammlungen kommen. In die frühesten Zeiten des Breslauer Innungswesens und vielleicht als sein ältester kunstgewerblicher Zeuge führt ein bronzener Christus romanischen Stiles, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, als er auch schon ein abgenütztes Altertum war, in ein hölzernes Faltschloß eingesetzt wurde und mit diesem ein ledernes Futteral erhielt, auf dem in Reliefpressung neben interessanten figürlichen Szenen sich die Wappen von Schlesien und Böhmen wiederholen. Es ist nicht ganz ausgemacht, ob bei dem Crucifixus die Meister der Innung „unter den alten oder grossen Bänken“, die bereits zunftmässig gegliedert ihren Einzug in die Stadtgründung von 1241/42 hielt, oder die der 1266 gegründeten Innung „unter den neuen oder kleinen Bänken“ ihren Treueid schworen.

Die meisten und besten Gegenstände stammen aus dem 17. Jahrhundert und dem Anfange des 18. Jahrhunderts, so die Gläser, unter denen der obligate Reichsadlerhumpen nicht fehlt, aber ein Apostelwillkomm die erste Stelle einnimmt, das dritte eine Darstellung aus dem Fleischerhandwerk bringt, während das vierte, ein hoher Willkomm mit Diamantritzung und den Figuren der Tapferkeit und Mässigkeit in Lackmalerei, eine gesuchte Spezialität vertritt. Noch vor der Mitte des 17. Jahrhunderts fangen die Breslauer Zünfte an, reichlicher als früher die Goldschmiedekunst zu beschäftigen. Mitten im sogenannten Elend des Dreissigjährigen Krieges beginnen sie damit, die früher gestickten oder neu aus unedlen Metallen gefertigten Sargschilde durch silberne zu ersetzen. Dabei gingen die Altbänker im Jahre 1644 voran, 1648 folgten die Neubänker und schon im Jahre 1710 bestellten sich die ersteren ein neues Paar. Die dritte, im Jahre 1406 gegründete, am wenigsten reiche Innung, die der Geisler oder Ziegenschlächter, scheint es nicht zu silbernen Sargschilden gebracht zu haben. In den Jahren 1690, 1696 und 1710 schaffen sich die drei Innungen statt der unmodern gewordenen Zinnwillkommen reich getriebene Silberpokale an, denen die Gesellen-Brüderschaft der Neubänker noch im Jahre 1791 einen Spätling von vortrefflicher Detailarbeit und interessanter Mischung von Rokoko- und Louis XVI.-Stil anreicht. Selbstverständlich beschliesst die stolze Folge der Silberarbeiten ein trauriger Epilog. Ihn bildet ein unverantwortlich schlechtes Sargschildpaar vom Jahre 1793, das uns ein tief gesunkenes Geschmacks- und Bildungsniveau der Besteller und damit das Ende eines jahrhundertelangen, rühmlichen Mitschaffens der Zünfte im deutschen Kunstgewerbe vor Augen führt. Bei den Pokalen sind noch alle die goldenen und silbernen Münzen, Medaillen, die getriebenen oder gravierten Schildchen vorhanden, mit denen sie Generationen von Meistern bis fast in die Gegenwart bei denkwürdigen Gelegenheiten zärtlich und liebevoll wie eine schöne Frau behängten, so dass die kunstvolle Arbeit darunter wie unter einem dichten Mantel verschwindet. Wir haben nur einige davon

an zwei Pokalen gelassen, um die originelle, wohlberechnete Wirkung dieser Behänge zu zeigen. Alle anderen sind vor jedem Pokale ausgelegt und lohnen die Betrachtung durch bedeutende Einzelstücke und als unterhaltendes Kapitel aus der Geschichte der Stile und des Geschmackes. Man wird zum Beispiel mit Verwunderung sehen, wie die getriebenen Anhänger am Pokal von 1791 bis in das zweite Dezennium des 19. Jahrhunderts die Rokokoform beibehalten.

Alle diese Leder-, Zinn-, Kupfer-, Glas- und Goldschmiedearbeiten sind, mit Ausnahme einer Tischglocke und eines Nürnberger Traubenpokales, Erzeugnisse des schlesischen, speziell des Breslauer Kunsthandwerkes und Dokumente für dessen Geschichte. Das gilt besonders von den Goldschmiedearbeiten. Die Goldschmiede unserer Stadt hatten, ausser für die Fürstbischöfe von Breslau, für keinen Hof und keine grossen Herren zu arbeiten, und so leisten sie ihr Bestes für bürgerliche Auftraggeber, für die reichen Korporationen. Man muss den Fleischern lassen, dass sie sich mit ihren Aufträgen meistens an die richtige Adresse wandten. Hans Späth, Elias Grische, Gottfried Heyner, Tobias Plackwitz zählten in ihren Generationen zu den hervorragendsten Meistern ihres Faches in Breslau. Mit den Sargschilden von 1644, 1648 und 1710, besonders aber in den zwei Pokalen von 1690 und 1696 erreicht die profane Goldschmiedekunst der Barockzeit in Breslau einen Höhepunkt, dem nichts an die Seite gestellt werden kann, was sich in unserem Museum oder sonstwo von Goldschmiedearbeiten unserer Stadt erhalten hat, und mit ihnen darf sie für sich den Ruhm beanspruchen, als ebenbürtig mit der Augsburger und Nürnberger Goldschmiedekunst genannt zu werden. Die ganze Sorgfalt, die die Stadt Breslau seit dem Jahre 1899 aufgewendet hat, um in ihrem Kunstgewerbemuseum die Zeugen ihrer künstlerischen Kultur zu sammeln, wäre ein nutzloses, unvollständiges Stück Arbeit, würde man nicht heute, nachdem die Gleichgültigkeit früherer Zeiten uns fast in den Ruf einer kunstarmen Stadt gebracht hat, mit aller Energie das festhalten, was wir Fremden nicht mit der Bitte um Nachsicht, sondern mit berechtigtem Stolz und unserem eigenen Handwerkerstande zur Nacheiferung als Höchstleistungen des alten Breslauer Kunstfleisses zeigen dürfen.

Vielfache Rücksichten verankern die Kleinodien der Fleischer-Innung in unserer Stadt. So war ihre Erwerbung für unser Museum geboten, wenn der Magistrat als Aufsichtsbehörde der Innung dieser nicht die Genehmigung erteilen wollte, die Gegenstände nach auswärts zu verhöckern. Stadtverwaltung und Museum müssen wünschen, dass eine solche Zwangslage sich nicht oft wiederholen möge. Denn in die Freude über die Erwerbung mischt sich als Wermutstropfen die Erwägung, dass man für das viele Geld den Kunstbesitz unserer Stadt von auswärts hätte vermehren können, anstatt dasjenige kaufen zu müssen, was wir seit Jahrhunderten besaßen.

Es war nicht möglich, im folgenden Verzeichnisse die Gegenstände nach den drei Ursprungs-Innungen zu ordnen. Denn bei mehreren, Nr. 2, 3, 4 und 17 versagen die Mittel zur Bestimmung. Übernahme-Verzeichnisse aus dem Jahre 1899, wo die Vereinigte Fleischer-Innung gegründet wurde, sollen bei dieser nicht vorhanden sein. Eine ganze

Anzahl der Gegenstände bekundet durch Inschriften, für welche Innung sie gefertigt wurden; bei einigen, die nur die Namen von Meistern nennen, liessen sich diese aus dem *Catalogus civium* oder den Bürgerbüchern der Stadt feststellen. Das hat uns zum Beispiel geholfen, eine Angabe der Fleischer-Innung über die Herkunft der Sargschilde Nr. 6 als irrig zu erweisen. Den Besitz der Innung unter den alten Bänken zählt E. v. Czihak im V. Bande von Schlesiens Vorzeit S. 66—69 auf. Aber vielleicht hat er noch mehr Stücke als die Sargschilde Nr. 5 und die Zinnkanne Nr. 15 nicht zu Gesicht bekommen. Unter den Anhängern an den Pokalen Nr. 11 bis 14 haben die Fleischer noch zu guterletzt Unordnung angestiftet, indem sie sie von den Pokalen abnahmen und die wertvollsten auf Tafeln befestigten, um sie für ihre verschiedenen Verkaufsunterhandlungen besser zur Geltung zu bringen. Nun ist auch dieser Schaden mit einiger Geduld wieder gut gemacht. Eine alte Photographie gestattete die Identifizierung der Anhänger an dem Pokale der Altbänker. Damit sonderten sich die Schildchen, Medaillen und Münzen des Pokales der Neubänker von denen an den Pokalen von 1710 und 1791 ab, die sich nach ihrem stilistischen Charakter und nach ihren Inschriften trennen liessen.

1. Zunftlade der Fleischer-Innung Neue Bänke, Eichenholz, gegliedert durch schwarz gefärbte Profilleisten und Nussbaum- und Ahornfourniere. Auf der Vorderseite in Einlegearbeit das Breslauer Stadtwappen und zwei Greifen mit geschulterten Schwertern. Neben dem Wappen die Stifterinschrift „Herr Peter Pohl hat der Zunft zu Ehren diese Lade zum Gedechnus verehren 1680“ und die Namen der damaligen Zunftältesten der Neubänker: Ludwig Hanfstengel, George Springstern, Johann Pohl, Philipp Weigel, Johannes Albrecht und Peter Pohl. Am Sockel und oben unterhalb des Deckels schwarz aufgemalte Bibelsprüche. Auf dem Deckel eine Kastenverdoppelung, deren Schiebedeckel mit Intarsien verziert ist. An den Seiten Eisenhandhaben mit Resten von Vergoldung.
2. Eidtafel in Form eines hölzernen Triptychons. Auf der Vorderseite ist eine romanische Christusfigur eingelassen. Die Innenseiten der Klapptafeln sind mit weissem Papier beklebt, ehemals waren sie mit schwarz gefärbtem Wachs zum Einritzen von Schrift gefüllt. Zwischen den Tafeln liegt ein loses Papierblatt aus dem Ende des 17. oder dem Anfang des 18. Jahrhunderts, mit der Eidesformel für die neuen Meister oder Zunftältesten: „Ich Gelobe und Schwere zu Gott, vermittels Eines Eyd, das ich der Eltesten Ihre Heimlichkeiten nicht endecken wil, auch bey allen vorkömenden Mittels Strittikeiten Keine Perlon anfehen, Es sey nun Freund oder Feind, sondern einen Jewede zu seinen recht verheffen und Jeder Zeit die Wohlfahrt der gantzen Zunfft zu befördern helffen, so war mir Gott helff, und sein heiliges Wort: Ammen.“ Höhe 18,7 cm.
3. Etui mit Stülpedeckel aus dunkelbraunem Rindsleder, für die Eidtafel. Auf Vorder- und Rückseite je vier mit Stempeln eingeklopfte Reliefbilder. Die Bilder sind bis auf eins von Schriftbändern eingerahmt und durch eingepünzte unregelmässige kleine Rautenmuster mit punktiertem Grunde getrennt; in gleicher Technik sind auf den Schmalseiten kleine Rautenfelder mit heraldischen Lilien angebracht.

Auf der ersten Seite links oben: Zwei Darstellungen aus der Geschichte des Simson; oben ein Baum, unter ihm links Simson auf einem Knie mit Schwert in der Hand, rechts ein aufgerichteter Löwe; darunter in einem Kreise Simson auf dem Löwen, den er am Rachen fasst. Umschrift: ✠ HER·SAMSON·MIT·...·DES·SAIT·IM·SIN·IVNC·VROWE·DALE· (Dalila). Rechts oben: König David mit der Harfe in gotischer Umrahmung. Umschrift: ✠ HER·DAVID·DI·ROTTE (Harfe) RVRTE·DES·LO·... Links unten: Schild mit böhmischem Löwen, darüber Topfhelm mit halbem Flug; in den Zwischenräumen Ranken. Umschrift: ✠ EZ·WZNHIT·IM·DI·GVTE·✠DI·IM·WONIT·IN·DEMVTE. Rechts unten: Schild mit schlesischem Adler, darüber Büffelhörner; in den Zwischenräumen Ranken. Umschrift: ✠ WER·DI·TAFIL·BI·IM·TRIT·DEN·VORMIDE·SORGE·VN·LEIT. (1327/35 kommt Schlesien an Böhmen, daher die Zusammenstellung des schlesischen Adlers mit dem böhmischen Löwen.)

Auf der zweiten Seite links oben: Hochrechteck, in zwei Teile gegliedert; im oberen kämpft Simson mit Schwert und Schild gegen den Löwen, dazwischen eine Blattstaude; darunter ein Rundmedaillon mit Simson hinter dem Löwen, dem er in den Rachen fasst. Ohne Umschrift. Rechts oben: Unter einem Baume stehen eine männliche und eine gekrönte weibliche Figur. Umschrift: ✠ EYN·IVNC·VROW·OBIR·WANT·HERN·SAMSON·...·BANT. Links unten: Bild und Umschrift wie auf der ersten Seite links unten. Rechts unten: Schräg gelegter Schild mit dem schlesischen Adler, darüber Topfhelm mit zwei Federbüschen.



Vorder- und Rückseite des Lederetuis für die Eidtafel (Nr. 3)



Sargschild der Altbänker (Nr. 5).

Vergoldung und Treibarbeit. Datiert 1644. Die auf den Schilden angebrachten Initialen MNB, AH, BW, HR, CN und GS, die jedenfalls die Namensinitialen der damaligen Zunftältesten sind, haben sich bis jetzt nicht mit Sicherheit deuten lassen. Arbeit des Breslauer Goldschmieds Hans Späth. Siehe Abbildung links oben.

6. Sargschilde der Fleischer-Innung Neue Bänke, ein Paar aus Silber mit teilweiser Vergoldung und Treibarbeit. Mit den Namen der Zunftältesten der Neubänker Gregorius Polcke, Jacob Brickner, Zacharias Vlich, Daniel Miemel, Thomas Runge, Ludewig Hanfstengl und der Jahreszahl 1648. Arbeit des Breslauer Goldschmieds Hans Späth.



Sargschild der Neubänker (Nr. 6)

Umschrift wie auf der ersten Seite rechts unten. Höhe 19 cm. Breite 13,5 cm. Breslau 2. Drittel des 14. Jahrh. Siehe Abbildung S. 193.

4. Tischglocke, Bronze, mit Darstellung der Verkündigung, einer Blumenvase, Engelsköpfchen, hängenden Ornamenten, den Buchstaben AGP und der Inschrift ME FECIT IOHANNES AFINE Ao 1555 in Reliefguss. — Über Johannes Afine siehe Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler I S. 109, wo von dem Meister eine aus demselben Jahre stammende Glocke im Schloss Brugny bei Epernay erwähnt ist.

5. Sargschilde der Fleischer-Innung Alte Bänke, ein Paar aus Silber mit teilweiser

Vergoldung und Treibarbeit. Datiert 1644. Die auf den Schilden angebrachten Initialen MNB, AH, BW, HR, CN und GS, die jedenfalls die Namensinitialen der damaligen Zunftältesten sind, haben sich bis jetzt nicht mit Sicherheit deuten lassen. Arbeit des Breslauer Goldschmieds Hans Späth. Siehe Abbildung links oben.

7. Sargschilde der Fleischer-Innung Alte Bänke, ein Paar aus Silber mit wenig Vergoldung und durchbrochener Treibarbeit. Das Mittelloval mit getriebenem Ochsen

umgeben zwischen Rankenwerk zwei Flügel-
figuren, die das Breslauer Wappen halten,
Chronos und Tod. — Laut Inschrift hat die
Zunft der Fleischhacker unter den Alten
Bänken 1710 die Schilde machen lassen;
Älteste waren damals Andreas Plieschke,
Heinrich Böhm, Martin Hölman, Mathias
Gürschner, George Büttner und Johann
George Borisch. Arbeit des Breslauer Gold-
schmieds Tobias Plackwitz. Siehe die
nebenstehende Abbildung.



Sargschild der Altbänker (Nr. 7)

8. Sargschilde der Brüderschaft der Fleisch-
hauer unter den Neuen Bänken, ver-
silbert, mit Osterlamm, Figuren des Glau-
bens und der Hoffnung, Fleischergeräten
und Girlanden in höchst minderwertiger
Treiarbeit. Laut Inschrift am 29. Januar
1793 von C. G. Hönsch verfertigt.
9. Traubenpokal, Silber vergoldet, laut
Inschrift von Maria Kamberin (= Kamperin) geb. Demuttin verehrt. Arbeit des Nürn-
berger Goldschmieds Franz Vischer, 1. Hälfte 17. Jahrh. Aus dem Besitze der Fleischer-
Innung Alte Bänke.
10. Becher, ein Paar, Silber, mit konischem Mantel. Graviert mit zwei gegeneinander
rennenden Ochsen, Fleischergeräten und den Inschriften: ALLE MEIN ANFANG ZV
DIESER FRIST GESHE IM NAHMEN IHESV CHRIST. ALLE DIE MICH KENNEN GEB IHNEN
GOTT MEHR ALS SIE MIR GÖNNEN. VOR DIE FALSCHEN ZVNGEN IST KEIN ARTZNEI
OHNE NACHREDE NIEMAND SIECHER SEI. ABER DAS VNGEGAENTE BRODT SEGNET
DOCH DER LIEBE GOTT. MISGVNST VND NEIDT SCHADET NICT ALZEIT. SIMONIS
KAMPER ANNO 1660, auf dem zweiten Becher 1663. Arbeit des Breslauer Goldschmieds
Hans Koerber. Höhe 9,5 cm. Aus dem Besitze der Fleischer-Innung Alte Bänke.
11. Willkomm der Fleischer-Innung Neue Bänke, aus Silber getrieben. Datiert 1690.
Abgebildet und eingehend beschrieben bei Hintze und Masner, Goldschmiedearbeiten
Schlesiens, Breslau 1911, Taf. XLII und Text S. 26 f. Arbeit des Breslauer Gold-
schmieds Elias Grische. Höhe 37,2 cm. Siehe Abbildung S. 196. Zu dem Pokale
gehören ein Lederetui und folgende Anhänger:
 1. Anhänger, vergoldet, ovale Scheibe, eingefasst mit plastischem Blätterkranz, vorn belegt mit Opfer
Abrahams in Relief. Graviert mit der Inschrift: Das Fleischer Handwerck ist ja billich hoch zuachten
Weil felbt GoTT Abraham sein'n Sohn befahl zu schlachten. 1691 Verehreten dieses Die Herren
Elteften George Springfthern, Hanß Albrecht, Andreas Rieger, Samuel Brickner, Christian Riemer.
 2. Gelegenheitsmedaille „Herr theile Deinen Segen“ usw. (Friedensburg u. Seger Nr. 5039). Daran
hängt ein ovales Schildchen, graviert mit Wappen des G. E. B. 1693 und der Inschrift Caspar Hertwich
bey diefem löbl. Mittel gewordener Eltefter 1692.



Willkomm der Neubänker (Nr. 11)

3. Anhänger, vergoldet, oval, eingefasst mit gekerbtem Reif, graviert mit Ochsenkopf, zwei Beilen und einem Knochen; rückseitig die Inschrift: Difes Jahr Eltesten Samuel Brickner, Heinrich Vogel, Calpar Herdwich, Fridrich Springftern, Hans Zigenbalck, Hans Fficher. 1698.
4. Salvortaler der Königin Christine von Schweden, vergoldet, von 1643. Gestiftet von B. T. H. 1698.
5. Medaille auf Kaiser Matthias und die Kaiserin Anna, von 1612; Arbeit des Christian Maler. Daran hängt ein Schildchen, graviert mit Emblemen des Fleisergewerbes und Inschrift Johann Daniel Tiendel 1754.
6. Taler des Georg Ludwig von Braunschweig, von 1708. Daran ein Schildchen mit einem Ochsen und Stifterinitialen J. D. W. 1790.
7. Taler der Grafen von Stolberg Christoph Friedrich und Jost Christian, von 1705. Daran hängt ein ovaler Anhänger mit der eingepunzten Inschrift FRIDRICH. WILHELM. ROERICH. 1. 7. 9. 2.
8. Goldmedaille mit Gesetzestafeln und drei Bäumen; mit Kränzelfassung. Gewidmet von C. G. Sauer 1796.
9. Taler des Friedrich August von Sachsen, von 1767. Daran ein runder Anhänger mit Osterlamm. Gestiftet von E. C. G. Schön 1799.
10. Anhänger, hochovale Kapsel aus Kupfer mit der gravierten Inschrift: Bey dem Anfange eines neuen Jahrhunderts widmen gerührt und mit guten Wünschen die Fleischhauer Aeltesten neuer Baenke dieses den Nachkomen zum Denkmahl Ao. 1801. Nahmen der Aeltesten Gottf: Lifsche. Sebast: Heydolff. Joh: Georg Lifsche. Fried: Schmidt. Dan: Taetzel. Gottl. Schindler.
11. Taufmedaille von Jachtmann. Gestiftet von F. Mäckel d. 16. Feb: 1834.
12. Medaille auf die goldene Hochzeit des Herzogs Carl Christian Erdmann von Oels im Jahre 1791. Daran hängen ein Herzschild mit der Aufschrift „Gewidmet der Brüderschaft Robert Kathe d. 10. Januar 1845. Sein Lehrmeister August Traugott Kathe“ und die Figur eines laufenden Ebers.
13. Anhänger, oval, eingefasst von einem Früchtekranz und dem Breslauer Stadtwappen in Relief, graviert mit Widmung der Fleischer-Innung Neue Bänke vom 1. April 1895.
14. Taler des Christian von Sachsen, von 1586. Gestiftet von A E.
15. Medaille auf Sigismund III. von Polen, 1595, vergoldet, in reicher Renaissancefassung.
16. Halber Taler Christians I. von Sachsen und seiner Brüder Johann Georg und August, von 1599.
17. Breslauer Schulpriämien-Medaille mit Stadtansicht von Breslau (Friedensburg u. Seger Nr. 3521); datiert 1654.
18. Ungarischer Leopoldstaler von 1696; mit Kränzelfassung.

19. Doppelter Lammdukat, Nürnberg 1700.
 20. 24 Mariengroschen des August Wilhelm von Braunschweig, von 1717.
 21. Gelegenheitsmedaille „Drei schöne Dinge“ und „Drei gute Regeln“ (Friedensburg u. Seger Nr. 5054). Gestiftet von A. G. L. Daran hängt ein vollplastisch gegossenes Lamm.
 22. Schwabacher Gulden Friedrich Wilhelms II. von Preussen, von 1792.
12. Willkomm der Fleischer-Innung Alte Bänke, aus Silber getrieben. Von 1696. Abgebildet und eingehend beschrieben bei E. v. Czihak in Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift V S. 66—69 mit Taf. III, IV, und bei Hintze und Masner, Goldschmiedearbeiten Schlesiens, Taf. XLIII und Text S. 26 f. Arbeit des Breslauer Goldschmieds Gottfried Heyner. Höhe 42 cm. Siehe die nebenstehende Abbildung. Zu dem Pokale gehören ein Lederetui und folgende Anhänger, die zum Teile von einem älteren Willkomm herrühren:

1. Anhänger, vergoldet, konturierter Schild mit gravierten Bierkegeln und der eingepunzten Inschrift: MARIA · SCHMIDEN · EINER · ERBARN · ZECH · DIS · KLEIN · SCHILDLEIN · ICH · SCHENCK · GOTT · VND · MEIN · DAR · BEI · ZV · GEDENCKEN · OB · SOLCHS · IST · GERING · VND · KLEIN · SOL · ES · DOCH · AN · DIESEN · WILKOM · ZV · EHREN · GEHENCKET · SEIN · WIL · IEMAND · SOLCHS · MERN · KANS · VOR · MIR · AVCH · TVN · ZV · EHRN · · WIR · HABEN · EINEN · GOTT · DER · DA · HILFFT · VND · DEN · HERRN · HERRN · DER · VOM · TODE · ER · RETTET · ANNO · 1634 · DEN · 15 · IVLIVS.
2. Anhänger, vergoldete quadratische Platte mit der gravierten Inschrift: WEN EIN WEISER MAN WIRD IT IHN DIE ACHT GETHAN DER GLICK VNDT VNGLUCK VORDRAGEN KAN ER HOFFE VND ERWARDE DER ZEID ES SEI NACH GLICK DARHINDER · MIT MIHE VND VNRV BRIN ICH MEIN ZEIDT ZV IST WVNDER EINEHR BIN ICH EIN HERR IST WENIK VIEL SO HABE ICH WAS DER LIEBE GOTT HABEN WIL HANS BAVMGARTEN 1636.
3. Anhänger, vergoldet, konturierter Schild mit gravierten Fleischergeräten und der eingepunzten Inschrift: SIHE · WIE · FEIN · VND · LÖBLICH · IST · ES · WEN · BRÖDER · EINS · SIND · VND · DIE · NACHBARN · SL · · MVSICA · CHRIS · KHYN · HAT · DIESEN · WILKOMMEN · MACHEN · LASSEN · AO · 1625 · DIESEN · SCHILDT · ZVM · GEDECHTNIS · AO · 1638.
4. Anhänger, vergoldet, konturierter Schild, mit gravierten Fleischergeräten und der eingepunzten Inschrift: SICH · LIEB · HABEN · VND · MAN · VND · WEIB · SICH · MIT · EINANDER · WOL · BEGENEN · VND · DIE · NACHBARN · · ALLES · NACH · GOTTES · WILLEN · F · ANNA · H · CHRISTOPH · KHVNES · HAVS · FRAV · HAT · DIESEN · SCHILDT · IHR · VND · IHREN ·



Willkomm der Altbänker (Nr. 12)

SOHNE · THOMAS · BEEREN · ZVM · GEDACHTNIS · AN · DIESEN · WILKOMEN · HANGEN · LASSEN · AO · 1638.

5. Medaille mit Johannes dem Täufer und Ansicht von Breslau. Von Hans Ziesler, Breslau 1629 (Friedensburg u. Seger Nr. 4080). Daran ein Anhänger mit Inschrift: GEORGI ZEBERER V · WIEN · 1653.
 6. Fünfdukatenstück Johannis III. von Schweden. (Gestiftet 1696.)
 7. Medaille, vergoldet, mit Gott Vater und der heil. Dreifaltigkeit. Daran ein vergoldetes Schildchen mit der gravierten Inschrift MARTIN HÖLMAN 1696 und dem Meisterstempel des Breslauer Goldschmieds Christian Mentzel d. ä.
 8. Doppeldukat Ferdinands III., Breslau 1649 (Friedensburg u. Seger Nr. 339). Daran ein sechseckiges Schildchen mit der gravierten Inschrift: 1697 Hirfchberger Gedächtnuß Wegen aufrichtung und mittheilung der Gefellen Artickel.
 9. Doppeldukat Leopolds I., Breslau 1661 (Friedensburg u. Seger Nr. 414). Daran ein rhombischer Anhänger mit Aufschrift: Mattias Gierfchner Fleifcher. Ao. 1670 Wardt ich Meiffter, Ao. 1697 Wardt ich Elfter.
 10. Breslauer Doppeldukat von 1685. Daran eine 3 Talerklippe der schlesischen Stände von 1621, rückseitig mit der Inschrift graviert: Ao. 1657 ward Meister George Bütner und Eltifter ao. 1700.
 11. Medaille mit Taufe Christi und Christus als Kinderfreund. Daran eine Breslauer Dukatenklippe von 1617 und ein kleiner vergoldeter Anhänger mit der gravierten Inschrift: Hr. Johann David Buße Gebürtig von Dreßden ward Meiffter ao. 1686 d. 1. Apr. und Eltelter ao: 1711 d. 14. April.
 12. Breslauer Doppeldukat von 1617 (Friedensburg u. Seger Nr. 3466). Daran ein viereckiges Schildchen mit der Inschrift: George Krauße Eltister worden A. 1712.
 13. Goldmedaille auf das Reformationsjubiläum im Jahre 1717 mit zwei allegorischen Darstellungen. Daran zwei Schildchen mit den Inschriften: Hans George Borsch ward Elteter Anno 1702 den 11. September. Jonas Raniß wardt Meister 1688, Elteter 1713.
 14. Goldmedaille auf Leopold I. Gestiftet von J. E. S. 1789.
 15. Ungarischer Taler Leopolds I. von 1698. Daran ein langovaler Anhänger, graviert mit Osterlamm und C. F. Kallesky 1817.
 16. Medaille, vergoldet, mit Hand und Buch, rückseitig mit Hand auf Herz schreibend. Daran ein vergoldetes Schildchen mit der gravierten Inschrift: Titt. Hr. Johann Heinr: Riemer als Beysitzer eines löblichen Mittels der Fleischhacker unter den Alten Bäncken Verehrete Diefes.
 17. Medaille auf Nürnberg mit Allegorien und sieben Geschlechterwappen; von Valentin Maler, Nürnberg 1600. Gestiftet von G. F. M.
 18. Medaille auf Leopold I. von J. Buchheim (Friedensburg u. Seger Nr. 4097).
 19. Medaille auf die Krönung Josephs I. von 1690.
13. Willkomm der Innung der Geislerfleischer, aus Silber getrieben und wie die beiden vorhergehenden Pokale mit reicher horizontaler Gliederung des Fusses, Schaftes, Bechers und Deckels. Auf der Wölbung des von einer römischen Kriegerfigur bekrönten, breitrandigen Deckels und am oberen Rande des Bechers je drei langovale Felder mit figürlicher Staffage in Landschaften. Auf dem zylindrischen Mittelgliede des Bechers drei Rundmedaillons mit antikisierenden Köpfen. Die übrigen Teile des Willkommens bedeckt zierliches, mit Frucht- und Blumenbündeln verbundenes Akanthuslaubwerk. Unter dem Fusse eine Scheibe mit gravierter allegorischer Darstellung „Fiat Lux“. Im Deckel eine grosse Scheibe mit der Inschrift: H: ELTESTEN DER FLEISCHER UNTER DEN GEISLERN He. CHRISTOPH NALLER, He. CHRISTOPH MISLITZ, He. CASPAR HEYLMAN, He. CHRISTOPH TIENEL, He. DANIEL IAENISCH, He. DANIEL PIETSH ANNO 1710. Arbeit des Breslauer Goldschmieds Christian Heintze. Höhe 41 cm. Siehe Abbildung S. 199. Zu dem Pokale gehören folgende Anhänger:

1. Anhänger, oval, mit Widmungsinschrift: Anno 1710 der löblichen Zunfft zum andencken Verehrte dieses Caspar Heilman, der Ao. 1675 Zum Meister geworden undt Ao. 1700 Zum Elstester Ambt beruffen worden; umrahmt von getriebenen Akanthusranken und Früchtewerk. Arbeit des Breslauer Goldschmieds Christoph Müller.
2. Anhänger mit Widmungsinschrift des Handelsmannes David Höne an die Fleischerzunft der Geisler vom 14. März 1712, umrahmt von getriebenem Laub- und Bandelwerkdekor.
3. Schild mit der gravierten Inschrift: Johann Pietfch mein Gros-Vater ward Zu einem Eltesten beruffen. George Pietfch meinen Vater den hats auch betroffen. Johann Pietfch mein Bruder ward Eltelter und ist getorben. Anno 1711 bin ich Daniel Pietfch auch Eltelter worden und Verehret folches der löbl: Zunfft derer Fleischer unter den Geißlern allhier in Breslaw Zum Gedächtnüs Anno 1714. Ich befehle dir nun Gott alle meine Sachen, du wollest ein Gewüntfchten anfang und Ende machen. O Großer Gott, du haft mich und die meinigen in der Welt recht wunderbarlich geführet, doch hab ich deine Allmacht, Gütt und Treie viel Tauffend mahl gespühret.
4. Anhänger, oval, graviert mit der Inschrift: Der Mensch laß alles nur den Höchsten selber Rathen, Denn GOTT der Menschen schuf, der schafft auch wohl Ducaten. Ao. 1716. Di. 2. Marty bin ich Daniel Fleck Elfter worden. Am Rande barockes Blatt- und Blumenwerk in getriebener Arbeit.
5. Anhänger mit Widmungsinschrift des Zeschreibers Daniel Gutsher von 1721 in Umrahmung von Laub- und Bandelwerk. Arbeit des Stephan Christian Luttroth in Breslau.
6. Anhänger, oval, graviert mit Ochsenkopf, gekreuzten Beilen und H. A. L. 1722, am Rande ziselierte Akanthusranken und zwei Herzen.
7. Anhänger, graviert mit Gegenständen des Destillateurgewerbes und der Inschrift: Martin Mehwaldt 1736 Zum Gutten Andencken; umrahmt von Bandelwerk.
8. Medaille auf die Hoffnung besserer Zeiten (Friedensburg u. Seger Nr. 4188). Gestiftet von J. F. W. 1743.
9. Anhänger mit Widmungsinschrift des Johann George Weigel vom 24. Februar 1744, umrahmt von Ornamenten des späten Laub- und Bandelwerkstiles. Daran hängt an drei Kettchen die Figur eines Ochsen.
10. Anhänger, oval, in der Mitte ein Lamm, Fleischergeräte und Inschrift Johann Gottlieb Bochmann 1745, am Rande ziseliertes Bandelwerkornament.
11. Anhänger, graviert mit Ochsenkopf, Fleischergeräten und Inschrift George Frider . . (Zuname weggeschnitten) 1747.



Willkomm der Geislerfleischer (Nr. 13)

12. Anhänger mit Darstellung des Schlachtens eines Ochsen und der gravierten Widmunginschrift des Johann Christian Fleck von 1755, umrahmt von Rokoko-Ornamenten. Daran hängt an Kettchen ein Ochsenkopf.
13. Medaille auf die Befreiung Wiens von der Pest. Gestiftet von D. G. 1756.
14. Anhänger mit Osterlamm, Fleischergeräten und Rokoko-Ornamenten. Gestiftet von Daniel Illing 1762.
15. Anhänger gleich dem vorhergehenden. Gestiftet von Johann George Opitz 1762.
16. Anhänger mit Ochsenkopf und Geräten des Fleisergewerbes, umrahmt von Rokokomuscheln. Gestiftet von E G S den 19 April 1780.
17. Anhänger mit Ochsenkopf und Geräten des Fleisergewerbes, umrahmt von Rokokovoluten. Gestiftet von G. J. S. 1782.
18. Anhänger mit Osterlamm und Geräten des Fleisergewerbes, umrahmt von Rokoko-Ornamenten. Gestiftet von J. G. Heym 1789. Daran hängt an Kettchen eine Medaille auf das Auffliegen des Pulverturmes in Breslau im Jahre 1749 (Friedensburg u. Seger Nr. 4337).
19. Anhänger mit getriebenen Rokoko-Ornamenten, Ochsenkopf, zwei Fleischerbeilen und der gravierten Inschrift J. T. Werner 1795.
20. Allegorische Medaille „Ich bin Dein Schild“ (Friedensburg u. Seger Nr. 5053). Gestiftet von A. W. Vogel 1819.
21. Medaille auf Zeit und Freundschaft, daran als Anhänger ein Engelskopf und ein Herz mit den Inschriften: Durch Christoph Weigelt als Lehrmeister zum Andenken der Bruderschaft geweiht von Traugott Ende d: 13. Febr. 1826. Es leben die Brüder und ich, Ein treuer Freund sorgte für mich.
22. Anhänger in Form einer flachen runden Kapsel, belegt mit Osterlamm. Gestiftet von Theodor Louis Berthold Lehmann, Breslau den 20. Februar 1831.
23. Medaille auf die Hoffnung besserer Zeiten (Friedensburg u. Seger Nr. 4188). Daran als Anhänger ein Osterlamm und ein Herz mit der Aufschrift: Ernst Eifler d. 1. März 1841. Johann Braun als Lehrmeister.
24. Medaille auf die Lebensfreude, von Loos. Gestiftet von L. Kirchner den 1. März 1841.
25. Medaille auf die Huldigung der schlesischen Stände für Friedrich Wilhelm II., Breslau 1786; von König. Daran hängt an drei Kettchen ein Herz mit der gravierten Widmung: Eingedenk der Bruderschaft Julius Grüger im Jahre 1842. Sein Lehrmeister August Kathe.
26. Medaille auf den Entsatz Wiens; von Johann Neidhard (Friedensburg u. Seger Nr. 4114). Daran hängt an Kettchen ein Herz mit der gravierten Inschrift: Carl Schwarzer 1846 Aus Seifersdorf.
27. Anhänger, glatte runde Scheibe mit Drahtfassung, graviert mit einem Ochsen und der Inschrift: Heinrich Scholz d. 2^t Maerz 1857.
28. Anhänger, glatte runde Scheibe mit Drahtfassung, graviert mit einem Ochsen und der Inschrift: Andenken der Bruderschaft Hermann Bleisch d. 13^t März 1859.
29. Anhänger, ovale Scheibe an drei durch ein Herz verbundenen Kettchen hängend. Graviert mit der Inschrift: Johann Christoph Weigelt geb. d. 19. Octbr. 1784. In den Gesellenstand aufgenommen 1802. Meister geworden 1810. Zum Aeltesten erwählt 1839. An der Scheibe hängt eine runde Kapsel mit der Photographie des Stifters und der gravierten Aufschrift: Den Innungsgliedern des Geisler-Fleischer-Mittels zur Erinnerung an mein 50jähriges Meisterjubiläum Breslau d. 27. Februar 1860.
30. Medaille auf Kopenhagen, von 1795. Gestiftet von H. Ehrbek 1863.
31. Anhänger, glatte runde Scheibe, graviert mit dem Spruch Befiehl dem Herrn deine Wege u. s. w. und der Widmung Carl Bergmann d. 23^t Februar 1863.
32. Anhänger, glatte runde Scheibe, graviert mit der Inschrift: Heil Glück und Segen dem Fleischer Gewerk. Der Bruderschaft des Wohlloblichen Geisler Fleischer Mittel von Berthold Heim, Breslau d. 23. Februar 1863.
33. Anhänger, glatte runde Scheibe, graviert mit der Inschrift: Heil Glück und Segen dem Fleischer Gewerk. Gewidmet der Bruderschaft von Hugo Kathe. Breslau d. 23. Februar 1863.
34. Taler Christians von Sachsen und seiner Brüder Johann Georg und August, von 1592.
35. Halber Taler Christians von Sachsen und seiner Brüder, von 1599. Mit geriefter Drahtfassung.

36. Taler Johann Philipps von Sachsen und seiner drei Brüder, von 1623. Daran hängt an Kettchen ein Osterlamm.
 37. Gulden des Georg Wilhelm von Braunschweig, von 1690. Verehrt von Daniel Grötzer.
 38. Leopoldstaler von 1696. Gestiftet von C. B. S.
 39. Medaille auf die Krönung des Friedrich August von Sachsen, von 1697 (Friedensburg u. Seger Nr. 4156).
 40. Krönungsmedaille Karls VI. von 1711.
 41. Brandenburger $\frac{1}{12}$ Taler von 1756.
 42. 12 Mariengroschen Friedrichs des Grossen, von 1758.
 43. 17 Kreuzerstück von Franz I., von 1762.
 44. Medaille auf den nordischen Krieg, von 1700. Daran hängt ein 20 Kreuzerstück des Bischofs Adam Friedrich von Bamberg und Würzburg von 1763.
 45. Böhmisches 20 Kreuzerstück Maria Theresias von 1763.
 46. Preussischer $\frac{1}{12}$ Taler, Breslau 1763.
 47. 20 Kreuzerstück Maria Theresias von 1765.
 48. Anhänger, bestehend aus folgenden drei zusammengebotenen Münzen: Ungarischer $\frac{1}{4}$ Taler Karls VI. von 1732, 20 Kreuzerstück Franz I. von 1758 und 20 Kreuzerstück Josephs II. von 1782.
 49. 20 Kreuzerstück Josephs II. von 1786.
14. Willkomm der Gesellen der Fleischer-Innung Neue Bänke, aus Silber getrieben. In der Form und Verzierung Mischung von Elementen des Rokoko- und Louis XVI.-Stiles. Auf dem Fusse drei von Blattfestons umrahmte Felder mit den eingravierten Inschriften: Anno 1791 den 7.ten März hat eine löbl. Bröderfchafft der Fleischhauer Neuer Bäncke diesen Willkōmen verfertigen laßen. Die zu dieser



Willkomm der Gesellen der Neubänker (Nr. 14)

Zeit gewesene Herren Väter als Beyfützer Johān Gottlieb Schmidt und Johān George Litsche. Die zu der Zeit gewesene AltGefellen Christian Gottfried Francke aus Breslau, Christian Gottlob Harttenstein von Plauen, Schreiber: Joh: Christi: Just von Wintzig. Arbeit des Breslauer Goldschmieds Gottfried Wilhelm Hoensch. Höhe 54 cm. Siehe Abbildung. Zu dem Pokale gehören folgende Anhänger:

1. Anhänger mit spätem Rokokodekor, belegt mit vergoldetem Osterlamm in Blattkranz. Gestiftet von Johann Gottfr. Barthel 1781. Arbeit des Breslauer Goldschmieds Carl Gottlieb Gröger. (Die Anhänger 1—3 dürften von einem älteren Zinnwillkomm übernommen sein.)
2. Anhänger mit spätem Rokokodekor, belegt mit goldenem Lamm in Blattkranz. Gestiftet von David Barthel 1785.

3. Anhänger mit spätem Rokokodekor, belegt mit goldenem Lamm in Blattkranz. Gestiftet von Christian Gottfried Francke 1786.
4. Anhänger, ovale Platte mit vergoldetem Blattkranz am Rande und der gravierten Inschrift: Anno 1791 d. 7. Martz. Um das Andenken der Herrn Aeltesten und eines Ehrbahren Mittels, welche sich bey Anschaffung dieses Willkōmens sehr wohlthaetig bezeigt, der Vergessenheit zu entziehen, ist dieses Schild noch darzu verfertigt worden. Hr: Gottfried Litfche 3 Rthl. Hr: Johann Gottfried Schiencke 2 Rthl. Hr: Johann Friedrich Rapin 1 Rthl. 15 sgr. Hr: Andreas Barthels 3 Rthl. Hr: Johann Christian Francke 2 Rthl. Hr: Johann Gottlob Wittig 3 Rthl. Johann Gottlieb Schmidt 2 Rthl. Carl Friedrich Schiencke 2 Rthl. Johann Eberhard Schum 2 Rthl. Johann Sebastian Heydolf 2 Rthl. Johann Gottlieb Leder 2 Rthl. Johann George Litfche 3 Rthl. Johann Traugott Wittig 2 Rthl. Christian Friedrich Schmidt 2 Rthl. Johann Daniel Taetzelt 3 Rthl. Samuel Gottlieb Ventzke 2 Rthl. Christian Gottlieb Schiendler 2 Rthl. Johann Ludewick Lampe 2 Rthl. Johann Heinrich Schmidt 2 Rthl. Johann Gottfried Barthels 3 Rthl. Christian Friedrich Carl 2 Rthl. Ernst Christian Kempf 2 Rthl. Benjamin Gottfried Litfche 2 Rthl. Gottlob Herrmann 2 Rthl. Johann Ehrhard Schmidt 2 Rthl. David Barthels 3 Rthl. Johann Christian Hefze 2 Rthl. Frau Naethtern 3 Rthl.
5. Anhänger mit getriebenem Osterlamm und Rokoko-Einfassung. Gewidmet von Johann Joseph Richter 1791.
6. Anhänger mit spätem Rokokodekor, belegt mit goldenem Lamm in Blattkranz. Gestiftet von Johann Traugott Wittich als Lehrmeister für Christian Daniel Thielschner 1795. Arbeit des Breslauer Goldschmieds Gottfried Wilhelm Hoensch.
7. Anhänger mit spätem Rokokodekor, belegt mit goldenem Lamm in Blattkranz. Gestiftet von Johann Gottlieb Hahn 1795.
8. Ungarischer Dukat Leopolds II. von 1792. Daran ein langovaler vergoldeter Anhänger mit der gravierten Inschrift: Verehrt Joh. Friedrich Gottlieb Francke der Brüderchafft Breslau den 4. Februar Anno 1799.
9. Anhänger mit spätem Rokokodekor, belegt mit goldenem Lamm in Blattkranz. Gestiftet von Christian Gottlieb Schmidt 1799. Arbeit des Breslauer Goldschmieds Friedrich Samuel Weiss-Kaepfel.
10. Klippe auf das Augsburger Kinderfriedensfest im Jahre 1704. Daran als Anhänger ein Osterlamm mit Widmung D. H. 1802.
11. Anhänger mit spätem Rokokodekor, belegt mit goldenem Lamm in Blattkranz. Gestiftet von Carl Friedrich Schmidt 1802.
12. Anhänger, vergoldet, mit zwei Füllhörnern, Blumen und Blättern, belegt mit silbernem Osterlamm. Gestiftet von Heinrich Willhelm Litsche d. 21^{ten} Februar 1803.
13. Anhänger mit getriebenem Rokokodekor, Osterlamm und Fleischergeräten. Gestiftet von Carl Friedrich Herrmann 1815.
14. Bayerischer Marientaler von 1765. Daran hängt die Figur eines Ochsen mit Aufschrift: Louis Hein 1831.
15. Religiöse Medaille „Sei getreu bis an den Tod“. Daran hängen ein Osterlamm und ein Herz mit der Widmung: Johann Braun als Lehrmeister. Adolph Braun d. 10. Febr. 1845.
15. Schenkkanne der Fleischer-Innung Alte Bänke, Zinn. Graviert mit zwei Fleischern, die einen Ochsen schlachten, einer mit Gedicht verbundenen Widmungsinschrift von 1665 und den Namen der Ältesten. Auf dem Deckel ein Mann mit Schild und Fahne. Arbeit des Breslauer Zinngießers Hans Lein. Höhe 57 cm.
16. Schenkkanne der Fleischer-Innung Neue Bänke, ein Paar, Kupfer, birnförmig, mit getriebenen Akanthusranken und der gravierten Inschrift: Anno 1723 sind diese Kanen von denen Herrn Eltesten gestiftet worden. Als Nemlich Hr: Johaṅ Fischer, Hr: Johaṅ Moritz Hoffmaṅ, Hr: Michael Schle, Hr: Cristoph Leder, Hr: Gottfried Riemer, Hr: Albinus Herfurd. Letzterer erwirbt nach dem Breslauer Bürgerbuche VI Bl. 8b am 10. Dezember 1696 das Bürgerrecht. Höhe 40,5 cm.

17. Zylinderglas mit den allegorischen Figuren der Temperantia und Fortitudo, einem Blumenzweig, der Inschrift NEC BIBE AVIDE und zwei einfassenden Ornamentstreifen in farbiger Lackmalerei und Diamantritzung. Deutschland, Anfang 17. Jahrh. Höhe 41,8 cm.
18. Zylinderglas, aus grünlicher Masse, mit eingestochenem Boden und Bodenreif. In bunten Emailfarben bemalt mit dem Reichsadler, der auf seinen Flügeln die Wappen von 56 Reichsständen trägt, und der Aufschrift: Das heilig Römisch Reich mit lampf leinen gliedern. Anno Chrifti 1641. Höhe 29 cm. Aus dem Besitze der Fleischer-Innung Alte Bänke.
19. Zylinderglas, aus grünlicher Masse, mit eingestochenem Boden und Bodenreif. In bunten Emailfarben bemalt mit den 12 Aposteln, dem Salvator Mundi, einem Wappenschild mit Emblemen des Fleischergewerbes nebst Initialen HM und der Jahreszahl 1671. Am unteren Rande Reste einer kalt aufgemalten Inschrift. Höhe 27,6 cm. Aus dem Besitze der Fleischer-Innung Alte Bänke.
20. Zylinderglas, aus farbloser Masse, mit eingestochenem Boden und Bodenreif. In bunten Emailfarben bemalt mit einem Fleischer, der gegen einen Ochsen das Beil zum Schlage hebt, daneben Wappenschild mit Emblemen des Fleischergewerbes nebst Initialen C. H. M. W. und die schwarz gemalte Inschrift: Im Jahr Chrifti Anno 1682. Wir Schlachten, Schlagen todt, vergiffen Manches blutt, vergiffen wönig bier, weil ef vns bringet muth. Wir Schlachten das vieh Roth, Schwartz vnd Weiß Vnd trincken das bir mitt allem fleif. Höhe 28,6 cm. Aus dem Besitze der Fleischer-Innung Alte Bänke.

Karl Masner



Gravierte Scheibe vom Fusse des Willkommens
der Neubänker (Nr. 11)



Pokal der Oelser Schützengilde; siehe S. 238.
Angekauft aus einer Stiftung des Herrn Rittergutsbesitzers Julius Schottländer

BERICHT ÜBER DAS XI. ETATSJAHR

(1. April 1909—31. März 1910)



Japanischer Fries, aus Holz geschnitzt und bemalt; s. S. 219.

ARBEITEN IN DEN SAMMLUNGEN

Einrichtung eines Raumes für die Stoffsammlung. Diese bedeutende, an wertvollen Stücken reiche Sammlung lag seit dem Jahre 1899 so gut wie unbenutzbar im Depot. Wohl waren die vom Museum schlesischer Altertümer übernommenen Bestände zum grossen Teile in Spannrahmen aufgezogen, aber da die Rahmen in schwerfälligen Schränken übereinander geschichtet werden mussten, konnten wir die Sammlung nicht der Besichtigung zugänglich machen und hatten selbst keinen Überblick darüber. Das hatte natürlich zur Folge, dass an eine systematische Vermehrung dieser Abteilung nicht gedacht werden konnte. Im Berichtsjahre wurde es endlich möglich, für die ganzen Stoffe, Messgewänder und historischen Kostüme im II. Stockwerke des Museums den Raum XXVII, der bis dahin bei wechselnden Ausstellungen benutzt wurde, einzurichten. Es wurden neue bequeme Schränke angefertigt, in denen die Rahmen mit den aufgezogenen Stoffen in drei Formaten wie Bücher nebeneinander stehen und leicht herausgezogen werden können. Der Einrichtung des Raumes folgte die von Fräulein Hesse, Hilfsarbeiterin an der Bibliothek, besorgte mühevollen und lange Arbeit einer Ummontierung der Stoffe, worauf diese dann in technischen oder stilhistorischen Gruppen übersichtlich eingeordnet wurden.

Da ein neues Gebäude für unser Museum eine nahe Sorge der Stadt Breslau sein muss, wird man vielleicht in den von uns mit Energie betriebenen Neuaufstellungen im alten Hause eine unnütze Verwendung von Geld und Zeit erblicken. Aber wir dienen damit nicht nur der Gegenwart, sondern auch der Zukunft. Denn wir richten die Räume für neugegründete oder alte, bisher magazinierte Sammlungsgruppen so ein, wie wir sie im zukünftigen Hause haben möchten, wobei wenn nötig in die Vitrinenbauten nur Ergänzungsteile eingeschoben werden müssten, ohne dass die ganze Raumgestaltung eine Änderung erleiden brauchte. Das ist jedenfalls sparsamer, als wenn man sich in Erwartung künftiger Herrlichkeiten mit schlechten, ungeschicklichen Provisorien behilft.

In der **vorgeschichtlichen Sammlung** wurde ein wohlerhaltenes Steinkistengrab der vorrömischen Eisenzeit aus Peterkaschütz Kr. Militsch in seiner ursprünglichen Form wieder aufgebaut. Für den grossen Einbaum aus Frauendorf (vgl. S. 19ff.) war im Museumsgebäude selbst kein Platz zu finden. Er wurde daher an einer vom Magistrat zur Verfügung gestellten Stelle bei der Pumpstation am Städtischen Hafen in einem dafür errichteten Schuppen aufgestellt. Für die unentgeltliche Beförderung des Fahrzeuges ist die Direktion der Königlichen Oderstrom-Bauverwaltung und der Verwaltung des städtischen Hafens zu Dank verpflichtet.

VERMEHRUNG DER SAMMLUNGEN

1. VORGESCHICHTLICHE SAMMLUNG

Wenn nichts anderes bemerkt ist, sind die Erwerbungen aus der Wilhelm Grempler-Stiftung bestritten.

Jüngere Steinzeit:

Alt-Jauer Kr. Jauer. Grabgefäss vom Bschanzer Typus mit Zickzackornament aus fortlaufenden Strichreihen. (Geschenk des Herrn stud. med. dent. Elsner in Breslau.)

- Birnbäumel Kr. Militsch. Steinerner Keulenkopf mit angefangener Durchbohrung.
 Breslau, Gabitzweg. 2 Gefässe aus Skelettgräbern der Übergangszeit zum Bronzealter. (Geschenk des Herrn Steinsetzmeisters H. Kuppe in Breslau.)
 Jungwitz Kr. Ohlau. Scherben mit Strichreihenornament. (Geschenk des Herrn K. Bürger in Jungwitz.)
 Steinäxte aus Birnbäumel Kr. Militsch, Breslau, Alte Oder, Brustawe Kr. Militsch (Geschenk des Herrn Hauptlehrers Glassmann in Tscheschen Kr. Gross Wartenberg), Cainowe Kr. Trebnitz, Czienskowitz Kr. Cosel (Geschenk des Herrn Lehrers Burghardt in Zielnitz), Dittersdorf Kr. Neustadt, Zielnitz Kr. Cosel, 3 Stück (Geschenke des Herrn Lehrers Burghardt), Glashütte Kr. Gross Wartenberg, Hohndorf Kr. Leobschütz (Geschenk des Herrn Gutsbesitzers Carl Beyer in Hohndorf), Jordansmühl Kr. Nimptsch (Geschenk des Schlesischen Altertumsvereins), Krummendorf Kr. Strehlen, 2 Stück (Geschenke des Herrn Dr. Harazim in Prieborn), Piltsch Kr. Leobschütz (Geschenk des Herrn stud. Ullrich in Breslau), Prieborn Kr. Strehlen (Geschenk des Herrn Dr. Harazim in Prieborn), Schawoine Kr. Trebnitz, Schönheide Kr. Frankenstein (Geschenk des Herrn Gärtnereibesitzers H. Püschel in Rosenthal), Tschanschwitz Kr. Strehlen, (Geschenk des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Petersdorff in Strehlen), Tscheschenhammer Kr. Gross Wartenberg, Zimpel Kr. Breslau (Geschenk des Herrn Hauptmanns a. D. John in Zimpel).

Ältere Bronzezeit:

- Breslau, Gutenbergstrasse. Skelettreste und Scherben von 2—3 Gefässen. (Überwiesen von der städtischen Gartendirektion.)
 Gross Würbitz Kr. Freystadt. Zwei Tongefässe aus einem Skelettgrabe. (Geschenk des Herrn Lehrers emerit. Noack in Beuthen a. Oder.)
 Jordansmühl Kr. Nimptsch. Tongefäss aus einem Skelettgrabe. (Geschenk des Herrn Gutsbesitzers A. Buchwald in Jordansmühl.)
 Massel Kr. Trebnitz. Brandgrab Nr. 1: Tonkrug, Scherben, Dolchklinge, Nadeln und Ringe aus Bronze, vgl. S. 8 ff. (Geschenk des Herrn Lehrers Nitschke in Breslau.)
 Ottwitz Kr. Strehlen. Skelettgräber Nr. 7—16: 16 Gefässe, Halsring mit Ösenenden, 3 Nadeln und 6 Ringe aus Bronze, Halsband aus bronzenen Spiraldrahtgliedern und Bernsteinperlen, ringförmiger Bernsteinanhänger. (Amtliche Ausgrabung und Geschenke des Herrn Landesältesten v. Luck auf Ottwitz.)

Zeit der Urnenfelder:

- Aufhalt Kr. Freystadt. Grabfund mit Buckelkeramik: 2 Gefässe, Glasperle, durchbohrter Tierzahn, Bronzenadel mit geschwollenem, quergriefeltem Halse. (Geschenk des Herrn Forstmeisters Tenne in Tschiefer.) — 3 Gefässe und Scherben aus einem anderen Grabfunde.
 Breitenau Kr. Neumarkt. 23 bronzene Ösenknöpfchen aus einer Urne.
 Breslau, Gutenbergstrasse. Brandgrab mit Buckelkeramik: 13 Gefässe. (Überwiesen von der städtischen Gartendirektion.) Aus einem anderen Grabe: 1 Gefäss und Scherben. (Geschenk des Herrn Technikers Schimmelpfennig in Breslau.)
 Brustawe Kr. Militsch. Grabfund: 4 Gefässe, 1 Nadel und 1 Ringel aus Bronze.
 Carolath Kr. Freystadt. Gräber Nr. 4—13: Buckelkeramik, halbe Steinaxt, Fragment eines bronzenen Armreif. (Amtliche Ausgrabung.)
 Gross Obisch Kr. Glogau. Aus Gräbern der älteren und jüngeren Bronzezeit: 5 Gefässe, 2 durchlochte Tonscheiben, Doppelspirale, Sichel, Ringe und Knöpfe aus Bronze. (Geschenk des Herrn Amtrats v. Jordan auf Obisch.)
 Gross Schlause Kr. Münsterberg. Von einem Gräberfelde der Hallstattzeit: Verzierte Henkelschale (Geschenk des Herrn Buchhändlers Blühm in Münsterberg.)
 Jäschkendorf Kr. Neumarkt. Grabfund: 4 Gefässe, 2 Deckel, 1 eiserner verzierter Halsring. (Geschenk des Schlesischen Altertumsvereins.)

- Kostenthal Kr. Cosel. Aus einem Hallstattgrabe: 1 Gefäß, einige blaue Glasperlen. (Geschenk des Herrn Gutsbesizers Josef Wolff in Kostenthal.)
- Kreuzburg. Tonklapper mit langem Halse. (Geschenk des Herrn Dr. med. Tockus in Kreuzburg.)
- Krummendorf Kr. Strehlen. Grabfund, bestehend aus drei Gefässen und einer Tonklapper, und ein Reibestein. (Geschenk des Herrn Lehrers Loge in Töppendorf.)
- Neumarkt. Grabgefäß der jüngeren Hallstattzeit. (Geschenk des Herrn Dr. Heyn in Breslau.)
- Plagwitz Kr. Löwenberg. Von einem zerstörten Gräberfelde der Hallstattzeit: Gefässe und Scherben von Tontellern. (Amtliche Ausgrabung.)
- Sillmenau Kr. Breslau. Gussform für Bronzenadeln. (Geschenk der Herren Rittergutsbesitzer Lewald.)
- Wahren Kr. Wohlau. Gräberfeld der Hallstattzeit: Grabfunde Nr. 2—82. (Amtliche Ausgrabung.)

Vorrömische Eisenzeit:

- Carolath Kr. Freystadt. Brandgrab: Steinsetzung mit Knochenurne. (Amtliche Ausgrabung.)
- Dachsberg Kr. Oppeln. Brandgrab der Früh-La Tènezeit: 4 Gefässe, 1 Teller, Holzreste, Messer, Tüllenaxt und Pferdetrense aus Eisen. (Amtliche Ausgrabung.)
- Gross Sägewitz Kr. Breslau. Einhenklige grosse Kruke, mit verkohlter Hirse gefüllt. (Geschenk des Herrn Dr. med. Postler in Rankau.)
- Hartlieb Kr. Breslau. Wohngrube der Spät-La Tènezeit: Tongefäß und Scherben. (Geschenk des Herrn Schachtmeisters Assmann in Breslau.)
- Peterkaschütz Kr. Militsch. Zwei Steinkistengräber (Nr. 1 und 4): 9 Gefässe, schellenförmiger Bronzeanhänger, Bronze- und Eisenfragmente. (Geschenk des Herrn cand. ing. Königshagen in Rummelsburg und amtliche Ausgrabung.)
- Wansen Kr. Ohlau. Teil eines bronzenen Knotenarmreifs aus einem Skelettgrabe der Früh-La Tènezeit. (Geschenk des Herrn Hauptmanns v. Wiese in Breslau.)

Römische und Völkerwanderungszeit:

- Bieskau Kr. Leobschütz. Eisenschwert, gefunden beim Pflügen neben Knochen.
- Carolath Kr. Freystadt. Aus einer Wohngrube: Scherben und Lehmewurf. (Amtliche Ausgrabung.)
- Neudorf Kr. Breslau. Frauengrab mit unverbrannter Leiche des 2.—3. Jahrh.: Schere, Schlüssel, Kastenbeschläge aus Eisen, Wirtel aus Ton, Bronzering, bronzene Trompetenfibel, eiserne Fibel (Typus Almgren 123) mit Silbereinlagen. (Geschenk des Herrn Zahntechnikers Henker in Breslau.)
- Peterkaschütz Kr. Militsch. Reste eines Brandgrabfundes: Trichterurne und Scherben.
- Kottwitz Kr. Ohlau. Lanzenspitze und fragmentarische Schwertklinge von Eisen aus Skelettgräbern. (Geschenk des Herrn Gutsbesizers R. Lugan in Zottwitz.)

Slawische Zeit:

- Jungwitz Kr. Ohlau. Ansiedlungsfunde: Scherben, bearbeitetes Hirschhorn, Tonwirtel, Schleifstein. (Geschenk des Herrn Gutsbesizers K. Bürger in Jungwitz.)
- Peterkaschütz Kr. Militsch. Topfboden mit Marke und Scherben aus einer Wohngrube. (Geschenk des Herrn cand. ing. Königshagen in Rummelsburg.)

Ausserschlesische Funde:

- Belgien: Feuersteingeräte der Perioden von Mesvin und Campigny.
- Russland, Krim. Fünf Grabfunde aus dem Gräberfelde von Gursuff. Ostgotisch. 6. Jahrh. n. Chr. Vgl. S. 47 ff.

2. MÜNZKABINETT UND SIEGELSAMMLUNG

Die Münzsammlung wurde um 17 goldene und 57 silberne Münzen, 7 Marken und Raitpfennige, 2 goldene, 17 silberne und 50 andere Medaillen vermehrt. Die für Ankäufe aufgewendete Summe betrug 3360 Mark. Von wertvolleren schlesischen Stücken seien hervorgehoben:

- Oberlehnherr. Ferdinand III. Dukat 1645.
 „ Leopold I. 2 Dukat 1665; Dukat 1665; $\frac{1}{2}$ Dukat 1671 und 1681; Taler 1687;
 5 Dukat 1689; Dukat 1689; 2 Dukat 1692, Goldabschlag des Hellers 1695; Dukat 1704.
 „ Joseph I. $\frac{1}{2}$ Dukat 1710.
 „ Friedrich Wilhelm II. Dreigröcher für Südproussen in Silber 1796.
 Liegnitz-Brieg. Johann Christian und Georg Rudolf. 5 Dukat 1610, neuer Stempel; 6 Dukat 1617.
 „ „ Johann Christian allein. 3 Dukatenklippe 1622.
 „ „ Georg Rudolf allein. $\frac{1}{2}$ Taler 1622, neuer Stempel.
 „ „ Georg, Ludwig und Christian. Dukat 1655.
 „ „ Mühlzeichen 1658: Scheffel Gemengtes.
 „ „ Mühlzeichen o. J.: Scheffel Korn; Scheffel Weizen und PS; Viertel Gemengtes.
 Krossen. Friedrich Wilhelm. XXIII Pfennig 1665.
 Reichenstein. Wilhelm von Rosenberg. Silberabschlag des 4fachen Dukatens 1585.
 Neisse. Johann VI. Sitsch. Goldene Medaille zu 7 Dukaten 1605. Prachtstück von äusserster Seltenheit.
 Troppau. Karl von Liechtenstein. Taler 1614. Friedensburg und Seger Nr. 3127.
 Jägerndorf. Georg Friedrich. $\frac{1}{2}$ Guldentaler 1572 und 1584; Taler 1582.
 „ Johann Georg. Doppeldukat 1620.
 Peter v. Kozłowski, Domherr in Breslau. Silberne Medaille o. J. (1595) Wappen. Rs. Hüftbild Petri.
 36 mm. Unediert. Vgl. Schlesiens Vorzeit N. F. II. S. 131.
 Ferdinand III. Silberne Gussmedaille 1636 von Hans Rieger in Breslau: Brustbild von vorn. Rs. Wage
 über Wien. 34 mm.
 Taufmedaille von Johann Buchheim in Breslau: Anbetung der Hirten. Rs. Beschneidung. 65 mm.
 Geschenke erhielt das Kabinett von Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Friedensburg in Breslau;
 von Herrn Lehrer Koch in Breslau; von Herrn Rittergutsbesitzer von Mańkowski auf Winagora;
 von Seiner Durchlaucht dem Herzog von Pless auf Fürstenstein; von der Freiherrlich v. Roth-
 schildschen Gesamtverwaltung in Schillersdorf; von Herrn Guido Rotter in Breslau; von Herrn Rentier
 Römhild in Breslau; von Frau Jenny Schlesinger in Gleiwitz und von dem Gemeinde-Kirchenrat der
 evang. Gnadenkirche in Hirschberg. — Die Universität Breslau überwies zwei neuzeitige Medaillen
 als Depositum.

3. KULTURGESCHICHTLICHE SAMMLUNG

Alt-Breslau:

- Aquarellbild: Ansicht der Sandbrücke mit dem Fellerschen Hause. Gemalt von Maximilian von Gross-
 mann in Breslau um 1825.
 Glasmosaik, aus gesponnenem Glase zusammengesetzt: Sprechzimmer eines Arztes. Entworfen von
 Ernst Nagel, ausgeführt von G. Kuhnt in Breslau, um 1850.
 Ölbild: der Neumarkt zur Marktzeit. Gemalt von Hans Dressler 1908.
 Gouachebild: die Fleischbänke an der Elisabethkirche mit Blick auf die Herrenstrasse. Gemalt von
 Josef Langer 1908.

Uhren, Spiele:

- Spindeluhr aus Silber mit durchbrochenem Gehäuse und Kapsel. Verfertigt von Johannes Külper in
 Brieg um 1750.
 Spielmarkenkästchen mit Perlmutter-Marken und preussischen Pfennigen von 1828. (Geschenk von
 Fräulein Therese Theinert in Guhrau.)

Innungswesen und Handwerksgeräte:

- Altertümer der Vereinigten Breslauer Fleischer-Innung. Siehe S. 188ff.
 Sargschild der Gesellen des Mühlengewerkes in Breslau, aus Kupfer getrieben, bemalt und ver-
 goldet. Datiert 1612.

Sargschild der Meister des Zimmerer- und Müllergewerkes in Breslau, aus Silber getrieben und teilweise vergoldet. Datiert 1712. Siehe Abbildung.

Sargschild und Sargschildchen der Gesellen des Zimmerer- und Mühlen-gewerkes in Breslau, aus Silber getrieben und teilweise vergoldet. Arbeit des Michael Wissmar in Breslau. Datiert 1720.

Sargschilde, ein Paar, der Böttcher, Rademacher, Schlosser und Schmiede in Juliusburg, aus Holz geschnitzt, bemalt und vergoldet. Auf der Rückseite die Namen der Altmeister und die Jahreszahl 1680.

Siegelstempel der Riemer-Innung in Liegnitz, aus Messing. Datiert 1574.

Siegelstempel der Schneider-Innung in Juliusburg, aus Eisen. Datiert 1677. (Geschenk des Schlesi-schen Altertumsvereins.)

Schneiderstein aus Sandstein, zum Beschweren des Tuches. Datiert 1694. Gefunden im Hofe des Tuchmacherhauses Heilige Geist-strasse 11 in Breslau. (Geschenk des Herrn Hennig in Breslau.)

Schriftprobe in Holzrahmen: „Dem Ernhaftten und fürnemen Herrn Martin Virnhabern Bürgern in Breßlau zu ehrn und wol-gefallen hab Ich Thomas Schweicker zu Schwab Hall diß mit meinen fuessen geschrie-ben 27 Jul: 1585 meines alters 44.“



Sargschild der Meister des Breslauer Zimmerer- und Müllergewerkes von 1712

Waffen, Uniformen und patriotische Andenken:

Ritterschwert mit tauschierter Klinge und figürlichen Darstellungen. 13. Jahrh. Vgl. S. 79 ff.

Temperabild: Die schlesischen Kürassiere in der Schlacht bei Leuthen. Studie von Eduard Kämpffer in Breslau 1909. Vgl. Zeitschrift Schlesien, Jahrg. III, S. 82. (Geschenk des Herrn Prof. Kämpffer.)

Schnupftabakdose aus Birkenholz. Auf dem Deckel eingelegt eine Medaille mit Bildnis Blüchers, umgeben von acht kleinen Medaillen auf seine Siege. (Geschenk der Frau von Bergmann in Oberkauffung und Frau von Schweinichen auf Pawelwitz.)

Ausrüstung eines Breslauer Bürgerwehrmannes von 1848, bestehend aus Büchse, Pistole, Seitengewehr, Patronentasche, Kugelbeutel und Stiefelstulpen. (Geschenk des Schlesi-schen Altertumsvereins.)

Tschako eines oberschlesischen Bergknappen, 18.—19. Jahrh. (Geschenk des Schlesi-schen Altertumsvereins.)

Schlesische Trachten und Geräte:

Schossrock aus blauem Tuche, sogen. Gottestischrock, um 1830. Aus Warmbrunn. (Geschenk des Herrn Prof. Dr. Seger.)

Schossrock aus braunem Tuch, um 1850. Aus Berbisdorf bei Hirschberg.

Schürze und Brusttuch aus weisser Schleier-Leinwand mit Weissstickerei und Klöppelspitze. 1830/40. Aus Alt-Kemnitz bei Hirschberg.

Frauenkleid (Rock, Leibchen, Jacke, Kopftuch, Schürze und Unterrock). Aus Gross-Pluschnitz bei Gross-Strehlitz. (Geschenk der Frau Gräfin von Posadowsky-Wehner auf Gross-Pluschnitz.)

- Zwei Frauenhauben, sogen. böhmische Gold- und Silberhauben. Aus Prziechowitz bei Grünthal.
- Zwei Frauenhauben, die eine aus grüner Seide, die andere aus Tüll. Aus Profen, Kr. Jauer.
- Frauenhaube aus schwarzer Seide mit Silberborte. Aus der Gegend von Neusalz.
- Schirm mit rosa Seidenbezug. 18. Jahrh. (Geschenk von Fräulein Nehrich in Freiburg.)
- Krückstock, geschnitzt mit Attributen des Handels. 18. Jahrh. (Geschenk des Schlesischen Altertumsvereins.)
- Aquarellbild, darstellend einen Erntezug. Ende 18. Jahrh. Aus Schmiedeberg.
- Drei Bilder mit religiösen Darstellungen in Hinterglasmalerei. 18.—19. Jahrh. (Geschenk des Herrn Gutsbesitzers Leissner in Nosswitz bei Glogau.)
- Weihnachtskrippe aus Holz, bemalt, mit zahlreichen Häusergruppen und Figuren. Aus Schömberg bei Landeshut i. Schl. Mitte 18. Jahrh. Vgl. Zeitschrift Schlesien Jahrg. IV S. 157.
- Fünf Scherzfiguren aus einer Brautschachtel: Kindermann, Korbträger mit zwei Kindern, Storch, Mann mit Wickelkind, ein Paar Pantoffeln. Aus Zierlau bei Freiburg.
- Kästchen für Patenbriefe aus buntem Glase. Gebraucht in Grunau bei Hirschberg.
- Erbshäuschen aus Holzstäbchen und bunten Papierschnitzeln. Herzogswaldau bei Jauer.
- Rockenbrief mit bildlichen Darstellungen. Aus Puschkau Kr. Striegau.
- Glöckchen aus Bronze, beim Tode von Familien-Angehörigen benutzt. Riesengebirge.
- Feuerstahl, gefunden in der Ruine Reichenstein bei Jauernig. (Geschenk Seiner Eminenz des Herrn Georg Kardinal Kopp.)

4. DIE SAMMLUNGEN DES KUNSTGEWERBES

Antikes Kunstgewerbe:

- Henkelfläschchen aus hellblauem Glase, mit dunklerem Wulste auf der Schulter. Gefunden in Olbia.
- Schale aus durchsichtigem, hell olivgrünem Glase, von eigenartiger Form. Syrisch. (Angekauft aus den Zinsen der Wilhelm Grempler-Stiftung.)
- Schminkestab aus grünlichem Glase, mit Fadeneinlage aus weissem Glase. Gefunden in Olbia.
- Perle in Form einer Männermaske aus apfelgrünem, gelbbraunem und schwärzlichem Glase. Gefunden in Olbia.
- Perle in Form eines Wirbelknochens (Astragalos) aus gelblichem, irisierendem Glase. Gefunden in Olbia.
- Lekythos der archaischen Form, Ton mit feiner Malerei. Auf dem Bauche eine Flügelfigur mit Bart und kurzem Gewande zwischen sechs Männern. 5. Jahrh. v. Chr. Gefunden auf der Insel Bérézane bei Otschakoff.
- Schale mit steilen Wänden auf Fussring, mit rot ausgesparten Figuren. Auf der einen Seite Eros auf Frau zufliegend, auf der anderen Satyr vor Frau. Details in vergoldetem Relief. Unter den aufwärts gebogenen Henkeln Palmetten. Diese Schale vertritt gut den Typus der Vasen mit Goldschmuck. Attika, 4. Jahrh. v. Chr. Gefunden in Campanien.
- Balsamarium, prachtvoll klar mit schwarzem Firnis überzogen, mit kugeligem Körper, kurzem Halse und grosser Ausgussplatte. Nolanisch, 4. Jahrh. v. Chr.
- Kännchen, schwarz gefirnisst, mit eiförmigem Körper, schlankem Halse, langem Ausguss und hohem Henkel. Bemalt mit Efeugirlande. Gefunden in Olbia.
- Amphora mit schlank eiförmigem Körper und roten Figuren auf schwarzem Grunde, teils mit Gelb und Weiss gehöht. Auf der einen Seite Frau vor einem sitzenden Krieger, auf der anderen Mantelfigur vor Frau. Unteritalien, 2.—3. Jahrh. v. Chr.
- Faltenbecher, unglasierter Ton, mit eingedrückten Seitenwandungen. Römisch. Gefunden in Cöln a. Rh.
- Topf, ziegelroter Ton, mit aufwärts gerichtetem Schuppenmuster in Relief. Römisch. Gefunden in Cöln a. Rh.
- Topf, aus grauschwarzem Ton, eiförmig. Römisch. Gefunden in Cöln a. Rh.
- Haarnadeln, ein Paar, hellgrün patinierte Bronze, mit geriefeltem Halse und glockenförmigem Kopfe. Gefunden in Olbia.

Arbeiten in Stein:

Relieffragment, Sandstein, darstellend die Halbfigur eines Heiligen mit langem, leicht gewelltem Barte und langem, schlichtem Haupthaar. Die Rechte hält ein abwärts gerichtetes Schriftband. Der Kopf ist fast vollrund aus der Fläche herausgearbeitet. 13. Jahrh. Abb. S. 213. Stammt aus dem Turme der alten Johanniterkommende in Eckersdorf Kr. Breslau. Siehe Zeitschrift Schlesien Jahrg. II S. 411. (Geschenk des Herrn Rittergutsbesitzers Dr. Paul Schottländer.)



Sandsteinrelief aus Eckersdorf
Kr. Breslau

Möbel und Holzschnitzereien:

Halbfiguren, zwei Stück, Holz mit farbiger Bemalung: Maria und Johannes der Evangelist. Süddeutschland, 2. Hälfte 15. Jahrh. (Angekauft aus dem Vermächtnis des Hofmalers Hans Rumsch.)

Truhe mit geschlossenem Kastenuntersatz, furniert und figürlich intarsiiert. Auf der Vorderseite durch Säulen gegliedert, ausserdem vorn, auf den Seiten und dem Deckel gekröpfte Verdoppelungen. Datiert 1724. Aus dem herzogl. Schlosse in Bernstadt bei Oels. (Angekauft aus dem Vermächtnis des Hofmalers Hans Rumsch.)

Bilder und Miniaturen:

Mittelbild eines Hiob-Altars, Ölgemälde auf Holz; drei Freunde des Hiob als Musikanten vor dem Aussätzigen. Um 1530. (Überwiesen vom Kinderhospitale zum Heiligen Grabe in Breslau.)

Anbetung des Kindes durch die Hirten, Emailbild auf Kupferplatte. Die weissen Partien und die hellrosa Fleishteile sind in opakem Email, alle übrigen farbigen Töne in transluzidem Email mit mehrfacher Goldhöhung gemalt. Am unteren Bildrande in Gold die Aufschrift *Natiuitas Jesu Christi* und die Künstlersignatur *I. L.*, die sich wahrscheinlich auf Jacques I Laudin in Limoges, geb. 1627, gest. 1696 bezieht; doch könnte auch Jean Laudin, geb. 1616, gest. 1688, in Betracht kommen. (Angekauft aus dem Vermächtnis des Hofmalers Hans Rumsch.)

Brustbild des M. Michael Sigismund Liebentantz, Diakonus und Subseniors bei der St. Maria-Magdalenenkirche in Breslau, Ölbild auf Leinwand. Gemalt von Johann Jacob Eybelwischer in Breslau 1720.

Brustbild eines Herrn, Miniatur auf Elfenbein. Bezeichnet: *J. Schall pinx.* Um 1820. Über den Breslauer Miniaturmaler Joseph Schall siehe *Schlesiens Vorzeit* N. F. III S. 140 ff.

Pastor Reinhardt in Prauss bei Breslau und seine Frau Eleonora Elisabeth, geb. Ruth, Miniaturen auf Elfenbein. Bezeichnet: *Rahden*; auf der Rückseite des Bildnisses der Frau die Jahreszahl 1814. Über den Miniaturmaler Karl v. Rahden siehe *Schlesiens Vorzeit* N. F. III S. 147.

Bildnis der Minna v. Gontard, Braut des Kgl. Regimentsarztes Heinrich Fontanes, Miniatur auf Elfenbein in altem Papperahmen. Bezeichnet: *Rahden* 1815.

François Louis Baron v. Beaufort als Kgl. preuss. Major, Silhouette auf Goldgrund hinter Glas. Gemalt 1817.

Steinzeug, Fayence, Steingut:

Krüge mit Schnurösenhenkeln, gebrannter Ton mit Resten von gelblicher Bleiglasur. Mittelalterlich. Gefunden im Baugrunde eines Hauses am Marktplatz in Löwenberg. (Geschenk des Herrn C. W. Zimmermann in Löwenberg.)

Nischenkachel mit grüner und am Kreuzblumenbehang mit braungelber Bleiglasur. Baden, Anfang 16. Jahrh. Aus der Sammlung A. v. Lanna; Auktionskatalog R. Lepke, Berlin 1909, Nr. 548. Einen ganzen, aus Lindau stammenden Ofen, dessen Oberteil die gleichen Kacheln aufweist,



Prunkschüssel, Wels in Oberösterreich, 16. Jahrhundert

Siehe Abb. S. 215. Aus der Sammlung A. v. Lanna; Auktionskatalog R. Lepke, Berlin 1909, Nr. 598. Farbige Abbildung der Schüssel bei Julius Leisching, Sammlung Lanna Prag, Leipzig 1909, Taf. XI. Wissenschaftliche Würdigung dieser für die schlesische Keramik der Renaissance charakteristischen Gruppe von farbig glasierten Hafnerarbeiten in Schlesiens Vorzeit N. F. I S. 122 ff. u. in der Zeitschrift Schlesien Jahrg. III S. 127 f. — Zu dem Ankauf der Schüssel wurden von Kunstfreunden die auf S. 223 genannten Beihilfen gestiftet.

Prunkschüssel von 46 cm Durchmesser, gebr. Ton mit farbigen Blei- und Zinnglasuren, die durch eingeritzte Konturen getrennt sind. Im Fond ein achtstrahliger Stern in Blau und Weiss, dahinter ein zweiter in Gelb. Zwischen den Spitzen des grossen Sterns acht Halbkreise in Türkisblau mit gelber Einfassung. Der tiefgekehlte Rand ist dunkelblau, auf der Randkante wechseln gelbe und grüne Streifen. Wels in Oberösterreich, 2. Hälfte 16. Jahrh. Abb. S. 214. Diese Schüssel wurde als Vergleichsobjekt für die vorhergehende schlesische Schüssel gekauft. Aus der Sammlung A. v. Lanna; Auktionskatalog R. Lepke, Berlin 1909, Nr. 591. (Angekauft aus einer Stiftung Sr. Exzellenz des Herrn Geheimrats Grafen v. Ballestrem auf Plawniowitz O. S.)

Schalen, drei Stück, aus terra sigillata, mit dünnen Ranken und grossen Blumen in farbiger Wismuthmalerei. In der Mitte der Schalen ein eingedrückter Stempel mit dem Striegauer Wappen, den drei Striegauer Bergen und der Inschrift TERRA SIGILLATA 1635. Aus der Sammlung A. v. Lanna; Auktionskatalog R. Lepke, Berlin 1909, Nr. 1941—1943.

Henkelkrug, graues Steinzeug, mit Kerbschnittverzierung und farbig emailliertem Sternmuster. Auf dem Zinndeckel ein Zweig mit grossen Blumen in Treibarbeit. Angeblich Kreussen, um 1670. Aus der Sammlung A. v. Lanna; Auktionskatalog R. Lepke, Berlin 1909, Nr. 832, ein fast gleiches Stück daselbst abgebildet auf Taf. 74 Nr. 831.

Teller, zwei Stück, Fayence mit weisser Zinnglasur, bemalt mit Rocaille- und Gitterwerk, Blumen und Blättern in Olivgrün, Blau, Braun und etwas Gelb. Oberitalien, 18. Jahrh. Aus der Sammlung A. v. Lanna; Auktionskatalog R. Lepke, Berlin 1909, Nr. 538, 539.

besitzt Dr. Albert Figdor in Wien. Vgl. „Kunst und Kunsthandwerk“, Wien 1909, XII S. 338 f. u. Abb. 113, 114.

Henkelkrügel, Steinzeug mit braun gesprenkelter Salzglasur, Kugelbauch und scharf abgesetztem, zylindrischem Halse. Auf dem Körper Eichenzweige, auf dem Halse Rosetten in Relief. Um 1535. Gefunden in Cöln a. Rhein. Stammt wahrscheinlich aus der Töpferei in der Maximinenstrasse in Cöln. Vgl. Otto v. Falke, Das rheinische Steinzeug, I S. 49—54.

Prunkschüssel von 51,5 cm Durchmesser, gebrannter Ton mit farbigen Zinnglasuren, die durch eingeritzte Linien von einander getrennt sind. In der Mitte eine Kreuzigungsgruppe mit Ansicht einer Stadt im Hintergrunde in herber und volkstümlich kraftvoller Darstellung. Stück von prächtigster Farbewirkung. Breslau, Mitte 16. Jahrh.

Masskrug, Fayence, mit blaugrüner Glasur. In Zinn montiert. Deutschland, 18. Jahrh.

Figur mit Pelzrock und Muff, unglasierter Ton. Gefunden in der Oder beim Bau der Kaiserbrücke in Breslau. 18. Jahrh.

Schüssel, Fayence, auf dem breiten schrägen Rande elf eiförmige, braun und blau bemalte Buckel, dazwischen gelbe Blüten mit grünem Blattwerk. Im Spiegel ein Blattkranz mit Sternblumen. Schlesien, 2. Hälfte 17. Jahrh.

Schüssel, Fayence mit weisslicher Zinnglasur, in der Mitte ein landschaftliches Motiv, auf dem breiten flachen Rande eine Rankenbordüre in Blaumalerei. Schlesien, 18. Jahrh.

Schüssel, Fayence, mit farbigem

Blumenzweig auf rosa Grund. Schlesien, 1. Hälfte 19. Jahrh.

Schüssel, Fayence, bemalt mit Ansicht des 1858 abgebrannten Deutschen Hauses in Frankenstein in Schlesien. 1. Hälfte 19. Jahrh.

Krug, Bunzlauer Ton mit brauner Lehmglasur, auf dem Körper in weisser Reliefaufgabe das Bunzlauer Stadtwappen, umgeben von Ranken mit Rosettenblumen. Zinndeckel mit Breslauer Marken. Datiert 1780.

Fayencefigur, Zwerg in Husarenuniform, unbemalt. Marke D P in Manganbraun. Proskau, um 1775.

Fayencefiguren, ein Paar, Knaben in Rokokokleidung, unbemalt. Marke D P in Manganbraun. Proskau, um 1775.

Fayencefigur, farbig getönt, Putto als Hirtenknabe mit Flöte auf marmoriertem Sockel sitzend. Marke D P in Manganbraun. Proskau, um 1775.

Deckelterrinen mit Untersatzschüssel, Fayence, bemalt mit bunten Blumen. Marke P. Proskau, um 1790.

Dose in Form einer lagernden Kuh, Fayence mit weisser Zinnglasur, bemalt mit grauen Flecken. Marke P. Proskau, um 1790.

Kännchen, rotes Steingut, aussen matt, innen glänzend glasiert. Mit gedrückt kugeligem Körper, vorn am Ausguss eine antikisierende Maske, Henkel in Form einer sich in das Kännchen neigenden Eidechse. Marke PROSKAU eingepresst. Ende 18. Jahrh.

Teller, zwei Stück, Steingut, rahmfarben, auf der Tellerfläche die aus bunten Blümchen gebildeten Namen Gottfried Meusel und Johanna Meusel. Marke PROSKAU eingedrückt. Um 1800.

Schale auf Fuss, aus rotbraunem Steingut, innen mit hellem Glasurüberzug. Auf der Unterseite der Schale eine grosse Rosette aus Lorbeerblättern. Marke PROSKAU. Anfang 19. Jahrh.

Dose in Form eines auf einem Neste sitzenden Rebhuhns, helles Steingut, mit rotbraun gemaltem Gefieder. Eingedrückte Marke G. Glinitz O. S., Ende 18. Jahrh.



Prunkschüssel, Breslau, 16. Jahrhundert

Porträtmedaillon, schwarze Wedgwood-Basaltmasse, mit Kopf des Kolumbus in Relief. Eingepresster Stempel: 19 WEDGWOOD. Um 1780. (Geschenk des Herrn Rittergutsbesitzers Dr. Ernst Gallinek, Krysanowitz O. S.)

Masskrug, Irdengeschirr mit Bleiglasur, der untere Teil des Mantels ist mit einer rotbraunen Engobe überzogen. In Zinn montiert; im Deckel Laabaner Marken. Um 1750.

Kaffeekännchen, Irdengeschirr mit Bleiglasur, schwarzbraun marmoriert. Umgegend von Löwenberg. 18./19. Jahrh.

Porzellan:

Berlin: Tasse nebst Untertasse, farbig bemalt mit einer Ansicht des Marktplatzes von Strehlen in Schlesien. Marke Zepter und KPM in Blau. Um 1840.

Nymphenburg: Figur, unbemalt, Eierhändlerin; häufig vorkommendes Modell von Franz Bastelli. Um 1760.

Schlaggenwald: Tasse nebst Untertasse, mit Landschaften in feiner farbiger Malerei und reicher Vergoldung. Marke S in Blau. 1. Hälfte 19. Jahrh. (Geschenk eines Ungenannten.)

Tournay (?): Figur, unbemalt, ein Mädchen, das vor der Brust in den übereinander gehaltenen Händen Trauben trägt.

Wien: Tassen, zwei Stück, eine aus weisser, die andere aus gelblicher Masse, glockenförmig, belegt mit Blütenzweigen in Relief nach chinesischen Vorbildern. Früheste Zeit der Fabrik. — Essteller, mit sog. indianischen Blumen in farbiger Malerei. Marke Bindenschild in Blau. Bald nach 1749.

Glas:

Glasscheiben mit Wappenmalereien und figürlichen Darstellungen, meist nur in Bruchstücken erhalten und in moderne Fensterflügel eingesetzt. Darunter datierte Stücke von 1701 und 1727. Aus dem städtischen Pächterhause in Oswitz bei Breslau überwiesen.

Kelchglas mit hohem, aus Scheiben und Wülsten gebildetem Schafte; auf dem unten konischen, oben ausgebauchten Kelche Blattzweige und vier Figuren in flüchtiger Mattgravierung. Schlesien, Anfang 18. Jahrh.

Flasche, achtseitig, graviert mit zwei grotesken Figuren in Vierpässen, Ranken und verschlungenem Bandwerk. Schlesien, 1. Hälfte 18. Jahrh.

Deckelpokal, graviert mit Personifikationen von Glaube, Stärke, Wahrheit und Gerechtigkeit zwischen Blumenvasen; auf dem Deckel Laubvoluten. Schlesien, um 1730.

Becherglas mit konischem, in Facetten geschliffenem Mantel; graviert mit einem von zwei Löwen gehaltenen Wappen des Fleischergewerbes und Darstellung des Schlachtens eines Ochsens, Rankenwerk und Inschrift von 1741.

Becherglas aus schwerem Glase, mit konischem, auf der Aussenseite in Facetten geschliffenem Mantel. In Tiefschnitt meisterhaft graviert mit einer Landschaft mit Hirschjagd, umrahmt von Laub- und Bandelwerkornamenten, und dem Wappen der Familie Zierotin. Abb. S. 217. Im Boden Figur eines Büttenträgers in Hinterglasvergoldung auf karminrotem Grunde. Schlesien oder Böhmen, um 1740.

Deckelpokal in der Form der sog. Nektarschalen mit abgekantetem rechteckigem Kelch. Fein graviert mit kleinen Jagddarstellungen in Landschaften, Bandwerkvoluten und zierlichem Laubwerk. Schlesien, um 1740.

Deckelkuffe mit walzenförmigem, facettiertem Mantel, darauf Kretschmerkegel, bürgerliches Wappen und Ornamente im Laub- und Bandelwerkstile. Schlesien, um 1740.

Deckelpokal in der für die schlesische Rokokozeit charakteristischen Form. Zu Seiten einer Reliefpalmette in Gravierung eine Ansicht von Hirschberg, Landschaften mit Handelsdarstellungen und die Inschrift: Bey klugen Sinn und fleissig seyn, Trägt Gottes Vorsicht Seegen ein. Kelchrand vergoldet. Warmbrunn, um 1760. (Geschenk des Herrn Erzpriesters Kuhnert in Haynau.)

Goldschmiedearbeiten:

Schnalle, graviert mit Stern, Halbmond und Schuppenmuster, und Knopf, Silber, aus einer grösseren und einer kleineren Rosette gebildet und mit einem Engelsköpfchen belegt, beide vom Anfang



Abrollung des Becherglases mit dem Wappen der Familie Zierotin; siehe S. 216

17. Jahrh. Zusammen mit Münzen in Weigelsdorf Kr. Reichenbach in Schlesien gefunden. (Geschenk des Schlesischen Altertumsvereins.)

Deckelkanne, vergoldetes Silber, mit walzenförmigem Mantel und getriebenem Dekor. Vorn und hinten am Volutenhenkel je eine mächtige Maske im Ohrmuschelstille, zwischen den Masken je ein Putto, der mit einer Hand ein Fruchtgehänge hält. Beschauzeichen von Augsburg. Meisterzeichen vielleicht das des Tobias Kramer. Um 1630. Aus der evang Pfarrkirche von Beuthen a. d. Oder. Beschrieben und abgebildet bei Erwin Hintze und Karl Masner, Goldschmiedearbeiten Schlesiens, Breslau 1911, S. 34 u. Taf. 59.

Votivtäfelchen, drei Stück, Silber, mit einem Ochsen, drei Schafen und der von Strahlen umgebenen Taube des hl. Geistes. 18. Jahrh. Aus einer Kirche im südlichen Teile der Provinz Posen.

Deckelbecher, Silber, mit ziselierten Laub- und Bandelwerkornamenten. Beschauzeichen von Ohlau: O darin ein L. Meisterzeichen I G H in Herzschild = Johann Gottfried Horn d. j. Um 1740.

Tischleuchter, ein Paar, Silber, sog. Girandolen mit zwei Armen, im antikisierenden Stile. Beschauzeichen von Breslau: Johanneskopf Typus XV. Stempelmeisterbuchstabe L (1793—1796). Meisterzeichen C I L = Carl Joseph Lange, als Meister erwähnt 1792—1813. (Angekauft aus den Zinsen des Vermächtnisses des Stadtrates Hugo Milch.)

Kaffeekanne und Sahngiesser, Silber, im antikisierenden Stile, mit eiförmigem, unten mit Kantenrippung, oben mit Palmettenfriesen verziertem Körper und hohem kantigem Holzhenkel. Beschauzeichen von Dresden für 12-lötiges Silber: Gekreuzte Schwerter mit D und 12. Jahresbuchstabe D (um 1802). Meisterzeichen Gebr. S. = Gebrüder Schrödel. (Angekauft aus dem Vermächtnisse des Hofmalers Hans Rumsch.)

Halsschmuck, Gold, mit einem steinbesetzten Mittelstück und halbmondförmigen, in Matt- und Glanzgold gemusterten Kettengliedern. Schlesien, um 1825.

Unedle Metalle:

Mörser, Rotmetall, mit umgekehrt glockenförmiger Wandung, darauf zwei Rosettenblumen und die Jahreszahl 1549 in Reliefguss. (Geschenk der Frau Stober.)

Rähmchen, vergoldete Bronze, achteckig, mit weiblichen Halbfiguren und Engelsköpfchen, deren Flügel zu Ohrmuschelornamenten umgebildet sind, in durchbrochenem Reliefguss. Deutschland, um 1640.

Geldkasten, Eisenblech mit Bandbeschlägen und Resten von Bemalung. Im Deckel Riegelschloss mit verzierter Deckplatte. 17. Jahrh. (Überwiesen vom Kgl. Amtsgericht in Neumittelwalde.)

- Teller, zwei Stück, Zinn, mit breitem flachem Rande und einem durch eine leichte Vertiefung markierten Mittelstück. Mustergültige, einfache und doch wirkungsvolle Verzierung mit regelmässigen, in konzentrischen Kreisen angeordneten Hammerschlägen, die die ganze Oberseite des Tellers bedecken. 1. Hälfte 16. Jahrh. Stadtzeichen von Freystadt N. S.: ein gotisches M. Meisterzeichen ein Einhorn mit den Initialen A P. Gefunden bei Steinau a. d. Oder.
- Teller, fünf Stück, Zinn, scheibenförmig mit verdickter Randkante und durch Walzendruck markiertem Mittelstück. Am Rande Frührenaissance-Ornamente, in der Mitte die Wappen derer von Rechenberg und von Glaubitz in geätzter Arbeit. Die Ornamente des Randes sind bei allen fünf Tellern verschieden. Zwei Teller sind von 1551, zwei von 1552, einer von 1552 oder 1557 datiert. Der letztere ist mit einem Adler, dem Stadtzeichen von Sprottau, und den Meisterinitialen O P (oder P O) gestempelt. Alle Stücke dürften derselben Werkstatt entstammen. Gefunden bei Steinau a. d. Oder. Siehe Erwin Hintze, Schlesisches Zinngerät mit geätztem und gegossenem Dekor, in der Zeitschrift Cicerone Jahrg. II Heft 14 S. 485 f., wo die vorerwähnten Marken S. 486 und die beiden Teller von 1552 auf der Tafelbeilage abgebildet sind.
- Kännchen, Zinn, mit walzenförmigem Körper und kantigem Ausguss, daran ein Köpfchen in verschwommenem Reliefguss. Auf der Innenseite der Wandung ein Eichzäpfchen und aussen zwei Eichmarken, ein Adler mit Krone und ein Hirsch mit der Initiale B. Stadtzeichen von Hirschberg: ein Hirsch. Meisterzeichen des Johann Gottfried Eilefeld (Marken abgebildet in Schlesiens Vorzeit N. F. V S. 194 unten). Um 1790.
- Teller, Zinn, graviert mit dem von zwei Löwen gehaltenen Wappen einer Weber-Innung. Stadtzeichen von Liegnitz. Meisterzeichen des Gottlieb Benjamin Schamberger. Um 1800. (Geschenk des Schlesischen Altertumsvereins.)
- Fenstergitter, Schmiedeeisen, aus vierkantigen Bandeisensstäben, die zu einem passig gebogten Rautenmuster zusammengesetzt sind. Breslau, 1. Hälfte 18. Jahrh. Stammt von dem Hause Elisabethstrasse 6 in Breslau.
- Sammlung galvanoplastischer Nachbildungen von Plaketten Peter Flötner's, Hans Gars und verwandter Meister aus dem historischen Museum in Basel und anderem Besitze, zusammengestellt von dem Ingenieur-Assistenten v. Klucaric in Strassburg i. Els.

Stoffe:

- Altar-Antependium aus weisser Leinwand mit Weissstickerei. Enggedrängtes Voluten-, Blumen- und Rankenwerk in zusammengezogener Durchbruchstickerei, aufgelegten Knötchen, Feder-, Netz- und Steppstichen überzieht die 219 × 95 cm grosse Fläche in prächtigster Ausführung. 1. Hälfte 18. Jahrh. (Geschenk des Fräulein Marie von Kramsta auf Muhrau bei Striegau.)
- Dalmatika (Levitenrock) aus karminrotem Atlas mit grossem Blumenmuster und Blattornamenten in hell weinrotem Taffet und Goldbrochierung. 1. Hälfte 18. Jahrh.
- Frauenrock aus weissem Baumwollstoff mit Ripsbildung; an den beiden Langseiten breite Bordüren mit Blumen und Blattwerk aus bunter Wolle in Plattstichstickerei. Schlesien, 18. Jahrh.
- Bettbezüge, zwei Garnituren, bestehend aus je einem Oberbett und je zwei Kopfkissen. Weisse Leinwand mit Blumen in rotseidener Plattstichstickerei. Schlesien 18. Jahrh.
- Altardecke, Seidenstoff mit blaugrauem Grunde und weissem Damastmuster: in Wellenlinien aufsteigendes Gittermuster, unterbrochen durch Architekturen mit Lambrequins und umwunden mit Blüten und Blattzweigen. Wahrscheinlich aus einem ehemaligen Brautkleide zusammengenäht. Datiert 1741. (Überwiesen vom Allerheiligenshospital in Breslau.)
- Altardecke, heller Seidendamast, gemustert mit geschwungenen Zierbändern, aus denen Äste mit Blüten wellenförmig herauswachsen. Wahrscheinlich aus einem ehemaligen Brautkleide zusammengenäht. Datiert 1794. (Überwiesen vom Allerheiligenshospital in Breslau.)
- Damen-Überkleid mit kurzer Taille, langen Ärmeln und rosa gefüttertem Kragen. Aus weissem Mull mit Weiss- und Silberstickerei in Kettenstich. Ende 18. Jahrh. Getragen in Strehlen in Schlesien.
- Notizbucheinband mit Kanevasbelag, darauf eine Lyra mit Schwan und eine Lyra mit Rosenzweigen in farbiger Stickerei. Rücken aus grünem Leder mit Goldverzierung. Um 1820.

Brusttuch, weisser Tüll, mit Blättern und Blüten in Durchzugarbeit. Um 1830.
Musterstreifen aus Stramin mit Stickproben in farbiger Wolle. Bezeichnet: Minna von Randow 1836.

Asiatisches Kunstgewerbe:

Schüssel, heller, porös gebrannter Ton, überzogen mit farbloser Glasur. Bemalt in ultramarinblauer und schwarzer Zeichnung. In der Mitte eine Rosette mit geometrischem Bandmuster, ringsum verschieden gemusterte Frieze mit Parallelstrichen, Schnörkeln und spitz-ovalen Feldern. Sultanabad, 14. Jahrh.

Schüssel, gebr. Ton, hellgelbbraun, mit stark glänzender Glasur. In der Mitte kobaltblaues Blumenmuster, umschlossen von dunkelolivgrün gezeichneten Vierpässen mit Kielbogen. Sog. Kubatscha-Ware, 16./17. Jahrh.

Wandschirm, zwölfteilig, aus gelacktem Holze, in dem die Zeichnung wie bei einem Holzschnittstock ausgehoben und durch bunte Bemalung belebt ist. Figurenreiche Darstellung des Sommerpalastes von Peking, wie gewöhnlich bei diesen sog. Schirmen von der Coromandelküste. In der Mitte der Kaiser, der Tänzerinnen zusieht, links die Gebäude für die Frauen, rechts der Hofstaat mit viel Gefolge. Die Umrahmung bilden Glückssymbole, Vasen mit Blumen, Fabeltiere usw. Ende des 17. Jahrh. Abb. Taf. XI. Derartige Schirme sind in der letzten Zeit mehrfach bekannt

geworden, wie z. B. aus den Sammlungen Speck von Sternburg und Professor Adolf Fischer. Unser Exemplar (lang 270 cm) ist kleiner, aber ebenso schön in der Ausführung, entbehrt jedoch der Vergoldung. (Erworben aus der Wilhelm Grempler-Stiftung.)

Fries, aus Holz geschnitzt und farbig bemalt, mit Wasserwagen, zwischen denen zwei weisse und zwei braune Hasen dahinlaufen. Abb. S. 207. (Sinnbild des über das bewegte Wasser gleitenden Mondspiegels; siehe „Kokka“ Heft 10.)

Statue aus dunkel getöntem Holze mit teilweiser Vergoldung, darstellend Nio als Krieger, in barock bewegter Auffassung. Japan, 17.—18. Jahrh.

Statuette einer japanischen Tänzerin in Geishakostüm, aus rotbraunem Ton. Modelliert von Madame Koren. Japan, um 1900.

Büchchen für Teepulver (Chaire), braunes Steinzeug mit schön geflossener, dunkelbraun gefleckter Überlaufglasur. Japan.

Wassertopf, braunes Steinzeug mit grauweisser Glasur; in dieser drei Ornamentfrieze in weisser Tönung. Mit schwarzgelacktem Deckel. Japan.

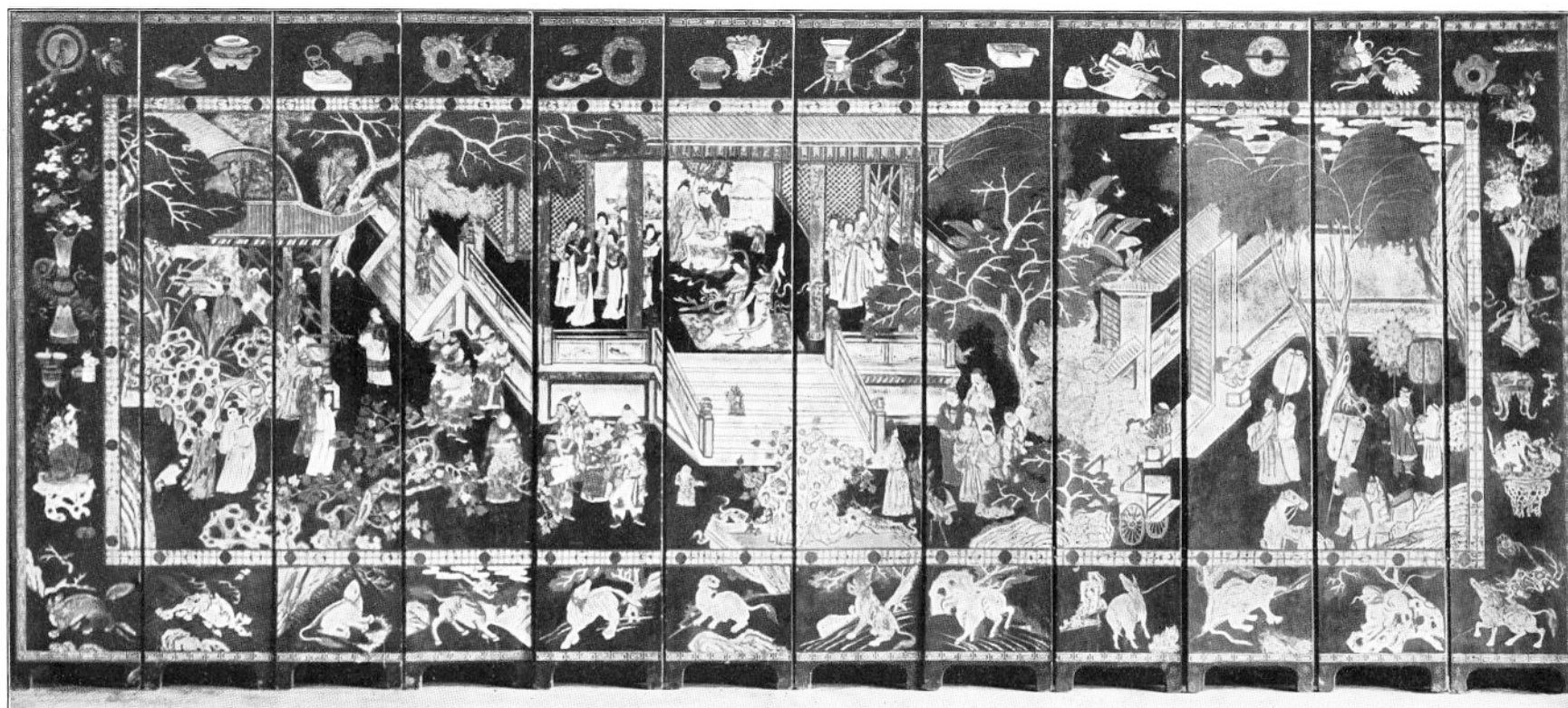


Standuhr von Prof. Theodor v Gosen

- Ingwertopf, Porzellan, reich dekoriert in Unterglasurblau, Eisenrot sowie in grüner, gelber und mattlila Emailfarbe. Auf dem kugeligen Körper fünf in Kielbogen passig gegliederte Felder; in diesen, in den Zwickeln und auf den übrigen Teilen des Körpers Blumenzweige und stilisiertes Rankenwerk in gedrängter Zeichnung. China, 18. Jahrh. (Angekauft aus den Zinsen des Vermächtnisses Joseph Epstein.)
- Vase, Porzellan, mit rotbraunem Glasurüberzug. China.
- Schale aus lilablauem Glase, gegen das Licht gehalten opalartig durchscheinend. China.

Modernes Kunstgewerbe:

- Majolikaplatte, farbig bemalt mit einer Gruppe von betenden Engeln; Ausschnitt aus dem Freskogemälde der Anbetung der Könige von Benozzo Gozzoli im Palazzo Riccardi in Florenz. Majolikafabrik von Cantagalli in Florenz. (Vermächtnis des † Fräulein Emma Potthoff in Muhrau bei Striegau.)
- Pelikan, Steinzeugfigur mit gelblich grauweisser Glasur. Modelliert von A. Alaphilippi, Paris 1908.
- Vase, steinzeugartiger Ton, mit brauner Lehm- und schwarzgrüner Überlaufglasur. Unter Leitung von Erwin Süss ausgeführt in der Töpferei von R. Burdack, Bunzlau 1909.
- Deckelpokal, Glas, mit reichgegliedertem Fusse und Ständer und konischem Kelche, ornamental in Tiefschnitt graviert und teilweise vergoldet. Entworfen von dem Geheimen Baurat Cremer in Berlin, ausgeführt in den Werkstätten der Firma Moritz Wentzel in Breslau. (Geschenk von Frau Moritz Wentzel.)
- Ziervase aus Tiffany-Favrile-Glas, mit hellgrünblau und lilablau irisierendem Federmuster. Von besonders prächtiger Wirkung ist die leuchtend lilablau irisierende Innenseite der Vase. Bezeichnet: A 48 L. C. T. L. Ch. Tiffany, New York 1898.
- Vase, farbloses Kristallglas, von zylindrischer, wenig gebauchter Form, mit hängenden Reineclaudenzweigen in Reliefschnitt. Englisch.
- Schmuckfenster aus farbigen und mit Schwarzlot bemalten Gläsern in Bleifassung, darstellend eine Wassernixe. Entworfen von Max Friese, ausgeführt von der Firma Adolf Seiler, Breslau 1909. (Überwiesen vom Magistrat der Stadt Breslau aus den Verlosungsgewinnen des Kunstgewerbevereins für Breslau und die Provinz Schlesien.)
- Standuhr, Bronze mit Goldtauschierung, Gehäuse in Form eines vierseitigen Obeliskens, der oben eine auf einer Schildkröte sitzende weibliche Figur mit Füllhorn und Stundenglas trägt. Zifferblatt dunkelblau emailliert. Entworfen und modelliert von Prof. Theodor von Gosen in Breslau, ausgeführt 1909 von Giesser Mühl, Graveur Scheu und Emailmalerin Margarethe Pfauth. Abgebildet S. 219 und in der Zeitschrift Schlesien Jahrg. IV S. 597. (Bestellt aus Mitteln des Kaiser Friedrich-Stiftungsfonds.)
- Schmuckkasten aus Leder mit Lederschnittarbeit und Metallbeschlägen. Ausgeführt von Wanda Bibrowicz in der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule in Breslau, 1909. (Bezahlt aus Mitteln des Kaiser Friedrich-Stiftungsfonds.)
- Kissen, Leinenstoff mit Dekor in Batiktechnik. Entworfen und ausgeführt von Margarete Trautwein, Breslau 1909. (Bezahlt aus den Mitteln des Kaiser Friedrich-Stiftungsfonds.)
- Kissen in Gobelinwirkerei; auf der Schauseite Fische, Korallen und Quallen in verschieden getöntem Grau und Bronzefarbe. Gearbeitet von Wanda Bibrowicz auf der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule in Breslau, 1909.
- Einsatz aus weisser Nähspitze mit Blatt und Blütenranken in Anlehnung an venetianische Reliefspitze. Schmiedeberger Spitzenschule, um 1880. (Geschenk der Erben der verw. Frau Stadtältesten Dr. H. v. Korn.)
- Brokatstoffe, drei Stück, einer entworfen von dem Maler Theodor Lichtenberg, ausgeführt von F. J. Casaretto in Crefeld 1909, die beiden anderen nach italienischen Vorbildern von Johann Reiners, Crefeld 1909.



Wandschirm aus gelacktem Holze, China, Ende 17. Jahrh.
Erworben aus der Wilhelm Grempler-Stiftung



VERMEHRUNG DER BIBLIOTHEK

Folgende wichtigere Bücherankäufe wurden gemacht: Martin, *L'art roman en France* — Gusmann, *L'art décoratif de Rome* — Sarre, *Erzeugnisse islamischer Kunst* — Hoffmann, *Baukunst und dekorative Skulptur der Renaissance in Deutschland* — Zetzsche, *Zopf und Empire* — Vöge, *Die deutschen Bildwerke* — Schweitzer, *Die Skulpturen-Sammlung des städtischen Suermondt-Museums in Aachen* — Lemberger, *Die Bildnis-Miniatur in Deutschland* — *Exhibition of illuminated manuscripts* — Julius Leisching, *Sammlung Lanna* — Ellwood, *Möbel und Raumkunst in England 1680—1800* — Siret, *Les premiers âges du métal* — von Benesch, *Das Beleuchtungswesen* — Graul-Kurzwelly, *Altthüringer Porzellan* — Laking, *Sèvres Porcelain of Buckingham palace and Windsor castle* — Braun, *Die liturgische Gewandung* — Neugebauer-Orendi, *Handbuch der orientalischen Teppichkunde* — Sima, *Studien über nationale Stickereien aus Böhmen und Mähren* — Lescure, *Gestickte Tücher aus der Mitte des XIX. Jahrhunderts* — Bergner, *Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland* — *Excavation at Philakopi in Melos* — Ullsteins *Weltgeschichte*.

Von Denkmäler-Inventaren, von denen, wie früher angegeben, eine vollständige Reihe angestrebt wird, wurden neu angeschafft: Die Kunst- und Altertums-Denkmal im Königreich Württemberg und die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover.

Für die Studienblättersammlung wurden, abgesehen von zwei japanischen Holzschnitten von Kiyonaga und Utamaro, hauptsächlich die Sammlung kunsttopographisch wichtiger Ansichten aus Schlesien und die Sammlung schlesischer Trachtenbilder vermehrt. Hervorzuheben sind drei Federzeichnungen von Friedrich Neumann mit Motiven aus Alt-Breslau, und eine Reihe von farbigen Lithographien mit den dazu gehörigen Studien und mit der Hand gezeichneten und kolorierten Vorlagen des Landschaftszeichners und Lithographen Ernst Wilhelm Knippel in Schmiedeberg (geb. 24. April 1811, gest. 26. April 1900).

Von Frau Gertrud Pfeiffer-Kohrt wurde als mustergültige Tierstudie ein Aquarell: „Hahn und Henne“ angekauft.

Die Ausgaben für die Bibliothek betragen aus etatsmässigen Mitteln 5370,75 Mk., aus den Zinsen der Wilhelm Gremplerstiftung 1485,24 Mk., aus dem Beitrage des Kunstgewerbevereins für Breslau und die Provinz Schlesien 150 Mk., insgesamt 7005,99 Mk.

Als weitere Geschenkgeber sind zu erwähnen: der Schlesische Altertumsverein — Kaufmann Julius Brann — Gebrüder Böhm, Kattowitz — Dr. C. Buchwald — Schriftgiesserei Flinsch, Frankfurt a./M. — Hofphotograph H. Götz — Adolf Grüneberger, Öls — Bernh. Jos. Grund — Kunstmaler Sigfried Haertel — Amtsgerichtsrat Hahn, Liegnitz — Architekt Henry — Professor Herrmann, Budapest — Gebr. Klingspor, Offenbach a./M. — Erben der Frau Dr. H. von Korn — Dr. G. Lustig — Fräulein Marks — Direktor Professor Dr. Masner — Meisenbach, Riffarth u. Co., Berlin — Lehrer Michael, Sagan — Grossherzogliches Museum in Darmstadt — Dr. Panitz, Jannowitz — Phönix-Verlag, Kattowitz — Dr. Prikryl, Thein in Mähren — Landesrat Schober — Direktor Professor Dr. Seger — Verlag Ullstein — Archivrat Dr. Wutke.

AUSSTELLUNGEN

Anlässlich der Ende August 1909 in Breslau abgehaltenen 56. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands veranstaltete das Museum eine grosse Ausstellung kirchlicher Kunst. Sie nahm ausser dem Lichthofe acht Räume des II. Stockwerkes ein und gliederte sich in zwei Abteilungen. Die eine umfasste die „Alte kirchliche Kunst in Schlesien“, die andere „Neue kirchliche Kunst“. In der ersten Abteilung beschränkten wir uns mit Rücksicht auf die Ausstellung von Goldschmiedearbeiten des Jahres 1905 für die Werke der alten Goldschmiedekunst vorwiegend auf den Breslauer Domschatz, der zusammen mit dem gleichfalls vom Domkapitel zur Verfügung gestellten silbernen Altare der Kathedrale einen Glanzpunkt der

Ausstellung bildete. Auch aus den anderen Gebieten kirchlichen Kunstschaffens war das Beste des schlesischen Besitzes vereinigt. Von Werken der Malerei sind die beiden Madonnen von Lukas Cranach aus dem Breslauer und dem Glogauer Dome zu nennen, ferner der prachtvolle gotische Flügelaltar des Petrus Wartenberg aus der Breslauer Kathedrale, sowie einige andere, dem Publikum sowohl wie der Kunstforschung bisher unbekannt gebliebene, sehr interessante mittelalterliche Gemälde. Eine besondere Abteilung war den Gemälden der schlesischen Nazarener gewidmet. Unter den Werken der Plastik ragte besonders die grosse Bronzefigur eines Christus von Adriaen de Vries vom Jahre 1604 aus der Dorfkirche in Rothsürben bei Breslau hervor. Sehr gross war auch die Zahl der Messgewänder. Bei der Abteilung der neuen kirchlichen Kunst waren in erster Linie unsere einheimischen Architekten, Maler, Bildhauer und Kunsthandwerker mit zum Teil sehr umfangreichen Arbeiten, daneben aber auch auswärtige Künstler sehr gut vertreten. Eine Ergänzung der Ausstellung bildeten Reproduktionen kirchlicher Kunstwerke, die durch die Hofkunsthandlung von Bruno Richter zusammengebracht wurden, und Aufnahmen alter und neuer schlesischer Kirchen. Der gedruckte Katalog umfasste 304 Nummern. Die Ausstellung dauerte vom 26. August bis 15. September und hatte sich eines ausserordentlichen Zuspruches zu erfreuen, der die Besucheranzahl des Museums auf die noch nie erreichte Jahresziffer von mehr als hunderttausend Personen brachte.

Ausserdem wurden im Berichtsjahre ausgestellt:

Gesellenstücke von Lehrlingen der „Freien Vereinigung von Arbeitsgebern in der Holzindustrie“ in Breslau

Erzeugnisse der Buchdruckerkunst von der Firma Gebr. Klingspor in Offenbach a. M.

Silberner vergoldeter Pokal, Ehrenpreis der Stadt Breslau zur Prinz Heinrich-Fahrt des Kaiserlichen Automobilklubs, entworfen von Sigfried Haertel, ausgeführt von Tillmann Schmitz

Kopie des Tafelaufsatzes der Kgl. Porzellanmanufaktur Berlin für die Kaiserin Katharina II., ausgestellt von der Firma Moritz Wentzel in Breslau

Stickereien von Fräulein Elise Friedländer-Kentschkau in Breslau

Dekorationsstoffe nach Entwürfen deutscher, österreichischer und englischer Künstler, ausgestellt von der Firma Ignatz Walsch in Breslau

Kleine Kunstschmiedearbeiten von Kunstschlossermeister August Saal in Breslau

Gewinne für die Weihnachtsverlosung des Kunstgewerbevereins

Photographien eines von der Schlesischen Gesellschaft von Freunden der Photographie veranstalteten Wettbewerbs um bildmässige Ansichtspostkarten

Einbände für das neue Provinzial-Gesangbuch, entworfen von Hugo Scheinert in Breslau

Kompositionen aus der Geschichte des Ornamentes, Entwürfe und farbige Aufnahmen, angefertigt von Martin Kimbel sen.

Moderne Porzellanfiguren, Wanderausstellung des Verbandes deutscher Kunstgewerbevereine

Künstlerische Inserate, ausgestellt vom Buchgewerbe-Museum in Leipzig

Bilder aus Alt-Breslau, gemalt von Oskar Rothkirch in Breslau

Stickereien und Textilarbeiten von Frau Langer-Schlaffke in Breslau

Erwerbungen des Museums im Etatsjahre 1909/10.

VORTRÄGE

Der II. Direktor Professor Dr. Seger hielt im Februar und März einen Vortragszyklus über die Anfänge der Kultur in Europa für die städtische Lehrerschaft Breslaus.

KAISER FRIEDRICH-STIFTUNGSFONDS

Bei Professor Th. von Gosen wurde eine Standuhr aus Bronze mit Goldtauschierung, Zifferblatt in Email und elektrischem Werk in Auftrag gegeben. Abb. S. 219. — Von der Lehrerin an der Kgl. Kunstschule Wanda Bibrowicz wurde ein Schmuckkasten in Lederschnitt und von Margarete Trautwein

ein Batikkissen aus Mitteln der Stiftung erworben. — Bei Sigfried Härtel bestellte die Museumsdirektion Entwürfe für kirchliche Arbeiten, die das Goldschmiedeatelier Schlossarek ausführte.

STIFTUNG VON GELDBETRÄGEN

Zu Ankäufen bei der Versteigerung der Sammlung Adalbert Ritter von Lanna haben Beiträge gestiftet:
 Schlesischer Altertumsverein 500 Mark; — Geheimer Kommerzienrat Eduard Arnhold, Berlin 3000 Mark; — Exzellenz Graf von Ballestrem auf Plawniowitz 3000 Mark; — Konsul Fritz Ehrlich 300 Mark; — Geheimer Kommerzienrat Philipp von Eichborn 300 Mark; — Rittergutsbesitzer Dr. Friedmann 100 Mark; — Rittergutsbesitzer Dr. Gallinek 100 Mark; — Kaufmann Alfred Hamburger 500 Mark; — Dr. jur. Paul Heimann 200 Mark; — Rittergutsbesitzer Eugen von Kulmiz auf Saarau 500 Mark; — Fabrikbesitzer Dr. B. Ledermann 100 Mark; — Bankier Franz Leonhard 30 Mark; — Rentier und Oberleutnant a. D. Karl Neugebauer 300 Mark; — Frau Dr. M. Oppenheim, Berlin 300 Mark; — Werft- und Reederei-Direktor Albert Rischowski 200 Mark; — Rittergutsbesitzer Leo Rohr, Dürschwitz 80 Mark; — Kommerzienrat Adolf Sternberg 300 Mark; — Dr. jur. Graf Tiele-Winkler, Moschen 500 Mark; = 10 310 Mark.

BESUCH DER SAMMLUNGEN UND DER BIBLIOTHEK

A. BESUCH DER SAMMLUNGEN

Monat	Anzahl der Besuchstage	Grösste Besucherzahl an einem Tage	Geringste Besucherzahl	Gesamtzahl der Besucher
April 1909	27	983	43	5 322
Mai	29	410	72	6 815
Juni	31	475	82	6 021
Juli	29	653	64	4 980
August	29	7 452	104	24 221
September	24	5 699	69	22 663
Oktober	31	884	63	6 077
November	29	442	50	3 336
Dezember	30	879	33	4 701
Januar 1910	30	785	56	5 650
Februar	28	632	59	5 588
März	29	1 017	103	7 607
zusammen	346			102 981

Die grösste Besucherzahl hatte das Museum am 31. August mit 7 452, die kleinste am 24. Dezember mit 33 Personen.

Korporative Besuche:

12. Mai die Buchdruckerklasse der Fortbildungsschule — 14. Mai der Frauenbildungsverein — 15. Mai eine Schule aus Trautenau — 16. Mai die Breslauer Typographische Gesellschaft — 22. Mai das Mädchen-Pensionat Geldschneider — 24. Mai ein Mädchen-Pensionat aus Liegnitz — 30. Mai die Buchdruckerklasse der Fortbildungsschule — 19. Juni die Tagesklasse der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule — 23. Juni die Präparanden aus Rawitsch — 24. Juni die Bürgerschule aus Freiwaldau —

26. Juni die Tagesklasse der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule — 1. Juli das Lehrer-Seminar in Lyck — 19. August das Lehrer-Seminar in Ostrowo — 4. September die Tagesklasse der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule — 6. September eine Oberklasse des Kgl. Friedrich Wilhelm-Gymnasiums — 7. September eine Klasse der Mädchenschule Nr. 32 — 7. September der Humboldtverein — 10. September eine Oberklasse des Kgl. Matthias-Gymnasiums — 13. September der Vincenzverein — 13. September die 1. Klasse der v. Zawadzky'schen höheren Mädchenschule — 15. September eine Klasse der Volksschule Nr. 7 — 8. November eine Klasse der Volksschule Nr. 28 — 2. Dezember die Pension Fischer in Karlsruhe O./S. — 14. Dezember eine Klasse der Joachimsthal'schen höheren Mädchenschule — 18. Dezember die Tagesklasse der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule — 11. Januar eine Klasse der Charlottenschule — 15. Januar der Landwirtschaftliche Verein — 5., 12., 19. und 26. Februar Schüler der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule — 12. Februar die Tagesklasse der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule — 22. Februar eine Oberklasse des Kgl. Matthias-Gymnasiums — 23. Februar die 1. und 2. Klasse der Realschule Nr. 1 — 26. Februar eine Oberklasse des Kgl. Matthias-Gymnasiums — 28. Februar eine Klasse der Volksschule Nr. 44 — 5. März eine Klasse der Städtischen Mädchenschule Nr. 43 — 8. März eine Klasse der Städtischen Mädchenschule Nr. 52 — 10. März eine Klasse der Städtischen Volksschule Nr. 15 — 11. März eine Klasse der Städtischen Mädchenschule Nr. 9 — 12. März je eine Klasse der Städtischen Volksschulen Nr. 17 und 77 — 16. März eine Klasse der Städtischen Volksschule Nr. 8 — 19. März die Tagesklasse der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule.

B. BESUCH DER BIBLIOTHEK

im April. . .	250	Juli. . . .	251	Oktober .	338	Januar . .	380
Mai	170	August . .	219	November	302	Februar .	353
Juni	175	September	189	Dezember	312	März . . .	352
						zusammen	3 291

Vom 15.—23. September war die Bibliothek wegen Aufräumarbeiten nach der Ausstellung kirchlicher Kunst ausnahmsweise geschlossen.

DIE MUSEUMS-DEPUTATION UND DAS BUREAU

Am 25. April 1909 übernahm Bürgermeister Trentin den Vorsitz in der Deputation. Kaufmann Friedenthal wurde am 24. Mai 1909 von der Stadtverordneten-Versammlung zum Stadtrat gewählt und schied aus der Deputation. An seine Stelle wurde am 3. Januar 1910 Dr. Hanke in die Deputation gewählt.

Am 10. Februar 1910 starb nach langem Leiden der Betriebsverwaltungs-Assistent Bruno Postulka, ein treuer, zuverlässiger und fleißiger Beamter, dem das Museum ein ehrenvolles Andenken bewahren wird. An seine Stelle wurde am 16. März 1910 der Betriebsverwaltungs-Assistent Hugo Schwartz von der Hafenverwaltung nach dem Museum versetzt.

Aufseher Wilhelm Renschke trat am 1. Oktober 1909 nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit in den wohlverdienten Ruhestand.

BERICHT ÜBER DAS XII. ETATSJAHR

(1. April 1910—31. März 1911)

ARBEITEN IN DEN SAMMLUNGEN

In der **vorgeschichtlichen Sammlung** wurde der Anstrich der Decken und Wände erneuert und bei dieser Gelegenheit eine durchgehende Reinigung der ausgestellten Gegenstände vorgenommen. Im Garten wurde ein zweites Steinkistengrab aus Peterkaschütz aufgestellt.

Innungsaltertümer. Die Erwerbung der Kleinodien der Vereinigten Breslauer Fleischer-Innung gab Veranlassung zu gründlicher Renovierung und Neuordnung des Raumes für die Zunfaltertümer.

VERMEHRUNG DER SAMMLUNGEN

1. VORGESCHICHTLICHE SAMMLUNG

Wo nichts anderes bemerkt ist, sind die Erwerbungen aus den Zinsen der Wilhelm Gremplerstiftung bestritten.

Jüngere Steinzeit:

- Bettlern Kr. Breslau. Becher nordischer Form mit Zickzack- und Parallelstrichmuster. Wahrscheinlich aus einem Skelettgrabe (Geschenk des Schlesischen Altertumsvereins.)
- Breslau, Kaiserbrücke. Gestielte Flint-Pfeilspitze. (Geschenk des Herrn Malers S. Härtel in Breslau.)
- Dyhernfurth Kr. Wohlau. Hirschhorngriff für einen Pfiemen oder Meissel. (Geschenk des Herrn Bahnmeisters A. Krug in Breslau.)
- Marschwitz Kr. Ohlau. Pilzförmige Schale mit Röhrenfuss aus einem Skelettgrabe. (Erworben durch gefällige Vermittlung des Herrn Rittmeisters a. D. von Eicke auf Marschwitz.)
- Nosswitz Kr. Glogau. Wohngrube Nr. 11: Scherben, Spinnwirtel, Flintspäne. (Geschenk des Herrn Bahnmeisters A. Krug in Breslau.)
- Ottitz Kr. Ratibor. Wohngrubenfunde. Vgl. S. 33ff. (Amtliche Ausgrabung.) — Ein Schleifstein für Stein- geräte. (Geschenk des Herrn Ziegeleibesitzers R. Rother in Ratibor.)
- Schoslawe Kr. Grünberg. Wohnstättenfunde: Flint-Pfeilspitze und zahlreiche Flintspäne. (Geschenk des Herrn Kgl. Landmessers Hellmich in Breslau.)
- Steinäxte aus Alt Cosel Kr. Cosel (Geschenk des Schlesischen Altertumsvereins), Eisenhammer Kr. Militsch, Frauenwaldau Kr. Trebnitz, Gross Oldern Kr. Breslau, Jordansmühl Kr. Nimpsch, 2 Stück, Kuschlau Kr. Strehlen, Wangern Kr. Breslau (Geschenk des Herrn Guts- besitzers Wende in Wangern), Weigwitz Kr. Breslau, Zowade Kr. Oppeln.

Ältere Bronzezeit:

- Breslau, Alte Oder. Topf mit 3 Griffwarzen.
- Goldberg. Bronzeschwert. Vgl. S. 39ff.
- Gräbschen Kr. Breslau. 5 Gefässe, darunter ein Tiegel mit drei Füßen, aus einem Skelettgrabe (Ge- schenk des Herrn Bahnmeisters A. Krug in Breslau).
- Massel Kr. Trebnitz. Brandgräber Nr. 2—4. Vgl. S. 9ff. (Amtliche Ausgrabung.)

Zeit der Urnenfelder:

- Alt Jauer Kr. Jauer. Scherben eines grossen Vorratsgefässes, 2 Grabgefässe und 1 Tonteller der jüngeren Bronzezeit. (Geschenk des Herrn Bahnmeisters A. Krug in Breslau.)
- Alt Guhrau Kr. Guhrau. 8 Grabgefässe der jüngeren Hallstattzeit. (Geschenk der Herren Gutsbesitzer Scholz und Horn in Alt Guhrau.)
- Cantersdorf Kr. Brieg. Aus einem Gräberfelde vom Ende der Bronzezeit: Ein ganzes und drei halbe Bronzerädchen; Rasiermesser mit Resten einer Holzscheide, Ringe und Nadeln aus Bronze. — Grabfund Nr. 27: 7 Gefässe, vierspeichiges Tonrädchen.
- Droschkau Kr. Namslau. Bronzene Knopfsichel. (Geschenk des Herrn Gärtners Weyhe in Berlin.)
- Dyhernfurth Kr. Wohlau. Bemaltes Gefäss der jüngeren Hallstattzeit. — Bronzener Gusskuchen aus einem Grabgefässe.

- Gräfenort Kr. Oppeln. 2 tordierte Halsringe und Nadeln aus Bronze. — 80 blaue Glasperlen, 189 Ösenknöpfchen und 38 Ringel aus Bronze, zusammen in einem Tongefässe gefunden.
- Gross Tschansch Kr. Breslau. Bronzenadel mit bikonischem Kopfe. (Geschenk des Herrn Bahnmeisters A. Krug in Breslau.)
- Herrnstadt Kr. Guhrau. Bronzener Tüllenmeissel.
- Jordansmühl Kr. Nimptsch. Vasenförmiges Gefäss der jüngeren Hallstattzeit. (Geschenk des Herrn Bahnmeisters A. Krug in Breslau.)
- Krummwohlau Kr. Wohlau. Grabgefäss der jüngeren Bronzezeit. (Geschenk des Herrn Lehrers A. Koch in Breslau.)
- Milzig Kr. Grünberg. 4 Gefässe aus einem Grabe der jüngeren Hallstattzeit. (Geschenk des Herrn Gutsbesizers B. Jaeckel in Milzig.)
- Porschwitz Kr. Steinau. Grabfunde Nr. 1—95 aus einem Friedhofe der Bronzezeit. (Ausgrabung des Schlesischen Altertumsvereins.)
- Protsch Kr. Militsch. Sichel und 2 Hohläxte aus dem Depottfunde Schlesiens Vorzeit VI S. 308ff.
- Schiechowitz Kr. Ratibor. Bronzeschwert vom ungarischen Typus. Vgl. S. 39.
- Thiemendorf Kr. Steinau. Friedhof vom Ende der Bronzezeit: Grabfunde Nr. 4—18. (Amtliche Ausgrabung.)
- Wangern Kr. Breslau. 6 Gefässe aus Gräbern der Buckelurnen- und der jüngeren Hallstattzeit. (Geschenk des Herrn Gutsbesizers Wende in Wangern.)
- Zowade Kr. Oppeln. Aus Gräbern der Bronze- und Hallstattzeit: 14 Gefässe, tönernes Trinkhorn; Hohlaxt, 2 Messer, verzierte lange Nadel mit Kopf in Form eines abgestumpften Kegels, Armreif, verzierter Ösenknopf und Hallstattfibel (Typus Mertins, Wegw. Fig. 208) aus Bronze; gläserne Augenperle.

Vorrömische Eisenzeit:

- Gurschen-Schlichtingsheim Kr. Fraustadt. Scherben, z. T. ornamentiert, 1 Eisenmesser, von dem Gräberfeld Schlesiens Vorzeit N. F. II S. 42. (Geschenk des Herrn Kgl. Landmessers Hellmich in Breslau.)
- Peterkaschütz Kr. Militsch. Steinkistengrab mit Knochenurne und zwei Beigefässen. (Amtliche Ausgrabung.)
- Strehlitz Kr. Namslau. Brandgrab der Früh-La Tènezeit: 3 Gefässe, Scherben, eiserne Spiralkopfnadel. (Amtliche Ausgrabung.)
- Sulau Kr. Militsch. Brandgrube der Spät-La Tènezeit: Schwert, Hiebmesser, 2 Lanzen spitzen aus Eisen.

Römische und Völkerwanderungszeit:

- Bobernig Kr. Grünberg. Eiserne Lanzen spitze. (Geschenk des Herrn Forstmeisters Jasse in Deutsch Wartenberg.)
- Cosel O/S. 2 Lanzen spitzen, 1 Pferdetrense aus Eisen. (Geschenk des Herrn H. Stenzel in Breslau.)
- Eichberg Kr. Glogau. 2 Grabfunde der Völkerwanderungszeit: Schnallen und Teile durchbrochener Gürtelschliessen aus Bronze, 1 kugelige und 1 melonenförmige Glasperle.
- Schwirz Kr. Namslau. Aus einem zerstörten Brandgrabe: 2 Lanzen spitzen, Messer, Feuerstahl, Nadel und Schnalle. (Geschenk der Kgl. Württembergischen Güterverwaltung Karlsruhe i. Schles.)
- Sulau Kr. Militsch. Bronzene Gitterfibel.
- Thiemendorf Kr. Steinau. Spät Römisches Skelettgrab in brunnenförmiger Steinsetzung: 2 Gefässe, bronzebeschlagener Eibenholzeimer, Schnallen und Fibel mit umgeschlagenem Fuss aus Bronze; Bronzeschnalle, Ring und Messer aus einem zweiten Skelettgrabe. (Amtliche Ausgrabung.)

Slawische Zeit:

- Ossig Kr. Striegau. Reihengräber Nr. 1—2: Zwei bronzene Schläfenringe, Eisenmesser, ein Stück Rötel. (Amtliche Ausgrabung.)
- Porschwitz Kr. Steinau. Schlacke und tönernerne Düsen von einem Eisenschmelzofen, Scherben und gebrannte Lehmewurfstücke. (Amtliche Ausgrabung.)

Kittlau und Sandewalde Kr. Guhrau. Scherben aus Burgwällen. (Geschenk des Herrn Kgl. Landmessers Hellmich in Breslau.)

Ausserschlesische Funde:

Eolithicum. Typenserien von Feuersteinstücken aus dem Oligocän von Boncelles in Belgien und von Steingeräten der Tasmanier, zusammengestellt von Prof. A. Rutot in Brüssel.

Ältere Steinzeit. Die Typen der älteren Steinzeit, in Abgüssen zusammengestellt und erläutert von Dr. R. R. Schmidt in Tübingen; Typenserie des Strépyien, in Abgüssen zusammengestellt von Prof. A. Rutot in Brüssel; Feuersteingeräte der Stufe von Chelles aus dem Tale de la Haine in Belgien; Sammlung von Stein-, Horn- und Knochengerten des mittleren und jüngeren Paläolithicum (Monstérien, oberes Solutréen, unteres Magdalénien) aus der Grotte von Placard (Charente); Gipsabgüsse von Wandzeichnungen aus der Höhle von Combarelles (Dordogne); Abguss der weiblichen Figur aus Willendorf a. d. Donau.

Jüngere Steinzeit. Früh-neolithische Flintbeile aus St. Gertrud in Holland. (Geschenk von Herrn Prof. Dr. Seger); Streitaxt von geschweifeter Form und Feuersteindolch aus Dänemark; Funde aus dem neolithischen Gräberfelde von Abusir-el-Melek in Ägypten. (Geschenk des Schlesischen Altertumsvereins.)

Völkerwanderungszeit. Ostgotische Grabfunde aus dem Gräberfelde von Suuk-Su und aus der Gegend von Kertsch in Russland. Vgl. S. 47ff.

2. MÜNZKABINETT UND SIEGELSAMMLUNG

Die schlesische Sammlung wurde um 11 goldene und 164 silberne Münzen, 18 silberne und 28 andere Medaillen vermehrt. Der Aufwand für Ankäufe betrug 2455 Mark. Von wertvolleren schlesischen Münzen seien genannt:

Mittelalter. Matthias Corvinus. Jägerndorfer Groschen. Probestück. Vgl. S. 88 unten.

Stadt Breslau. Dukaten 1525. Friedensburg Nr. 572.

Oberlehnherr. Friedrich Pfalzgraf bei Rhein (Winterkönig). Achtundvierziger 1621.

„ Die schlesischen Stände. Silberne Probe (Klippe) zu einer Goldmünze von 4 Taler 12 Kreuzer Wert. Abgeb. S. 90.

„ Ferdinand III. $\frac{1}{2}$ Taler 1657.

„ Leopold I. Dukat 1663; $\frac{1}{2}$ Dukat 1686; Dukat 1692; 3 Kreuzer-Klippe 1705.

„ Joseph I. Dukat 1705.

„ Carl VI. Dukat 1716; 4 Dukat 1727; $\frac{1}{2}$ Taler 1728.

„ Friedrich Wilhelm II. Friedrichsdor 1789.

Liegnitz-Brieg. Friedrich II. $\frac{1}{4}$ Taler 1546.

„ „ Joh. Christian und Georg Rudolf. Dukat 1619; 24 Kreuzer-Klippe 1621.

Münsterberg-Öls. Joachim, Heinrich III. und Karl II. Dukat 1562.

Glatz. Ferdinand III. Doppeltaler 1630.

Oppeln-Ratibor. Karl Ferdinand, Prinz von Polen. $\frac{1}{2}$ Talerklippe 1654.

Teschen. Wenzel III. Adam. Weissgroschen 1559 und 1560.

Jägerndorf. Georg Friedrich. Dukat 1578.

Von Medaillen ist die wertvollste Erwerbung die S. 244 abgebildete silber-vergoldete Gussmedaille. Die Hauptseite zeigt das jugendliche Brustbild Kaiser Rudolfs II. in hohem Relief nach Antonio Abondio, die Rückseite ein behelmttes Wappen mit der Umschrift: LORENZ SCHNEIDER — KVPFERSC. V. ZEVC-WAR || ZV — BRES. Dieser Breslauer Kupferschmied und Zeugwart Lorenz Schneider hat sich urkundlich feststellen lassen. Er wird Bürger am 1. Januar 1560 und stirbt 80 Jahre alt am 18. November 1606. Seine Medaille ist augenscheinlich aus zwei Hälften zusammengelötet, von denen die eine den berühmten Italiener, die andere sicher einen Breslauer Künstler, und zwar wahrscheinlich den Goldschmied Paul Nitsch zum Verfertiger hat. Die Behandlung der Wappenseite stimmt mit derjenigen der Medaillons auf der Lavaboschüssel des Domschatzes vollkommen überein. Vgl. Schlesiens Vorzeit N. F. II S. 130. Die Entstehungszeit der wohl als Unikum zu betrachtenden Medaille wird man hiernach um 1590 anzusetzen haben. Lötspuren am Rande zeigen, dass sie als Brustschmuck an drei Kettchen getragen worden ist.

Von grosser Seltenheit ist auch trotz ihres modernen Ursprungs eine silberne Medaille von 79 mm Durchmesser auf die Begründer der Borsigwerke, Johann Friedrich August und August Julius Borsig. Die Hauptseite zeigt die beiden Köpfe nach links, die Rückseite die Fabrik im Eichenblättermkranze. Als Verfertiger nennt sich W. Kullrich.

Eine bedeutende Schenkung erhielt das Kabinett durch die Erbinnen der verw. Frau Helene von Korn in Breslau, Frau von Bergmann in Oberkauffung und Frau von Schweinichen auf Pawelwitz. Sie gestatteten der Direktion eine Auswahl der für das Museum brauchbaren Stücke aus der nachgelassenen Sammlung des Herrn Stadtältesten Heinrich von Korn, umfassend eine grössere Anzahl schlesischer Münzen und Medaillen, sodann eine Reihe römischer, mittelalterlicher und neuzeitiger Gold- und Silbermünzen und schliesslich eine Kollektion moderner französischer Medaillen und Plaketten, durch welche die Bestände des Kabinetts in sehr erwünschter Weise ergänzt werden.

Weitere Geschenke spendeten die Herren Geh. Regierungsrat Dr. Friedensburg, Landmesser Hellmich, Lehrer A. Koch und Füllbier in Breslau, Stadtsekretär Häusler in Reinerz, der Museumsverein in Gleiwitz und die Hohenlohehütte. Die ev.-ref. Hofkirche in Breslau überwies als Depositum eine Bronzemedaille auf Calvin.

Siegelstempel wurden erworben: des Erzherzogs Karl (später Kaiser Karl VI.) als Thronerbe von Böhmen und Herzog von Schweidnitz (1705—1711); der Schöffen und Hofrichter in Schweidnitz, 15. Jahrh.; des Provinzial-Gerichts in Hirschberg, 17. Jahrh.; der Richter und Provinzialschöffen in Jauer, 17. Jahrh.; der K. Pr. General-Tobackspacht in Breslau, 1770—1786; der Töpfergesellen in Goldberg 1667; des Bernhard Bonit v. Mohrenthal 1710; des Hans Friedrich Freiherrn von Nimptsch (nach 1773); des Hans Anton von Schaffgotsch (nach 1731), vier Stück; des Erhart Truchsess von Witzhausen, Landeshauptmanns von Breslau, 1654—1664, zwei Stück.

3. KULTURGESCHICHTLICHE SAMMLUNG

Alt-Breslau

Kupferstichplatte, mit Prospekt von Breslau, gestochen von Jacob Lindnitz in Breslau 1667. Siehe Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens Bd. V S. 41.

Geldbüchse aus Eisenblech, bemalt: Straff-Büchse beym Reuschen Viertel Nr. 3. 1714.

Kupferstich des 1730 abgebrannten Turmes der Sandkirche von Christian Bückling in Breslau.

Messingplatte mit gravierter Darstellung der Beschiessung Breslaus und Unterschrift: Ignatius Scherzer Stat Samler in Breslau Ao 1757.

Aushängezeichen eines Breslauer Kupferschmiedes mit angehängtem Kessel, Kännchen und Kuchenform von 1764, erneuert 1886.

Ölbild: Blick in ein Seitenschiff der Magdalenenkirche vor der Renovation von 1888. M. Spieler.

Ölbild: Das Innere der Sandkirche mit Blick auf den Hochaltar. Ad. Woelfl 1889.

Rechtsaltertümer

Richtschwert mit Scheide aus dem Besitze der Scharfrichterfamilie Birke in Greiffenberg. Um 1700.

Gebotszeichen aus einem Stück Wurzelholz, von 1777. (Geschenk der Gemeinde Prietzen Kr. Öls.)

Innungswesen und Handwerksgeräte

Zwei Zunftladen der Breslauer Tuchmacher-Innung, 17.—18. Jahrh. (Geschenk der Innung.)

Sargschild der Breslauer Tuchmacher aus bemaltem Kupferblech von 1613, renov. 1833. (Geschenk der Innung.)

Schurzschliesse aus Messing mit Emblemen des Zimmerergewerbes von 1806.

Waffen, Uniformen und patriotische Andenken

Schwert mit Resten von Goldtauschierung, 14.—15. Jahrh. Gefunden beim Neubau der Staustufe Linden Kr. Brieg. (Überwiesen von der Königl. Oderstrom-Bauverwaltung.)

Streitaxt (?) mit altem Eichenschaft, 14.—15. Jahrh. Gefunden beim Neubau der Staustufe Linden, Kr. Brieg. (Überwiesen von der Kgl. Oderstrom-Bauverwaltung.)

Zwei Armbrüste mit gravierten Beineinlagen und hölzernem Spanner. Schlesien, 17. Jahrh.



Haus aus der Kolonie Strickerhäuser. Gemalt von Gertrud Staats

Offiziers-Sponton, geätzt mit Doppeladler und Trophäen. Schaft fehlt. 17. Jahrh. (Überwiesen von der Königl. Oderstrom-Bauverwaltung.)

Trommel, bemalt mit Breslauer Stadtwappen, 17. Jahrh. Aus der Sammlung Krieger-Paritius.

Bildnis des Kgl. preuss. Majors Gotthelf Carl von Küntzlin in der Uniform des Favratschen Regiments in Glatz, Ölbild auf Leinwand. Wahrscheinlich um 1800 in Schlesien gemalt. Bei dem Bilde drei Dokumente von 1779, 1794 und 1798, die sich auf die militärische Laufbahn des Dargestellten beziehen.

Windbüchse, Repetiergewehr von Arnecker in Breslau, Anf. 19. Jahrh.

Eisernes Kreuz von 1870, getragen von Gustav Rabe in Breslau. (Vermächtnis von Gustav und Auguste Rabe.)

Bergmannsaxt mit Holzstiel. Marke Ring mit Herz. Gefunden in Silberberg.

Schlesische Trachten und Geräte

Frauenkleid aus bedrucktem Kattun: Rock, Mieder und Spenzer. Girlachsdorf Kr. Bolkenhain.

Miederlatz mit reicher Gold- und Silberstickerei. Grafschaft Glatz.

Drei Brusttücher aus Kattun. Um 1830. Langhelwigsdorf Kr. Bolkenhain und Kuhnern Kr. Striegau.

Schneppenhaube aus geblümter Seide mit rosa Bändern. Angeblich von 1797. Kuhnern Kr. Striegau.

Zwei Haubenflecke aus geblümter Halbseide. Ende 18. Jahrh. Bärsdorf Kr. Jauer.

Hauskäppchen aus dunkelblauem Tuch. Um 1830. Bärsdorf Kr. Jauer.

Frauenhaube mit Goldspitze und Pelzbesatz. Um 1840. Ottmachau.

Frauenhaube aus weissem Tüll mit Klöppelspitze, garniert mit Blumen, Beeren und Blättern. Um 1850. Rauden Kr. Freystadt.

Florschneppe aus schwarzem Krepp, bei Begräbnissen getragen. Um 1840. Herzogswaldau Kr. Jauer.

Kinderschuhe, ein Paar, gestrickt. Aus einer Brautschachtel. Um 1850. Jauer.

Shawl, sogen. Kinderkutsche zum Tragen kleiner Kinder. Um 1840. Soppau Kr. Leobschütz.

Stoffproben zu Frauenkleidern aus bedrucktem Kattun, Halbseide und Quinettstoff. Sammlung von 30 Mustern. 18.—19. Jahrh. Freiburg und Jauer.

- Wandbrett, bunt bemalt. Bauernhausrat aus der Grafschaft Glatz, 18.—19. Jahrh.
 Giesskanne aus gebranntem Ton von 1782. (Geschenk des Schlesischen Altertumsvereins.)
 Handmühle, bestehend aus Untergestell, den beiden daraufliegenden Mühlsteinen und dem Obergestell mit der Dreh- oder Quirdelstange. 19. Jahrh. Richtersdorf, Kr. Gleiwitz. (Geschenk des Schlesischen Altertumsvereins.)
 Schlittenpeitsche aus geflochtenem Leder. (Geschenk des Schlesischen Altertumsvereins.)
 Fliegenwedel mit Quaste aus gedrehten Holzfasern. Puschkau, Kr. Striegau.
 Federballschläger, bemalt mit den Wappen von Württemberg und Mecklenburg. Stammt aus Öls aus der Zeit Herzog Christian Ulrichs und seiner vierten Gemahlin Sophia von Mecklenburg-Güstrow (1700—1704). (Geschenk von Fräulein Stapelfeld in Canth.)
 Körbchen aus bunten Papierröllchen um 1850. (Geschenk des Herrn Edmund Jung in Breslau.)
 Whist-Kartenspiel mit Darstellungen aus der Zeitgeschichte in Kupferstich. Anfang 19. Jahrh.
 Flaschenkunststück mit eingesetzter Buchpresse, gearbeitet von Buchbinder Adolf Hackel in Breslau 1905.

- Ölbild, darstellend den Gerichtskretscham von Buchwald im Riesengebirge mit Blick auf die Kirche.
 Gemalt von Hugo Buchwald in Breslau 1910.
 Zwei Ölbilder, darstellend 1. ein Haus aus der Kolonie Strickerhäuser im Riesengebirge, Abb. S. 231, 2. ein Bauernhaus aus Grafenort in der Grafschaft Glatz. Gemalt von Gertrud Staats in Breslau 1910.
 Vier Trachtenbilder in Temperamalerei, darstellend Typen aus der Gegend von Königshütte. Gemalt von Paul Segieth aus Königshütte 1905.
 Die vorgenannten sieben Bilder wurden vom Schlesischen Altertumsverein geschenkt.

4. DIE SAMMLUNGEN DES KUNSTGEWERBES

Im Jahre 1889 hatte der Hauptmann a. D. Krieger die von seinem Vater und Grossvater, dem Glockengiesser Krieger und dem Stadtrat Paritius in Breslau, zusammengebrachte Altertümersammlung dem Museum schlesischer Altertümer zur Aufbewahrung übergeben. Verhandlungen mit den Erben des im Jahre 1910 verstorbenen Besitzers führten zu dem erfreulichen Ergebnis, dass die wichtigsten Stücke dieser Sammlung für unser Museum angekauft werden konnten. Die Bezahlung erfolgte in zwei Jahresraten. Die durch die zweite Rate erworbenen Gegenstände werden erst unter den Neuerwerbungen des Etatsjahres 1911/12 angeführt werden.

Antikes Kunstgewerbe:

- Gefäss in Form einer Enté, Ton, schwarz gefirnisst; das Gefieder ist durch weissen, stellenweise gelbbraun gehöhten Schlicker angedeutet. Nolanisch.
 Alabastra, drei Stück, Amphora und Oenochoe, aus opakem Glase mit aufgelegtem Zickzack-, Feder- oder Schuppenmuster in sehr schönen und seltenen Zusammenstellungen der Farben. Aus Italien.
 Sammlung von spätantiken und koptischen Textilfunden aus Akhmin und dem Fayum, 4.—7. Jahrh. n. Chr., erworben aus der Sammlung Wilhelm Graf in Rodaun bei Wien.
 Fingerring, glatter breiter Goldreif mit scheibenförmigem grauem Achatstein; in der Mitte desselben in goldener Zellenfassung eine Einlage aus rotem Stein, am Rande eine geriefte Fassung. Spätantik. Gefunden auf dem Felde von Neudorf bei Blesen, Kreis Schwerin a. d. W., Prov. Posen.

Architekturteile:

- Portalumrahmung, Sandstein, mit wagerechtem Sturze und schlichter Rahmenfassung um das geteilte Oberlicht. Mit Inschrift VERBVM DOMINI MANET IN ETERNVM und Jahreszahl 1541. Stammt von dem Hause „Grüner Kürbis“ Ring 23 in Breslau. (Geschenk des Herrn Oberstleutnants a. D. Hancke und seiner Frau Clara, geb. Zimmermann, in Starnberg in Bayern.)

Möbel usw.:

- Einrichtungsgegenstände aus der Villa der Fürstin Lignitz im Schlosspark von Erdmannsdorf im Riesengebirge: Kommode, Wandspiegel und acht Stühle aus Mahagoniholz mit Einlagen aus hellem Ahorn, ein Papierkorb aus Rohrgeflecht und Fenstervorhänge aus bunt bedrucktem Kattun mit vergoldeten Gardinenstangen. Um 1840.
- Schüssel, Holz, belegt mit Perlmutterplättchen. Unterseite schwarz lackiert. Rand mit Metallfassung. 17. Jahrh. Aus der Sammlung Krieger-Paritius in Breslau.

Bilder und Miniaturen:

- Tod des Feldmarschalls Grafen von Schwerin, Gipsrelief, bezeichnet ACIER 1783. In altem zugehörigem Rahmen. Dieses Relief ist einer der von Acier selbst im Jahre 1786 besorgten Originalabgüsse, nicht eine spätere Nachformung und stimmt genau überein mit dem in der Kirche zu Bohrau bei Breslau befindlichen, nur reicher eingerahmten Exemplare, das Friedrich der Grosse im Jahre 1783 dem Oberstallmeister von Schwerin geschenkt hatte. Siehe Schlesiens Vorzeit N. F. IV S. 131 ff. und Taf. IV.
- Tod der hl. Ursula. Ölbild auf Leinwand. Mit dem Wappen des Breslauer Domherrn Gerhardus Eckerus und der Jahreszahl 1611. Stammt aus dem kath. Schullehrerseminar auf der Sandstrasse in Breslau. (Angekauft aus den Zinsen der Gustav Rabe-Stiftung.)
- Brustbild des Pastors Samuel Fülleborn zu Liebenzig in Niederschlesien, in geistlicher Tracht und Perücke, Pastell. Bezeichnet: Anton Pausenwein gemalt 1787.
- Bildnisse des Justizrates und Notars Karl Eberhard Paur und seiner Frau Johanna geb. Lindenzweig. Ölbilder auf Leinwand. Bezeichnet: Grünson pinx. 1820. (Geschenk von Frau Johanna von Rohrscheidt, Breslau.)
- Bildnisse eines Herrn und einer Dame in einem Interieur der Biedermeierzeit, Gemälde auf rechteckiger Porzellanplatte. Bezeichnet: . . Heinze. Breslau, um 1840. Ein Gegenstück dazu vom Jahre 1837 wurde 1905 erworben, siehe Schlesiens Vorzeit N. F. IV S. 200.
- Zunftstube der Breslauer Fleischer-Innung in ihrem alten Hause auf der Oderstrasse, Ölbild auf Leinwand von Marie Spieler, Breslau um 1880. (Geschenk der Künstlerin.)

Majolika, Fayence, Steinzeug, Steingut:

- Schüssel, rotbraun gebrannter Ton, verziert in sog. Mezzamajolikatechnik mit weisslicher Engobe, die durch graublau, grüne und gelbbraune Töne belebt ist. In der Mitte ein Wappen mit waagrechttem Balken und drei Sternen. Am Rande ein breiter Fries mit zwei Paaren von Delphinen und Rankenblattwerk. La Frata, um 1500. Aus der Sammlung Schwarz; Auktionskatalog R. Lepke, Berlin 1910, Nr. 248 mit Abbildung Taf. 40.
- Apothekergefässe, sechs Stück, und eine Schale auf niedrigem Fuss, gute Vertreter der späteren italienischen Majolikafabrikation des 16. und 17. Jahrh. (Vermächtnis des Herrn Kunstmalers Julius Reif, Taormina in Sizilien.)
- Topf aus dunkelbraun gebranntem Ton, innen und oben am Rande mit Engobe überzogen, darauf im Inneren des Topfes ein Überzug von heller, oben am Rande von grüner Bleiglasur. Spätmittelalterlich. Gefunden im Baugrunde eines Hauses in Neisse.
- Keramischer Fund, bestehend aus drei unglasierten Töpfchen mittelalterlichen Gepräges und fünf Tonfigürchen, zum Teil mit gelblichem Bleiglasurüberzug, darstellend Pferde und Reiter zu Pferde in primitiver Ausführung. Gefunden in Striegau.
- Henkelkrug aus graubraunem Steinzeug, mit tiefeingedrückten eng aneinandergereihten horizontalen Zickzacklinien auf dem tonnenförmigen Körper. 15. Jahrh. Gefunden in Görlitz.
- Henkelkrug, gebrannter Ton, aussen mit grüner, innen mit gelbbrauner Bleiglasur überzogen. Verziert mit aufgelegten Reliefs: auf dem eiförmigen Körper ein Mann im Zeitkostüm, der Evangelist Matthaeus und ein Ritter, auf dem walzenförmigen Halse ein Jäger, ein Medaillon mit zwei Köpfen und ein bärtiger Männerkopf. Mitte 16. Jahrh. Gefunden im Grunde des Hauses Messergasse 14/16 in Breslau.



Maria als Himmelskönigin, von Kändler

schmack. Auf dem Boden eingeritzt: Steinau. In unseren Sammlungen das erste Belegstück für eine Steingutfabrik in Steinau a. O. am Anfang des 19. Jahrh.

Ofenkachel, unglasiert, hochrechteckig; in der Mitte ein Medaillon mit männlichem Porträt in Frührenaissancetracht, darüber und darunter je ein Bogen mit gotisierendem Laubwerk. Um 1540. Gefunden in Frankenstein in Schlesien.

Ofenkachel mit schwarzbrauner Glasur, mit geistlichem Wappen, den Initialen E F P C und der Jahreszahl 1728 in Relief. (Geschenk der verw. Frau Hauptmann Chorus.)

Ofenkachel mit weisser Glasur, mit geistlichem Wappen in Rokokomuschelwerk, den Initialen H. K. P. C. und der Jahreszahl 1778 in Relief. (Geschenk der verw. Frau Hauptmann Chorus.)

Riesenschüssel von 60 cm Durchmesser, Ton mit heller Bleiglasur und Verzierungen in Schlicker. Auf dem Boden ein Totenkopf, am Rande die Aufschrift: Du Siehst mich an und Wunderst dich und was du bist, das war auch ich, und was ich bin, wirst (du). Schlesien, 18. Jahrh.

Masskrug, graues Steinzeug, mit Wellenranke in belegter und geritzter Arbeit, blau und mangano-violett, bemalt. Mit Zinndeckel von 1759, darin Bautzener Marken. Westerwald, um 1700.

Kuffe, dunkelbraunes Steinzeug, mit Kerbschnittmuster. Mit Zinndeckel von 1731. Sächsisch.

Fayencefigur, farbig bemalt: leidender Christus auf einem Sockel sitzend. Ohne Marke. Proskau, um 1783.

Tischleuchter, ein Paar, helles Steingut, in Form von vierkantigen Säulen, zum Teil schwarzbraun bemalt. Marken eingedrückt: Pr: No: I und PROSKAU F: St: 5. Proskau, Anfang 19. Jahrh.

Leuchterfiguren, zwei Stück, Fayence mit farbiger Bemalung; nackte Knaben mit pelzbesetzter Mütze auf einem Sockel sitzend, in der Rechten ein Füllhorn, dessen Öffnung als Lichttülle dient. Marke G. Glinitz OS., um 1775.

Dose in Form einer sitzenden Ente, helles Steingut, mit farbig gemaltem Gefieder. Glinitz, um 1800.

Teller, helles Steingut mit gelblichem Glasurüberzug, in der Mitte ein Pfau und zwei Blumenstauden, am Rande Streublumen in Braun, Grün und wenig Graublau und Gelb. Marke eingepresst: GLINITZ M 3. Um 1800.

Flasche, rotbraun gebranntes Steingut, mit kugeligem Körper und schlankem Halse, belegt mit drei figürlichen Reliefs im antikisierenden Ge-

Teller und Henkelschälchen, dunkelbraune steinzeugartige Masse mit glänzender Glasur, bemalt mit Blumen in Silbermalerei. Marke eingedrückt: Tillowitz b. F. Tillowitz bei Frankenberg in Oberschlesien, um 1840. (Das Henkelschälchen ein Geschenk des Schlesischen Altertumsvereins.)

Porzellan:

Fürstenberg: Kaffeeservice, bestehend aus zwei Tassen, einer Untertasse, zwei Kännchen und einer Zuckerdose, in den geradlinigen Formen des Louis XVI.-Stiles. Bemalt in Sepia und Eisenrot mit Darstellungen aus dem Leben des Amor, in Rundmedaillons mit Golddekor. Marke F in Blau. Fürstenberg, um 1785. (Angekauft aus den Zinsen des Vermächtnisses Joseph Epstein.)

Ludwigsburg: Figur eines Metzgers, der auf einem vor ihm stehenden Haublock einen Schinken in zwei Teile haut; farbig bemalt. Modell von Pierre François Lejeune (1768—1778.) Marke in Blau: Doppel-C mit Krone. Malerzeichen S in Braun. Ausserdem eingeritzt FZI 51. Abgebildet bei Otto Wanner-Brandt, Album der Erzeugnisse der ehemaligen Württembergischen Manufaktur Alt-Ludwigsburg, Stuttgart 1906, Nr. 338, und bei Leo Balet, Ludwigsburger Porzellan, Stuttgart 1911, S. 162 Nr. 269. (Angekauft aus den Zinsen des Vermächtnisses Joseph Epstein.)

Meissen: Madonna mit dem Kinde über der von einem Drachen umwundenen Erdkugel auf hohem in Profilen abgestuften Postament, unbemalt. Modell von Johann Joachim Kändler. Meissen 1736. Abb. S. 234. Ein bemaltes Exemplar dieser seltenen Figur in der Schlosskapelle zu Pforten.

Strassburg (oder Hagenau i. Els.): Theseus mit dem marathonischen Stier, bemalt in trüben dunklen Farben, vorherrschend in Braun und Violett, ausserdem Ziegelrot und Grün, zum Teil mit Lüster. Siehe Abb. Auf der Unterseite des Sockels eingedrückt die nebenstehend abgebildete Marke. Joseph Hannong, um 1780. Wie es scheint, einziges Exemplar dieser bisher nur in Bruchstücken nachgewiesenen Gruppe. Vgl. Polaczek, Beiträge zur Geschichte der Strassburger Keramik, Cicerone Jahrg. II S. 387 ff.

Wien: Zwei Figuren, Perückenmacher und Haubenmacherin, farbig bemalt. Marke Bindenschild in Blau. Um 1760/70.



Theseus mit dem Stier, Strassburg um 1780



Glas:

Willkomm aus grünlichem Glase, verziert mit Diamantgravierung in Strichmanier (sog. gerissener Dekor). Zwischen zwei Ornamentbändern eine Fortuna über Erdkugel mit geblähtem Segel, ein Wappen mit Sternen und wachsendem Hirsch als Helmzier und die Inschrift: Wie Gott viel, so ist mein Ziel, 1609 Johannes Modlig s. Aus der Sammlung Krieger-Paritius; seit 1889 im Museum als Leihgabe ausgestellt. Beschrieben und abgebildet bei E. v. Czihak, Schlesische Gläser, Breslau 1891, S. 122 f., 244 f. u. Taf. I links.

- Willkomm mit Deckel und farbiger Emailmalerei; in zwei Reihen verteilt oben der Reichsadler, der Kaiser und die drei geistlichen Kurfürsten, unten die vier weltlichen Kurfürsten zu Pferde. Auf dem Deckel Blumen und Rankenwerk. Datiert 1666. Aus der Sammlung Krieger-Paritius; seit 1889 im Museum als Leihgabe ausgestellt. Beschrieben bei E. v. Czihak, Schlesische Gläser, S. 107 u. 238.
- Trinkgerät in Form eines Hammers, mit Öffnung am Griff-Ende. Hammer mit gegabelter Finne. Schlesien, 17. Jahrh. (Geschenk der Breslauer Tuchmacher-Innung.)
- Branntweinflasche, vierseitig, bemalt mit Emailfarben in Weiss, Rotbraun und Blau: ein Herr und eine Frau im Zeitkostüm, Embleme des Mühlengewerkes und Inschrift: Mein hantwerckweis brauch Ich mit fleis, Kan mich ernähren mit gott vnd ehren. Datiert 1701. Schlesisch.
- Becherglas aus bernsteinfarbenem Glase, bemalt mit Fuchs, der einen Korb mit Vogel trägt, und der Beischrift: „Ich tuhe auff die derffer lauffen, hinner ohne gelt einkauffen“ in weisser Emailmalerei mit blauer Schattierung. Schlesien, Anfang 18. Jahrh.
- Flasche, vierseitig; reich graviert mit Personifikation des Frühlings, barockem Blumen- und Blattwerk und einem Vogel. Schlesien, um 1700.
- Deckelpokal der niedrigen Form, oben konisch, unten ausgebaucht, dann in Facetten eingezogen und auf breiter Fussplatte aufsitzend. Graviert mit der bekannten Reitschule von Rugendas in besonders guter Ausführung und einer Landschaft auf dem Deckel. Gehört nach dem charakteristischen Laub- und Bandelwerk-Ornament derselben Werkstätte an wie der in Schlesiens Vorzeit N. F. III S. 192 angeführte hohe Deckelpokal mit gleicher Reitschulszene. Schlesien, um 1740/50.
- Deckelpokal aus klarem Kristallglase, auf facettiertem Balusterfuss. Reich graviert mit allegorischen Darstellungen der Hoffnung auf bessere Zeiten nebst bezüglichen Inschriften, ringsum Laubwerk mit figürlichen Beigaben. Schlesien, um 1745.
- Becherglas, farbloses Glas mit Überfang aus olivgrünen und braunroten Glasschichten, die in ovalen und herzförmigen Mustern ausgeschliffen sind. Lippenrand vergoldet. Um 1850.
- Fläschchen, zwei Stück, aus dunklem, gegen das Licht dunkelweinrot durchscheinendem Glase. Aus der Glashütte von Riedel in Harrachsdorf. (Geschenk des Herrn Fritz Huldshinsky.)

Goldschmiedearbeiten:

- Die Sammlung der kirchlichen Goldschmiedearbeiten in unserem Museum wurde in höchst erfreulicher Weise durch eine grössere Anzahl von Leihgaben der Elisabethkirche in Breslau vermehrt. Namentlich durch die Kelche, unter denen sich Arbeiten von grösster Schönheit und hohem lokalgeschichtlichem Werte befinden, werden Lücken in unseren Beständen ausgefüllt, so dass wir jetzt schon die Entwicklung des Kelches in der Goldschmiedekunst Schlesiens imposant vorführen können. Es wäre sehr zu wünschen, dass auch andere evangelische Kirchen dem Beispiele der Elisabethkirche folgen und unserem Museum die Goldschmiedearbeiten zur Aufbewahrung überlassen, die sie selbst nicht mehr in Gebrauch nehmen.
- Kelch mit Patene, Silber vergoldet, Fuss fünfpassig, verschränkt mit eingeschobenen spitzen Feldern. Auf den fünf Passbogen Reliefmedaillons mit der Kreuzigung und den vier Evangelistensymbolen. In den spitzen Feldern gotische Blattranken auf dunkelblauem Emailgrunde. 2. Hälfte 14. Jahrh. Aus der Elisabethkirche in Breslau. (Leihgabe der Elisabethkirche.) Abb. S. 237.
- Kelch mit Patene, Silber vergoldet, auf dem sechspassigen Fusse Heiligenfiguren, auf der unteren Kuppelhälfte Masswerk in Gravierung. Am Fusse die Inschrift DOCTOR SEWALDVS HVBER ME KOMPARAVIT 1516 und ein kleines emailliertes Schildchen mit dem Wappen der Familie Huber. Mit dem auf S. 98 abgebildeten Meisterzeichen, das wohl dem Breslauer Goldschmiede Hans Voyt d. ä. zugeschrieben werden darf. Aus der Elisabethkirche in Breslau. (Leihgabe der Elisabethkirche.)
- Kelch mit Patene, Silber vergoldet, auf dem sechspassigen Fusse in Gravierung Heilige, darunter die Namenspatronin der Stifterin und der hl. Georg. Auf der unteren Kuppelhälfte graviertes Masswerk, oben durch einen plastischen Fries begrenzt. Über dem hl. Georg ein Schild mit Hauszeichen, daneben die Initialen I P. Auf dem Fusse die Inschrift VRSVLA IORG BERIN ME

COMPARAVIT 1518. Mit dem Meisterzeichen des Breslauer Goldschmieds Oswald Rothe. Abgebildet bei E. Hintze, Die Breslauer Goldschmiede, Breslau 1906, S. 3 Fig. 2, Text S. 145. Aus der Elisabethkirche in Breslau. (Leihgabe der Elisabethkirche.)

Kelch mit Patene, Silber vergoldet, auf dem sechspassigen Fusse graviertes spätgotisches Ornament mit Renaissanceanklängen. Auf der unteren Kuppelhälfte ein Fries von grossen Kreuzblumen und die Inschrift: der Kelch geort czv vnsrer Fravwen messe czv sant elybet. Breslau, um 1520. Aus der Elisabethkirche in Breslau. (Leihgabe der Elisabethkirche.)

Kelch mit Patene, Silber vergoldet, in gotischem Aufbau. Auf dem sechspassigen Fusse und auf dem Kuppelkorbe je sechs Rundmedaillons mit Apostelfiguren in Unterglasmalerei. Laut Inschrift am Fusse von Magdalena Weisskegel, der Witwe des Kretschmers Mertin Niemsch, 1604 gestiftet. Beschauzeichen von Breslau: W Typus III. Meisterzeichen CS in Ligatur = Christoph Stimmel, Meister von 1584–1627. Aus der Elisabethkirche in Breslau. (Leihgabe der Elisabethkirche.)



Gotischer Kelch aus der Elisabethkirche

Standkruzifix auf schwarzem Holzsockel, Silber, Kreuzbalken vergoldet und mit silbernem Ranken- und Blumenwerk belegt. Laut Inschrift 1687 gestiftet. Beschauzeichen von Breslau: W Typus VI. Meisterzeichen C M = Christian Mentzel d. ä., Meister von 1668–1699. Aus der Elisabethkirche in Breslau. (Leihgabe der Elisabethkirche.)

Hostienbüchse, Silber, zylindrisch, mit drei vergoldeten Reifen, auf dem Deckel ein Osterlamm in Gravierung. „Wigt 7 lot“. Beschauzeichen von Breslau: W Typus IV. Meisterzeichen F S = Friedrich Schoenau, Meister von 1598–1627. Aus der Elisabethkirche in Breslau. (Leihgabe der Elisabethkirche.)

Weinbüchschchen, zwei Stück, Silber, mit sechsseitiger Wandung, graviert mit Kruzifixus. Im Schraubdeckel ein Einsatz für die Hostie. Ein Büchschchen 1758, das andere 1762 datiert. Beschauzeichen von Breslau: Johanneskopf Typus XII u. XIII. Stempelmeisterbuchstabe F bei dem von 1758. Meisterzeichen G K = Gottlieb Kuntze, Meister von 1719–1773. Aus der Elisabethkirche in Breslau. (Leihgabe der Elisabethkirche.)

Messkelch, Silber vergoldet, mit sechspassigem, in flachen Stufen ansteigendem Fusse, darauf Leidensattribute und Rollwerk in feiner Gravierung und die Inschrift IOACHIM · BESS · FREYHER · V · WIRCHLES · V · ROSENBERG · H · AVF · DEM · FREIEN · RITERSITZ · BECHAW · VND · SCHLAVPITZ · RO · KA · MA · FERDINA · II CAMMERER — SVSANNA · CATHARINA ·



Nürnberger Zinnschüssel, Anfang 17. Jahrhundert

Johann Joachim Scholtz, Meister von 1706—1754. Preuss. Kriegssteuerstempel von 1809: Adlertypus.

Um 1725. Wurde von dem Vorbesitzer aus der evang. Pfarrkirche von Trachenberg erworben.

Löffel, Silber mit teilweiser Vergoldung, in der für die Löffel der Renaissance charakteristischen Form mit rundlicher Laffe und kantigem Stiel, dessen Enden in Engelsköpfchen ausgehen. Auf der Laffe ein graviertes polnisches Wappen. Beschauzeichen: Breslauer Johanneskopf. Meisterzeichen des Gottfried Heintze, Meister 1673—1707.

Löffel, Silber mit teilweiser Vergoldung, von derselben Gestalt wie der vorhergehende. Auf der Rückseite der Laffe ein graviertes polnisches Wappen. Beschauzeichen: Breslauer W Typus VII. Stempelmeisterbuchstabe C (1727—1737). Meisterzeichen T B = Thomas Beyl, Meister 1719—1758.

Zuckerlöffel, Silber, mit halbkugelförmiger, innen vergoldeter Kelle und einem mit einer Blattranke belegten Stiel. Neisser Beschauzeichen: Lilie mit 1765. Meisterzeichen des Ignatz Rieger.

Halsketten, fünf aus Silber, eine aus Gold, teils mit Erbsen-, teils mit Panzerketten und Halsstücken; auf diesen teils Filigranmuster, teils farbige Emailbildchen. Getragen von der Landbevölkerung der Oberlausitz. Görlitzer Arbeiten aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Einige davon wahrscheinlich Arbeiten von Theodor Finster.

Unedle Metalle:

Schüssel, Zinn, mit Spiegelumbo und breitem Rande. In der Art der Nicolaus Horchheimer-Arbeiten mit flachem, aus geätzter Form gegossenem Relief verziert. Im Fond eine dreiteilige Rosette mit Band und Rankenwerk. Auf dem Rande Renaissance-Ornamente mit Bandwerk und gefiederten Blattwedeln in französischem Geschmack sowie zwei Bordüren mit den Umschriften: SAG GOTT DEM HERRN LOB VND DANCK VMB SEIN SPEIS VND VMB SEIN TRANCK VND VMB ALLE SEINE WOLTHAT DIE ER DIR ALCZEIT BEWISEN HAT — DER BAVCH NIMBT ALLERLEY SPEIS ZV SICH DOCH IST EINE BESSER DANN DIE ANNDER. Mit Nürnberger Marke und Besitzerstempel. Anfang 17. Jahrh. Siehe Abb. Aus der Sammlung Heinrich Leonhard in Mannheim. Auktionskatalog R. Lepke, Berlin 1910, Nr. 669 mit Abb. auf Taf. 30.

BESSIN · FREIN · GEBORNE · ADELSBACHIN · VON · NIKLEDORF · FREY · AVF · DEN · FREIEN · RITTERSITZEN · BECHAW · VND · SCHLAPITZ, darüber die Wappen der Stifter. Neisser Beschauzeichen: Lilie Typus I. Meisterzeichen des Balthasar Rupricht. Neisse, um 1615.

Pokal der Oelser Schützengilde, Abb. S. 204, bestehend aus einem spätgotischen Schützenadler und einem 1622 dazu gefertigten Pokal. Arbeit des Oelser Goldschmieds Christoph Peschel. Beschrieben und abgebildet bei Erwin Hintze und Karl Masner, Goldschmiedearbeiten Schlesiens, Tafel 52, Text S. 31 f. (Angekauft aus einer Stiftung des Herrn Rittergutsbesitzers Julius Schottländer.)

Deckelkuffe, Silber, mit eingelegten Münzen und ziselierten Laub- und Bandelwerkornamenten auf fein gerauhtem Grunde. Henkel rechteckig und kräftig entwickelt. Beschauzeichen von Landeshut: L H. Meisterzeichen J J S =

Deckelhumpen, Zinn, mit zwei Reifen und Deckelbekrönung aus Messing. Reich und sehr fein graviert. Auf dem Mantel drei Medaillons mit Brustbildern und Renaissance-Ornamente. 2. Hälfte 16. Jahrh. Vielleicht Breslauer Arbeit. Aus der Sammlung Krieger-Paritius in Breslau.

Schraubflasche, Zinn, sechsseitig; auf dem Schraubdeckel ein verzierter Klappgriff. Stadtzeichen von Brieg: drei Anker. Meisterzeichen undeutlich, vielleicht das des Elias Kandt. 17. Jahrh. Gefunden beim Neubau der Staustufe Linden bei Brieg. (Geschenk der Oderstrombauverwaltung.)

Schützenteller, zwei Stück, Zinn, graviert in Tremolieretechnik. Im Fond der preussische Adler mit dem Monogramm Friedrichs des Grossen, am Rande eine Blattranken-Wellenlinie und die Widmung: Anno 1778 offerirte eine löbl. Strel. Schützen Bruderschaft bey ihrem martialischen Exercitio ihrem neuen H. Könige dieses Praemium zu stetem Andencken. Stadtmarke von Strehlen: S mit Pfeil. Meisterzeichen: Justitia mit I C I. — Der zweite Teller sieht fast wie eine Kopie des vorhergehenden aus, nur ist hier in den Adler das Monogramm Friedrich Wilhelms III. und in die Widmung die Jahreszahl 1800 gesetzt. Das zweite Exemplar ist also 22 Jahre jünger und zeigt wie damals in den kleineren Städten das Handwerk schon ganz konservativ arbeitete. Das Meisterzeichen enthält die Initialen C G I, wahrscheinlich des Sohnes des Meisters, der den Teller von 1778 verfertigte.

Schenkkanne, Zinn, mit schlankem, nach oben verjüngtem Mantel und kräftigem, kantigem Ausguss. Stadtmarke von Zürich. Meisterzeichen H Z M. 18. Jahrh.

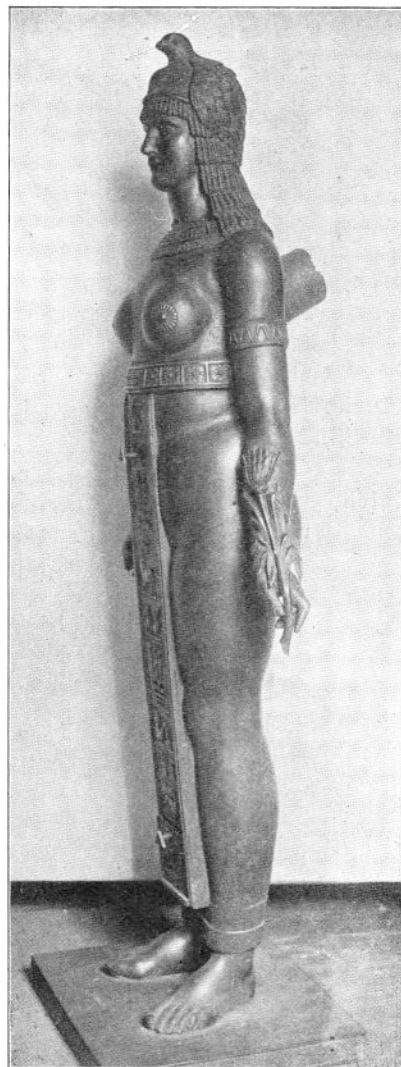
Deckelkanne, Kupfer, mit reicher Treibarbeit. Zwei Kostümfiguren und eine geflügelte weibliche Gestalt halten Schilde mit verschiedenen Zunftemblemen und Initialen. Die Zwischenräume füllen Blumenranken und ornamentaler Dekor. Wahrscheinlich aus einer schlesischen Innung. 1. Hälfte 17. Jahrh. Aus der Sammlung Krieger-Paritius in Breslau.

Urkundenkästchen, Messing, langrechteckig, mit folgender auf den Klappdeckel und die glatten Seitenwandungen verteilten gotischen Inschrift: *pre . . entibus sub domini o mathie dei gracia regs ungarie anno domini 1482 completa hec structura texti . . . con: adi plebano huic ecclesie seu abet . . . vitricis q. iohanne kraph ac iohanne hawenholt.* Das Kästchen soll aus dem Grundstein der kath. Kirche von Sieglitz Kreis Glogau stammen.

Taufbecken von 67 cm Durchmesser, Messing. In der Mitte die Verkündigung, umgeben von zwei Kreisen mit Inschriften; die innere Inschrift unlesbar, die äussere wiederholt Alzeit Geluckart in Majuskeln. Am Rand sechs Cherubim, unterbrochen durch Wolkenbildungen. Gotisch. Wahrscheinlich aus einer schlesischen Kirche. Aus der Sammlung Krieger-Paritius in Breslau.

Weihrauchlöffeln, aus Bronze gegossen; der Stiel endet nach beiden Seiten in schmalen Laffen, in einer derselben ein Kreuz. Mittelalterlich. Gefunden in Knobelsdorf bei Goldberg i. Schles.

Druckplatte, Messing, für ein Exlibris, graviert mit Nischenarchitektur, darin ein von einem Engel gehaltenes Wappen mit dem schlesischen Adler und den Liegnitzer Schlüsseln, zur Seite des Schildes die allegorischen Figuren der Wahrheit und Gerechtigkeit. In der Archivolte die Devise: *Si deus pro nobis, quis contra nos.* Aus der Sammlung Krieger-Paritius in Breslau.



Gusseiserner Ofen aus Breslau,
Anfang 19. Jahrh.

- Plätteisen, Bronze, mit eingeschnittenen Bandornamenten und der Aufschrift ME FECIT J. G. K. Träger des holzverkleideten Griffes als Delphine gebildet. Gegossen von J. G. Krieger, Breslau 18. Jahrh. Aus der Sammlung Krieger-Paritius in Breslau.
- Statuette, verkleinerte Nachbildung des Neptuns mit Dreizack auf dem Breslauer Neumarkte, des sog. Gabeljürgen. Bronze. Wahrscheinlich Breslauer Arbeit. 18. Jahrh. Aus der Sammlung Krieger-Paritius in Breslau.
- Tischleuchter, Messing, ein Paar, mit schlichter Fussplatte, schlankem, in Ringen gegliedertem Schaft und hoher Lichttülle. Breslau, 18. Jahrh. (Geschenk der Tuchmacher-Innung in Breslau.)
- Waffelzange, Eisen, mit ausgestochenen Ornamenten. Datiert 1700. (Geschenk von Frau Schliebs.)
- Ofen, Gusseisen, in Form einer nackten weiblichen Figur, die durch eine Geierhaube und den übrigen in Bronze aufgelegten Schmuck als Ägypterin gekennzeichnet ist. Anfang 19. Jahrh. Siehe Abb. S. 239. Stammt aus dem Hause Werderstrasse 10 in Breslau. Beschrieben und in Vorderansicht abgebildet in der Zeitschrift Schlesien, Jahrgang IV S. 24 f.
- Räucherlampen, drei Stück, Gusseisen, in antikisierenden Formen. Gleiwitz, um 1820.
- Uhrständer, Gusseisen, in Form einer Lyra, die durch die Flügel eines Engelskopfes gebildet wird. Gleiwitz, 1. Hälfte 19. Jahrh.
- Kelch, galvanoplastische Reproduktion nach einem spätgotischen Kelche mit lackgefüllten Drahtornamenten und der Kuppaaufschrift: Calix domini Johannis Benedicti de Wraticlavia. Original aus Knittelfeld (?) in der Sammlung Pierpont Morgan. Reproduktion von Carl Haas in Wien.
- Sammlung galvanoplastischer Nachbildungen von Plaketten Peter Flötners und verwandter Meister. Zusammengestellt von dem Ingenieur-Assistenten v. Klucaric in Strassburg i. Els. (Bezahlt aus den Zinsen der Gustav Rabe-Stiftung.)

Textiles:

- Kissenbezug in farbiger Gobelinwirkerei mit Verstossung der Hagar. Am Rande eine Bordüre mit Blumen-, Blatt- und Früchtewerk, das aus Vasen aufsteigt. Niederdeutschland, 1. Hälfte 17. Jahrh. (Erworben aus den Zinsen der Wilhelm Grempler-Stiftung.)
- Wandteppich aus farbiger Wolle gestrickt (!), in der Mitte das Breslauer Stadtwappen, darunter das Wappen des Götz von Schwanenfluss. Am Rande zwanzig Ratsherrnwappen. Datiert 1674. Aus der Elisabethkirche in Breslau. (Leihgabe der Elisabethkirche.)
- Spitze, weissleinen, mit grosszügigem Rankenmuster aus Bändchen, die durch genähte Stege und Gitterwerk miteinander verbunden sind. Deutschland, 1. Hälfte 18. Jahrh. (Angekauft aus den Zinsen der Gustav Rabe-Stiftung.)
- Bettdecke, halbseiden, mit weissleinerer Kette und blauseidenen Schussfäden. In fünf Streifen gegliedert; auf dem mittleren fünf Kaiseradler, auf den übrigen je eine Ansicht von Wien und je fünf Kaiser zu Pferde. Schlesien, 1. Hälfte 18. Jahrh.
- Kaffeedecke, halbseiden, mit weissleinerer Kette und karminrotem Seidenschuss. In der Mitte eine Kaffeegesellschaft in architektonischer Umrahmung, in den Ecken je eine Springbrunnenarchitektur, an den Kanten Jagddarstellungen. Schlesien, um 1770.
- Handtuch, Leinendamastweberei, mit Darstellung einer Stadt, Figuren und den Inschriften Babylon und Daniel XIII. Schlesien, 18. Jahrh. (Geschenk von Fräulein O. Stapelfeld, Canth.)
- Serviette, Leinendamast, mit figürlichen Darstellungen und den Beischriften „Patientia Duldet alles Leid“ und „Spes Hoffet besser Zeit“. Schlesien, 18. Jahrh. (Geschenk von Fräulein Elisabeth Berger, Strehlen.)
- Damenfächer mit reich verziertem und teilvergoldetem Perlmuttergestell und farbig bemaltem Papierblatt mit Schäferszene, Blumen und Musikinstrumenten. Deutschland, um 1780.
- Brautkleid aus Weissm Atlas, getragen von Karoline Friederike Schüchner, Kniehose und Weste aus schwarzem Seidenstoff, getragen von Johann Friedrich Scholtz in Breslau bei ihrer Hochzeit am 1. Januar 1819. Frauenkleid, Schürzen, Ballschuhe und die Kinderhäubchen der Frau Scholtz. Dazu die Hochzeitscarmina für das Paar. J. Fr. Scholtz war der Vater der beiden Maler Moritz und Julius Scholtz. (Geschenk des Fräulein Hanna Scholtz, Tochter des Malers Julius Scholtz, Dresden.)

- Brautkleid aus weissem Mull mit Weissstickerei und Tülleinsatz mit Applikationsstickerei. Dabei ein Schleier aus weissem Tüll mit Kettenstickerei. Getragen in Hirschberg um 1816.
- Kinderkappchen, zwei Stück, aus weissem Atlas, bestickt mit Goldfäden und Goldflittern. Schlesien, Anfang 19. Jahrh. (Geschenk des Herrn Partikulier Edmund Jung.)
- Kinderhäubchen, zwei Stück, aus weissem Tüll mit Weissstickerei und Durchzugarbeit. Schlesien, um 1830. (Geschenk des Fräulein Elisabeth Berger, Strehlen.)
- Brusttuch aus geköpertem Baumwollstoff, farbig bedruckt. Schlesien, um 1850.

Bucheinbände:

- Bucheinband zu Tacitus, *Gli annali de fatti e guerre de Romani*, Venetia 1563. Roter Maroquinband mit reicher Ziervergoldung. Die Decke ist durch drei konzentrische Ovale in Felder geteilt, die zum Teil mit Ranken, zum Teil mit Blättern und Ornamenten vergoldet sind. Schnitt vergoldet und mit blau und rot ausgemalten Arabesken gepunzt. Italien, 2. Hälfte 16. Jahrh.
- Bucheinband zu *Divi Paulini episcopi Nolani opera*, Antverpiae MDCXXII. Brauner Kalbledereinband, darauf in Vergoldung heraldische Lilien, abwechselnd mit dem gekrönten Monogramm G G. Gearbeitet für Gaston de France, duc d'Orleans, den Bruder Ludwigs XIII. Frankreich, um 1630.

Asiatisches Kunstgewerbe:

- Schale, gebrannter Ton, mit einwärts gebogenem Rande und unglasiertem Standring. In der Schale Blattdekor in weissem Relief mit dunkelgrüner Zeichnung und glänzendem Glasurüberzug. Aussen grüne Parallelringe, dazwischen blaue, zu Streifen verlaufene Tupfen und grüne Punkte. Sultanabad, 14. Jahrh. (Angekauft aus den Zinsen des Vermächtnisses Hugo Milch.)
- Schale, Porzellan, mit dunkelolivgrünem Glasurüberzug; durch schwache Rippung gegliedert und oben am Rande ausgebogen. Auf der Unterseite des Bodens eine eingedrückte Marke. China.
- Flasche mit kugeligem Körper und schlankem Halse, aus Steinzeug mit grauer, fein krakelierter Glasur; in dieser in hellerer Färbung gefiederte Blattzweige und zwei Kraniche. Korea.
- Chawan (Teekumme), Steinzeug mit schwarzbraunem, zum Teil rotbraun geflecktem Glasurüberzug. Auf der Aussenseite der steilen Schalenwandung drei vertiefte und durch rotbraune Flecken hervorgehobene Blattbildungen. Nach Angabe des Verkäufers: Koyetsu Oyura Jama, Japan. (Angekauft aus dem Vermächtnisse des 1905 † Fräulein Toni Landsberg.)

Modernes Kunstgewerbe:

- Vase, Porzellan, mit blauer Eisblumen-Kristallglasur. Kgl. Porzellanmanufaktur Berlin.
- Figur, Porzellan, Dame mit Reifrock. Modelliert von Hugo F. Kirsch, Wien 1909.
- Wandteppich in Gobelinwirkerei, mit Ansicht der Kreuzkirche in Breslau. Nach einem Entwurfe des Malers Joseph Langer 1909 von Else Bartsch in der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule in Breslau ausgeführt. (Angekauft aus Mitteln des Kaiser Friedrich-Stiftungsfonds.)
- Kissen in Dynapurarbeit. Ausgeführt von Emmy Hottenroth in Wachwitz bei Dresden, 1910.
- Medaille, Bronze, zur Erinnerung an die Einweihung des neuen Rathauses in Dresden am 1. Oktober 1910. Bezeichnet O. Döll. (Geschenk des Rates der Stadt Dresden.)

VERMEHRUNG DER BIBLIOTHEK

Ein für die kunstgewerblichen Techniken sehr wichtiges altes Werk wurde in der Diderot-d'Alembertschen *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences* in 35 Bänden erworben. Ausserdem sind als neue Bücher-Anschaffungen zu erwähnen: Kunowski, *Unsere Kunstschule* — Flechsig, *Sächsische Malerei und Bildnerei* — Doering, *Deutschlands mittelalterliche Kunstdenkmäler als Geschichtsquelle* — Meisterwerke chinesischer und japanischer Kunst — Brière, *Le parc de Versailles* — Josephi, *Die Werke plastischer Kunst im germanischen Museum in Nürnberg* — Volkmann, *Das moderne Buch* —

von Seidlitz, Geschichte des japanischen Holzschnitts (2. Auflage). — Böttiger, Philipp Hainhofer und der Kunstschränk Gustav Adolfs — Vogelsang, Holländische Möbel im Niederländischen Museum in Amsterdam — Graul, Alte Leipziger Goldschmiedearbeiten — Braun, Das Tafelsilber des Herzogs von Sachsen-Teschen — Weese, Die Cäsar-Teppiche im Historischen Museum zu Bern — Mumford, The Yerkes Collection of oriental carpets — Seager, Excavation on the Island of Pseira, Crète — Beltz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Grossherzogtums Mecklenburg-Schwerin.

In die Studienblättersammlung kamen zu den vorhandenen japanischen Holzschnitten Blätter von Shigemasa, Masanobu, Hokusai und drei neue Radierungen der Folge: „Vom Tode“ von Max Klinger (Philosoph, Herrscher, Krieg), die der Magistrat überwies. Ausserdem wurden für die in Vorbereitung befindliche neue Abteilung des Museums: Schrift und Buch eine Reihe vorbildlicher Pergamentblätter des 14. bis 16. Jahrhunderts mit Schrift und Malerei gekauft.

Die Auktion Stiebel bei Boerner in Leipzig im November 1910 gab Gelegenheit zur Erwerbung einiger Exlibris schlesischer Persönlichkeiten des 16. und 17. Jahrhunderts und eines Memorien-Exlibris, das der Kretschmer Hans Lyrer in Breslau 1584 für ein der Maria-Magdalenenbibliothek gestiftetes Buch hatte malen lassen. Ein Gegenstück dazu besass das Museum schon vorher (vgl. Schlesiens Vorzeit N. F. V. S. 246), und die Durchsicht der jetzt in die Stadtbibliothek aufgenommenen Maria-Magdalenenbibliothek hat noch eine Reihe von Beispielen jener löblichen Sitte ergeben, durch welche Angehörige des Kleinbürgerstandes damals ihr Interesse an dem Gedeihen der Wissenschaft bekundeten.

Die Ausgaben für die Bibliothek betragen aus etatsmässigen Mitteln 5 208,89 Mark, aus den Zinsen der Wilhelm Gremplerstiftung 1544,43 Mark, aus dem Beitrage des Kunstgewerbevereins für Breslau und die Provinz Schlesien 150 Mark, insgesamt 6903,32 Mark. Als Geschenkgeber sind zu nennen: Kaufmann Julius Bäuerlin — Fräulein E. Berger, Strehlen — Kaufmann Julius Brann — Dr. C. Buchwald — Baurat Dr. Burgemeister — Geh. Regierungsrat Dr. Friedensburg — Kaufmann Curt Fuchs — Professor Dr. Habel — Hauptmann M. Höhne, Grunewald-Berlin — Dr. Katz-Foerster, Berlin — Architekt Hugo Kieser — Gebr. Klingspor, Offenbach a/Rh. — R. Langweil, Berlin — Apotheker Löwe — Kaufmann Konrad May — Fräulein Padiera — Dr. Priebatsch — Dr. Polaczek, Strassburg i. E. — A. Rutot, Brüssel — Amtsrichter Schlawe — Direktor Professor Dr. Seger.

AUSSTELLUNGEN

Entwürfe für Postkarten und Reiseandenken, Preisausschreiben des Kunstausschusses der Breslauer Festwoche 1910

Erzeugnisse der Karlsruher Majolika-Fabrik, ausgestellt von der Firma Julian Schück in Breslau
Entwürfe für künstlerisches Tafelgeschirr, Preisausschreiben der Porzellanfabrik Donath in Tiefenfurth

Entwürfe zum Umbau des Bades in Reinerz

Dinapur-Stickereien von Frau Hottenroth in Wachwitz bei Dresden

Schlesische Spitzen, Wanderausstellung des Kunstgewerbevereins für Breslau und die Provinz Schlesien

Trachtenpuppen des Verbandes schlesischer Textilkünstlerinnen in Breslau

Kirchliche Kultgeräte der Firma J. Schlossarek in Breslau

Majoliken und Schmucksachen von H. St. Lerche in Rom, ausgestellt von der Kunsthandlung Bruno Richter in Breslau

Künstlerische Stickereien von Betty Rosenberg in Breslau

Postkartensammlung von Dr. Sachs in Berlin

Mexikanische Durchbruch- und Teneriffa-Arbeiten von Frau A. Schaubé in Breslau

Erwerbungen des Museums im Etatsjahre 1910/11.

VORTRÄGE

In der Zeit vom 25. Oktober bis 13. Dezember hielt Herr Prof. Dr. Seger für die Akademie des Humboldtvereins einen Zyklus von acht Vorträgen über den vorgeschichtlichen Menschen und seine Kultur. Der Vortragssaal des Museums wurde ausserdem, wie bisher, regelmässig für die Versammlungen des Schlesischen Altertumsvereins, des Vereins für Geschichte Schlesiens und des Kunstgewerbevereins benutzt.

KAISER FRIEDRICH-STIFTUNGSFONDS

Aus den Zinsen der Stiftung wurde ein handgewebter Wandteppich von Fräulein Else Bartsch, die Breslauer Kreuzkirche darstellend, erworben und ein für die Oelser Schützengilde bestimmter Pokal nach Entwurf von Sigfried Härtel bei dem Silberschmied Tillmann Schmitz bestellt. — Dem Fremdenverkehrsverein wurde eine Beihilfe für das Preisausschreiben zum Plakat der Breslauer Festwoche und dem Maler Sigfried Härtel eine Beihilfe zum Besuche der Weltausstellung in Brüssel gewährt. Der kunstgewerbliche Zeichner Joseph Sobainsky erhielt die Mittel zu einer Studienreise nach München.

STIFTUNG VON GELDBETRÄGEN

Seine Exzellenz Constantin Graf von der Recke-Volmerstein in Breslau spendete 1000 Mark zur Vermehrung der Sammlungen. Herr Rittergutsbesitzer Julius Schottländer stiftete 12 000 Mark zum Ankauf des silbernen Pokales der Oelser Schützengilde (abgeb. S. 204).

BESUCH DER SAMMLUNGEN UND DER BIBLIOTHEK

A. BESUCH DER SAMMLUNGEN

Monat	Anzahl der Besuchstage	Grösste Besucherzahl an einem Tage	Geringste Besucherzahl	Gesamtzahl der Besucher
April 1910	30	708	64	5 003
Mai	29	756	49	6 019
Juni	30	412	66	4 680
Juli	31	628	100	7 018
August	31	524	64	5 281
September	30	490	64	4 713
Oktober	31	1 353	68	8 759
November	29	843	48	5 557
Dezember	30	658	35	4 539
Januar 1911	29	1 085	64	5 663
Februar	28	487	53	3 750
März	31	858	56	5 164
zusammen	359			66 146

Die grösste Besucherzahl hatte das Museum am 31. Oktober mit 1353, die kleinste am 24. Dezember mit 35 Personen. Korporative Besuche:

9. April und 7. Mai eine Klasse der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule — 8. Juni die Mädchenschule aus Löwen — 30. April eine Klasse der Städtischen Mädchenschule Nr. 73 — 1. Juli das Lehrer-Seminar aus Osterode — 2. Juli die Holzschnitzschule aus Trautenau — 6. Juli die Mädchenschule aus Niklasdorf — 18. Juli eine Schule aus Trautenau — 23. und 25. August eine Klasse der Margaretenschule — 31. August die 1. und 2. Klasse der Charlotten-Mädchenschule — 5. September die Schule aus Mariahöfchen — 14. September die Damen der Astronomischen Vereinigung — 23. September eine Klasse der Charlottenschule — 24. September die Tagesklasse der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule — 7. Oktober die Unteroffizier-Vorschule in Wohrlau — 22. Oktober das Pensionat Epstein — 24. Oktober die 1. Klasse der Städtischen Hilfsschule Nr. 4 — 3. November der Lehrer-Ferienkursus in Liegnitz — 5. Dezember die 1. Klasse der Städtischen Hilfsschule Nr. 7 — 6. Januar die Städtische Mädchenschule Nr. 7 — 29. Januar die Tagesklasse der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule — 13. Januar eine Klasse der Katharinenschule — 23. Januar eine Klasse der Städtischen Hilfsschule Nr. 25 — 4. Februar die Tagesklasse der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule — 8. und 15. Februar eine Klasse der Charlottenschule — 1. März die Städtische Mädchenschule Nr. 45 — 9. März die Städtische Volksschule Nr. 15 — 11. März die Städtische Volksschule Nr. 17 — 18. März die Tagesklasse der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule — 21. März die Städtische Mädchenschule Nr. 9 — 25. März eine Klasse der Charlottenschule — 27. März eine Schule aus Opperau — 28. März eine Schule aus Klein Mochbern — 30. März eine Klasse des Johannis-Gymnasiums.

B. BESUCH DER BIBLIOTHEK

April . . .	328	Juli . . .	205	Oktober .	334	Januar . .	303	
Mai . . .	186	August . .	196	November	249	Februar .	273	
Juni . . .	191	September	165	Dezember	260	März . . .	262	
							zusammen	2 952

DIE MUSEUMS-DEPUTATION UND DAS BUREAU

Am 8. November 1910 wurde Herr Geh. Regierung-Rat Dr. Ferdinand Friedensburg in die Deputation gewählt.



Medaille auf Lorenz Schneider. Siehe S. 229

SCHLESISCHER ALTERTUMSVEREIN

TÄTIGKEITSBERICHT FÜR DAS JAHR 1909/10

Die Generalversammlung wurde am 26. April 1909 abgehalten. Sie erledigte die vorgeschriebene Tagesordnung und erteilte dem Vorstande die vom Rechnungsprüfer, Herrn Max Koenig, beantragte Entlastung. Hierauf berichteten Herr Landmesser Hellmich über den Fortgang seiner geometrischen Aufnahme der schlesischen Burgwälle im Jahre 1908, und Herr Lehrer A. Koch über einen grossen Münzfund aus Steinau a. O. Der Fund war unter der Diele einer alten Windmühle zum Vorschein gekommen und umfasste 9,250 kg preussische Kleinmünzen (Dreikreuzer, Gröschel usw.) aus der friderizianischen und späteren Zeit bis 1808. Seine Zusammensetzung und die stempelfrische Erhaltung der meisten Stücke legen die Vermutung nahe, dass es sich um einen vielleicht zu Löhnungszwecken bestimmten Kassenbestand einer Behörde handelt, der in der Franzosenzeit verborgen worden ist.

Die Wanderversammlung fand am 20. Juni in Strehlen statt. Obwohl der zufällig am selben Tage veranstaltete Ausflug der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur nach der Gröditzburg viele unserer gemeinsamen Mitglieder ferngehalten hatte, beteiligten sich von Breslau aus doch ungefähr 50 Damen und Herren, zu denen unterwegs und in Strehlen noch viele auswärtige Mitglieder und Gäste stiessen. Bei ihrer Ankunft gegen 8 Uhr wurden sie am Bahnhofe von den Herren Bürgermeister Neumann und Superintendent Eberlein begrüsst und zunächst nach dem imposanten Granitsteinbrüche, dann durch das freundliche Wiesental nach dem Marienberg, einem zu den städtischen Anlagen gehörigen Aussichtspunkte, geleitet. Nach kurzer Rast führte der Weg über die Promenade an Resten der ehemaligen Stadtmauer vorüber nach der St. Gotthardskirche, einem gotischen Bau, dessen dicker, runder Turm wohl einst zu Verteidigungszwecken gedient hat. Von der inneren Ausstattung sind zwei silberne, mit Filigran und Heiligenfiguren verzierte Kelche aus dem Jahre 1507 wahre Prachtstücke ihrer Art. Im Rathause war für den heutigen Tag eine Ausstellung von Strehlemer Altertümern veranstaltet worden. Sie enthielt unter anderem prähistorische Funde der Umgegend aus Privatbesitz, ferner Innungsgegenstände wie Urkunden, Laden, Willkommen u. dgl., meist vom Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh., einen Apothekermörser von 1708, einen grossen silbernen Pokal der Schützengilde von 1655, einen silbernen Schützenschild und ein Buch mit gemalten Scheibenbildern von 1704 bis 1908.

Um 11¹/₂ Uhr begann in der Aula des Königlichen Gymnasiums eine wissenschaftliche Sitzung. Nachdem Herr Gymnasialdirektor Dr. Petersdorff als Gruss an die Versammlung mit beredten Worten die nutzbringende Arbeit der Altertumsvereine hervorgehoben, hielt Professor Dr. Seger den ersten Vortrag über Altertumsfunde aus dem Strehlemer Kreise, der durch Stücke des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau und der Gymnasialsammlung illustriert wurde.

Zu zweit sprach Herr Direktor Petersdorff über die Wandaufschrift des Prinzen Heinrich von Preussen im ehemaligen Augustinerkloster zu Strehlen. Die Inschrift besagt, dass Prinz Heinrich, der Bruder Friedrichs des Grossen, am 25. März 1741 im Kloster Quartier genommen und sich daselbst sehr wohl befunden habe. Sie ist aber, wie der Vortragende überzeugend nachwies, eine Fälschung des 19. Jahrhunderts.

An dritter Stelle behandelte in zu Herzen gehender Weise Herr Provinzial-Konservator Dr. Burmeister den Heimatschutz in den Städten. Er schilderte die jetzt zu einem mächtigen Strome angewachsenen Bestrebungen, deren eigentliche Domäne das Gebiet der bürgerlichen Baukunst sei. Es fällt ausserhalb des Bereichs der offiziellen Denkmalpflege und sollte auch ohne direkte Mitwirkung der Staatsaufsicht durch die Gemeinden selbst gepflegt werden, wozu das Gesetz vom 15. Juli 1907 die beste Handhabe bietet. Wohl verlangt die Gegenwart ihr Recht. Aber die neue Kultur soll die alte nicht ohne Not zertrümmern, sondern auf ihr aufbauen. Je mehr wir die Überlieferung achten, um so gesünder wird sich das werdende Neue gestalten, um so organischer wird es mit uns und unserer Umwelt verwachsen.

Bei der gemeinsamen Mittagstafel im Hotel zum Fürsten Blücher dankte Herr Geheimrat Ponfick für die gastliche Aufnahme mit einem Hoch auf die Stadt Strehlen, worauf Herr Bürgermeister Neumann mit herzlichen Worten auf den Verein erwiderte, und Herr Direktor Petersdorff den Vereinsvorsitzenden insbesondere sein Glas widmete.

Nach dem Essen fuhr man zu Wagen über die böhmischen Dörfer Hussinetz und Podiebrad bis zum Forsthause Mehltheuer, von wo der Aufstieg durch den Wald nach dem Rummelsberge erfolgte. Angesichts der z. T. frei gelegten Überreste einstiger Befestigungen gab hier Herr Dr. Harazim aus Prieborn eine Übersicht über die Geschichte des Rummelsberges und seiner mittelalterlichen Burg. Im Anschluss daran erläuterte Herr Johannes Richter seine im Auftrage des Breslauer Museums kurz vorher vorgenommenen Ausgrabungen. Sie haben die interessante Tatsache ergeben, dass die im 15. Jahrhundert zerstörte Burg über einer vorgeschichtlichen Wallanlage errichtet worden war, deren Kern aus geschichteten Steinen bestand. Dazwischen fanden sich Scherben vom Ende der Hallstattzeit. Wir haben also hier ein Gegenstück zu den Steinwällen auf dem Geiersberge und dem Zobten.

Die Rückwanderung erfolgte auf prächtigem Waldwege über Steinkirche und gab Gelegenheit, unterwegs den in der Nähe der Geppersdorfer Steinbrüche gelegenen sogen. Marienstein mit seinen rätselhaften Vertiefungen zu besichtigen.

Im Winterhalbjahre fanden vier mit Vorträgen verbundene Sitzungen statt:

Sitzung vom 8. November 1909

1. Herr Johannes Richter berichtet über neue Ausgrabungen auf dem steinzeitlichen Wohnplatze von Ottitz bei Ratibor. Vgl. S. 33 ff.
2. Herr Prof. Dr. Seger spricht über ein in Ottitz gefundenes weibliches Idol. Vgl. S. 37.
3. Herr Rentier Paul Sommé legt Funde aus dem Baugrunde einer Topfkrambude am Ringe vor, bestehend in dreifarbig glasierten Ofenkacheln aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die mit Palmetten und Löwenköpfen verzierten Stücke liefern einen neuen Beweis für die Blüte des Töpferhandwerks im alten Breslau.

Sitzung vom 29. November 1909

Am 27. November waren zehn Jahre vergangen, seitdem das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in seinem gegenwärtigen Heim an der Graupenstrasse eröffnet worden war. Aus diesem Anlass vereinigten sich am darauf folgenden Montag abends um 7 Uhr der Schlesische Altertumsverein und der Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien zu einer gemeinsamen Festsitzung im Lichthofe des Museums. Die Vorsitzenden der beiden Vereine, Prof. Dr. Seger und Dekorationsmaler Streit brachten in kurzer Ansprache dem Museum ihre Glückwünsche dar. Dann hielt der erste Direktor des Museums Herr Prof. Dr. Masner einen Vortrag über die soeben beendete Versteigerung der Altertümer-Sammlung des Prager Grossindustriellen Baron Adalbert von Lanna, welche durch die Qualität der zum Verkaufe gestellten Stücke, durch die Beteiligung fast aller grösseren Museen und die Höhe der erzielten Preise einen Merkmstein in der Geschichte des Antiquitätenhandels bildet. Für uns bot sie ein besonderes Interesse dadurch, dass sie zwei hervorragende Erzeugnisse des schlesischen Kunsthandwerks enthielt: einen Breslauer Zinnhumpen von ca. 1500 und eine farbig glasierte Tonschüssel schlesischer Herkunft aus der Mitte des 16. Jahrhunderts mit einer Darstellung der Kreuzigung. (Abgeb. Schlesiens Vorzeit N. F. VI S. 215.) Die Schlüssel wurde nach hartem Kampfe mit dem Wettbewerbe des Auslandes für Breslau gerettet. Sie bezeichnet einen Höhepunkt der künstlerischen Kultur unserer Provinz und ist insofern ein Vorbild im besten Sinne des Wortes.

Hierauf verkündete der Vorsitzende, dass die Bronzeplakette, welche der Verein bei seinem fünfzigjährigen Jubiläum gemeinsam mit der Museumsdirektion für besonders verdiente Mitglieder und Gönner des Museums gestiftet hatte, am heutigen Tage verliehen worden sei an Frau Toni Neisser und die Herren Geistlicher Rat Prof. Dr. Josef Jungnitz, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Richard Förster, Rittergutsbesitzer Eugen von Kulmiz auf Saarau und Kaufmann Gustav Striebold. Namens der Geehrten dankte Herr Geh. Rat Förster mit Glückwünschen für das nächste Dezennium des Museums.

Nach der Sitzung fand ein Bankett in der Hansenschen Weinhandlung statt.

Sitzung vom 10. Januar 1910

Herr Direktorial-Assistent Dr. Erwin Hintze hielt einen Vortrag über die Geschichte des schlesischen Zinngeräts. Der Vortrag wird in der Zeitschrift veröffentlicht werden.

Sitzung vom 28. Februar 1910

Herr Universitäts-Professor Dr. Hermann Klaatsch sprach über neue Funde fossiler Menschenreste. Er berichtete über das im August 1909 bei St. Capelle (Dordogne) entdeckte und von ihm ausgegrabene Skelett eines Menschen der Aurignac-Periode, verglich es mit den sonst bekannten Skelettresten der Diluvialzeit und kam zu dem Ergebnis, dass damals zwei grundverschiedene Menschenrassen in Europa gelebt haben: die plump gebaute Neandertalrasse mit tierischer Gesichtsbildung, und die schlanke Aurignacrasse mit hochentwickeltem Schädelbau. Jene stehe afrikanischen Typen nahe, diese müsse als Stammform der heutigen Europäer betrachtet werden. Der Vortrag, der bisher ungeahnte Ausblicke in die Entwicklungsgeschichte des Menschen eröffnet, erschien in erweiterter Form in der Prähistorischen Zeitschrift.

Dem Gesangvereine Breslauer Lehrer wurde als Dank für seine liebenswürdige Mitwirkung bei verschiedenen Veranstaltungen des Vereins ein von Herrn Kunstmaler Sigfried Härtel entworfener und von Herrn Ziseleur Tillmann Schmitz ausgeführter Taktstock überreicht.

Auf der XL. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Posen und Bromberg (1.—5. August) war der Verein durch seine beiden Vorsitzenden vertreten. Der neugegründeten Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte trat der Verein als korporatives Mitglied bei.

Die Ausgrabungen bei den Steinfiguren der „Jungfrau mit dem Fische“ und des Bären auf dem Zobtenberge, über deren erfolgverheissenden Anfang wir im vorigen Jahre berichtet haben, wurden im August 1909 unter Leitung von Amtsgerichtsrat Beyer in Zobten fortgesetzt, und zwar erstreckten sie sich diesmal auf die eigentliche Standfläche der Figuren. Nachdem diese beiseite gerückt waren, wurde der Boden bis auf den gewachsenen Grund sorgfältig untersucht. Das Ergebnis war leider völlig negativ. Nicht einmal Scherben oder Bruchstücke der Steinmetzarbeit, wie sie früher im Umkreise der Figuren zum Vorschein gekommen waren, wurden gefunden, so dass man die Hoffnung, den Ursprung der Figuren auf dem Wege örtlicher Untersuchung klarzustellen, nun wohl endgültig aufgeben muss.

Besseren Erfolg hatte die Wiederaufnahme der Nachforschungen nach den Resten des ehemaligen Vincenzklosters. Im Herbst 1909 war man beim Pflanzen von Bäumen an der Nordseite des Lehmdammes unter dem Bürgersteige vor dem unbebauten Grundstück Nr. 72 auf altes Mauerwerk gestossen. Auf unseren Antrag bewilligte die Baudeputation die Mittel, diesen Spuren nachzugehen. Ende März 1910 wurde unter Aufsicht unseres Mitgliedes, des Herrn Waisenhaus-Inspektors Stein, ein ca. 10 m langes Stück der Mauer freigelegt. Sie verlief ziemlich genau in west-östlicher Richtung, also nahezu parallel mit dem heutigen Lehmdamm, war 1,5—2 m dick und aus mittelalterlichen Ziegeln im sogen. „polnischen“ Verbandsbau erbaut. Nach den vorhandenen Unterlagen musste sie zur südlichen Umfassungsmauer des Klosters gehört haben und zwar liess sich annehmen, dass hier — viel westlicher als bisher vermutet worden war — die Südwestecke des Klosters gelegen habe. Es kam nun darauf an, die Stelle ausfindig zu machen, wo die Mauer nach Norden umbog. Auch damit hatten wir Erfolg. Noch innerhalb desselben Grundstücks, in der verlängerten Fluchtlinie der Monhauptstrasse, stiessen wir auf eine rechtwinkelig zur vorigen verlaufende Grundmauer von 1 m Dicke. Damit war endlich ein sicherer Anhalt gegeben, in welcher Richtung wir bei der künftigen Nachforschung die Hauptgebäude des Klosters zu suchen haben. Diese Richtlinie führt längs der Umfriedung des Michaeliskirchhofes ziemlich genau auf das Kruzifix zu, das heute die Stelle des Altars der 1869 abgebrochenen ehemaligen Michaeliskirche bezeichnet. Dort wird man später einmal nachgraben müssen, um die Fundamente der romanischen Vincenzkirche freizulegen. Gegenwärtig verbietet sich dies mit Rücksicht auf den noch nicht freigegebenen Kirchhof. Erhebliche Schwierigkeiten bereitete die unerwartet tiefe Lage der Fundamente unter dem jetzigen Niveau. Sie fanden sich z. T. erst bei 4 m Tiefe im Grundwasser, überlagert von 2 m mächtigen Sandschichten, auf denen dann wieder Gemäuer späterer Zeiten errichtet war. Die zahlreichen grossen Überschwemmungen von vier Jahrhunderten sind die Ursache dieser Überdeckung mit Sand gewesen. Die Mauerreste sind, gleich den früher gefundenen, durch das Städtische Vermessungsamt aufgenommen, die Fundberichte und Zeichnungen dem Archive des Museums einverleibt worden.

Die systematische Vermessung und kartographische Aufnahme der schlesischen Burgwälle wurde durch Herrn Landmesser Hellmich im wesentlichen zu Ende geführt. Aufzunehmen sind nur noch einige oberschlesische und in abgelegenen Teilen Mittelschlesiens befindliche Anlagen. Aufgabe der nächsten Zukunft ist nunmehr die Untersuchung wenigstens eines Teiles der vorhandenen Burgwälle mit dem Spaten, um über die ursprüngliche Beschaffenheit und das Alter der Anlagen Aufschluss zu erlangen.

Für das schlesische Künstlerlexikon fertigte Herr Dr. Heyer Auszüge aus den Liegnitzer Schöffenbüchern, umfassend die Zeit von 1383 bis 1527 (Archiv der Stadt Liegnitz Nr. 889—945). Obwohl das bisher gesammelte Material noch lange nicht vollständig ist, so hat es doch schon zu wiederholten Malen bei kunstgeschichtlichen Untersuchungen gute Dienste getan.

Von der Zeitschrift „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“ wurde Band V der Neuen Folge Anfang November herausgegeben. Kleinere Aufsätze über vorgeschichtliche Funde, die sich auf das Arbeitsgebiet des Vereins beziehen, erschienen in der Prähistorischen Zeitschrift, im Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, in den Zeitschriften „Schlesien“ und „Oberschlesien“ und im Jahresberichte des Neisser Kunst- und Altertumsvereins.

Zum Ankauf der „schlesischen Schlüssel“ aus der Sammlung Lanna steuerte der Verein einen Betrag von 500 M. bei. Ausserdem wurden vom Vereine eine grössere Anzahl Sammlungsstücke gestiftet, die unter den Erwerbungen des Museums einzeln angeführt sind.

Unter den Todesfällen des Jahres ist der von Prof. Oskar Mertins der schmerzlichste. Einen Nachruf haben wir bereits im V. Bande dieser Zeitschrift gebracht.

Am 20. Juli entschlief im 81. Jahre unser Ehrenmitglied, die langjährige Direktorin des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer in Kiel, Fräulein Johanna Mestorf. Sie hat sich in ihrem von Jugend an der heimischen Altertumforschung gewidmeten Leben um diese, wie keine zweite Frau, verdient gemacht. Viele ihrer Arbeiten sind grundlegend gewesen. Wie Schleswig-Holstein auf prähistorischem Gebiete das Bindeglied zwischen Skandinavien und Deutschland darstellt, so hat sie selbst die Vermittlerrolle zwischen der nordischen und der deutschen Archäologie übernommen, und in einer Zeit, wo die Mehrzahl der deutschen Gelehrten sich gegen die Resultate der skandinavischen Forschung ablehnend verhielt, kräftig dazu beigetragen, diese den Fortschritt der Erkenntnis hemmenden Vorurteile zu überwinden. Die Denkmalpflege verdankt ihr wichtige Anregungen, und bis in ihre letzte Lebenszeit wurde sie nicht müde, den Kampf gegen Unverstand und Gleichgültigkeit für die uns allen am Herzen liegende Sache zu führen.

Am 17. Dezember starb in Wien der Nestor der österreichischen Urgeschichtsforschung, Regierungsrat Dr. Matthäus Much. Von seinen sehr zahlreichen Schriften sind die über die Kupferzeit in Europa und über die Heimat der Indogermanen sowie sein Atlas der vorgeschichtlichen Funde Österreichs die bekanntesten. Unserem Vereine war er seit 1896 als korrespondierendes Mitglied verbunden.

Von ordentlichen Mitgliedern verstarben ferner: Herr Fabrikbesitzer Otto Bauer, Breslau; Herr Direktor Joseph Benesch, Wesel; Herr Kaufmann Matthias Bersohn, Warschau; Herr Kgl. Polizei-Präsident Dr. Paul Bienko, Breslau; Herr Kgl. Baurat Friedrich Dahms, Breslau; Herr Kaufmann und Stadtverordneter Richard Eppenstein, Breslau; Herr Stadtrat Adolf Friedenthal, Breslau; Herr Oberbaurat Friedrich Friese, Duisburg; Herr Alexander Freiherr von Falkenhausen, Kötzensbroda; Herr Kaufmann Kurt Hausfelder, Breslau; Frau Helene von Korn, Breslau; Herr Kgl. Forstmeister a. D. Victor Graf von Matuschka, Breslau; Herr Regierungsbaumeister a. D. Paul Meinecke, Breslau; Herr Architekt Heinrich Oesterlink, Breslau; Herr Geh. Baurat Städtältester Richard Plüddemann, Breslau; Herr Sanitätsrat Dr. Friedrich Rosemann, Breslau; Herr Rittmeister z. D. Freiherr von Salza und Lichtenau, Dresden; Herr Rentier Arnold Schottländer, Breslau; Herr Geh. Sanitätsrat Dr. Eduard Senftleben, Breslau; Herr Kaufmann Konrad Stephan, Breslau; Herr Apotheker G. Wolff, Bad Salzbrunn; Herr Verlagsbuchhändler Max Woywod, Breslau.

Insgesamt schieden 50 Mitglieder aus, während 53 neu eintraten. Die Mitgliederzahl betrug am 31. März 846. Davon haben ihren Wohnsitz in Breslau 411, im übrigen Schlesien 346, und ausserhalb der Provinz 86.

TÄTIGKEITSBERICHT FÜR DAS JAHR 1910/11

Die Generalversammlung wurde am 11. April 1910 abgehalten. Sie nahm den Rechenschaftsbericht entgegen und erteilte dem Vorstände Entlastung. Bei der Neuwahl des Vorstandes wurden die bisherigen Mitglieder durch Zuruf wiedergewählt. Nur an Stelle von Herrn Prof. Dr. Gürich, der einem ehrenvollen Rufe nach Hamburg gefolgt war, trat Herr Amtsrichter Schlawe als neues Mitglied in den Vorstand ein. Nach Erledigung des geschäftlichen Teils hielt Herr Landmesser Hellmich einen Vortrag über die Entwicklung des Feuerzeugs von der Urzeit bis zur Erfindung der Streichhölzer. Er hatte hierzu ein reiches Anschauungsmaterial an Originalen und Abbildungen gesammelt, an dessen Hand er die verschiedenen Methoden der urwüchsigen Feuerbereitung und den allmählichen Fortschritt der Technik erläuterte.

Zum Ziele seiner Wanderversammlung hatte der Verein am 29. Mai die alte Fürstentumshauptstadt Jauer gewählt. Etwa 40 Teilnehmer, von den Mitgliedern der Ortsgruppe Jauer am dortigen Bahnhofe empfangen, wurden zunächst nach dem Gymnasium geleitet, wo für diesen Tag eine Ausstellung von Altertümern aus Jauer und Umgegend veranstaltet war. Sie umfasste u. a. prähistorische Funde aus Alt Jauer, Poischwitz und Semmelwitz, darunter Steinäxte, Buckelgefässe, bemalte Schalen und Klappern in Vogelgestalt, auch einen ovalen Napf von seltener Form mit Zwischenwand und nochmaliger Teilung der einen Hälfte, zahlreiche Bronzegeräte und einen kleinen Hacksilberfund. Sehr reichhaltig war ausserdem das Gebiet der schlesischen Volkstrachten und Volkskunst vertreten: Herr Rentner Scholz aus Herzogswaldau, ein bekannter volkskundlicher Sammler, und Herr Justizrat Kühn aus Jauer hatten hier wohl die ansehnlichsten Stücke beigesteuert. Zwei Sammlungen für sich bildeten die der schlesischen Münzen des Herrn Stadtrat Klaue und eine umfassende Sammlung von Kriegsdenkmünzen aller Art des Herrn Kaufmann Eckert. Ausserdem gab es eine Menge alter Teller und Tassen, Gläser, Zinngeräte, Töpfereien und Porzellane zu sehen, auch schönen alten schlesischen Goldschmuck, alte Bücher, Innungsbriefe und ähnliches. Überraschend war die gute Erhaltung alter Pfefferkuchenformen aus dem 18. Jahrhundert, die grösstenteils datiert und mit dem Namen der Schnitzer versehen sind. Sie sind zum Teil noch im Gebrauche ihres jetzigen Besitzers, Herrn Konditors Lauterbach. Ein Pfefferkuchenmann von 1,20 Meter Länge dürfte wohl der grösste seiner Art in Schlesien sein. Endlich waren auch noch Bilder ausgestellt: eine interessante Zusammenstellung der ältesten Stadtansichten, zwei prächtige Aquarelle Blätterbauers mit malerischen Architekturen Alt Jauers, und zwei Ölbilder des Zeichenlehrers am Gymnasium, Maler Seiffert, der seine Schüler, wie einige bunte Skizzen zeigten, auch die alten Bauwerke Jauers zeichnen lässt. Das eine Ölbild stellt die sogenannte „Engelsburg“ dar, einen Teil der alten Stadtbefestigung in der Nähe der katholischen Kirche vor der Restaurierung.

Der Besichtigung der alten Befestigung, die nur in Resten noch erhalten ist, galt zunächst die Wanderung durch die Stadt, die nun unter Führung der Herren Gymnasialdirektor Meuss und Juwelier Neumann angetreten wurde.

Die Stadt hatte ehemals eine doppelte Mauer, einen doppelten Wallgraben, Basteien, Mauertürme und vier starke Tore. Aber nur noch drei Stücke der Befestigung sind erhalten. Das erste hat das alte Piastenschloss, jetzt Zuchthaus, zum Mittelpunkt, ein zweites gruppiert sich um den Striegenturm, das dritte um die schon erwähnte Engelsburg. Der Garten eines Damenheims in der Blücherstrasse (dem von Schwarzbachschen Garten) zeigt ein grosses Stück Innen- und Aussenmauer mit den Zinnen und Schiesscharten, dazwischen den alten Wallgraben. Das Ganze ist eine köstliche Kleinstadt-Idylle, zu der der nahe Giebel des Franziskanerklosters und die Türme der Stadt einen wundervollen Hintergrund liefern. An dieses wohlerhaltene Stück der alten Befestigung schliessen sich der Turm des zerstörten Striegauer Tores und zwei Basteien, die eine am Gymnasium zu einem Wohnhause umgebaut, die andere am Bürgerhospital von Neubauten umgeben und verdeckt. Sollte einmal die Geschichte der schlesischen Stadtbefestigungen geschrieben werden, würde die von Jauer jedenfalls einen breiten Raum beanspruchen; im ganzen Osten Deutschlands dürften alte Stadtmauern von dieser Höhe und Stärke nicht mehr vorkommen.

Dann ging die Wanderung weiter zur katholischen Pfarrkirche und der evangelischen Friedenskirche. Unterwegs aber konnte noch einiges andere in Augenschein genommen werden, so das alte

Franziskanerkloster, das Nonnenkloster, das leer steht und zu einem Museum eingerichtet werden soll, einige Portale, wie das schöne des Hauses Bolkenhainer Strasse 5 von 1560, der schlanke, achteckige Ratturm inmitten des neuen Rathauses. Die Erläuterungen in der Pfarrkirche hatte Herr Dr. Buchwald übernommen. Er gab Aufschluss über Alter und Gestalt der Kirche, und die Kunstschatze, die sie seit alters birgt. Zu ihren bedeutendsten gehört ein Spätrenaissanceportal. Es ist ein leider in sehr ruinösem Zustande befindliches (1873 das letzte Mal restauriertes) künstlerisch hervorragendes Werk, das auch in der grossen Publikation von K. E. O. Fritsch „Die Renaissance in Deutschland“ neben sehr wenigen Kunstdenkmälern aus Schlesien Aufnahme gefunden hat. Es war dem Vortragenden gelungen, den bis dahin unbekanntem Künstler festzustellen. Das Kirchportal ist nämlich aufs engste verwandt mit dem Bürgerhausportal Liegnitzer Strasse 3 in Jauer, das sich von jeher grosser Wertschätzung erfreute. Und dieses wieder ist sicher von demselben Künstler, der das Schlossportal von Mondschütz (Kreis Wohlau) geschaffen hat; die Zusammengehörigkeit dieser drei Portale lässt sich im einzelnen schlagend nachweisen. Das Mondschützer Portal aber trägt eine Künstlerbezeichnung: Johann Pohl bürger und Bilthauer in Groszloge anno Chr. 1620. Also ist Johann Pohl, der sich übrigens sonst urkundlich nicht feststellen lässt, der aber noch in einem Portale in Glogau (früher Markt 26, jetzt am Gymnasium) und in dem sehr zerstörten Schlossportale von Gross Osten nachzuweisen ist, der Künstler des Portals der Martinskirche in Jauer.

In der Friedenskirche gab zunächst Professor Dr. Seger einige historische Hinweise auf die schlesischen Friedens- und Gnadenkirchen; dann ging Königlicher Baurat Pfeiffer aus Liegnitz, der die Kirche 1905 und 1906 restauriert hat, näher auf diese selbst ein. Sie fasst bei einer nicht übermässig grossen Grundfläche 6000 Personen. Der Breslauer Ingenieur-Leutnant von Saebisch hat den Entwurf geliefert, der entschieden auch etwas Ingenieurmässiges hat. Jedenfalls ist der Eindruck des Innern höchst originell, wenn auch mehr profanen als kirchlichen Charakters.

Um 2 Uhr vereinte ein gemeinsames Mittagessen, an dem auch Landrat von Geyso und Vertreter der Stadt sich beteiligten, die Teilnehmer des Ausfluges im Hotel zum Deutschen Hause. Als Gymnasialdirektor Meuss die Gäste willkommen geheissen und sein Glas dem Schlesischen Altertumsvereine gewidmet hatte, dankte ihm Professor Dr. Seger und forderte seinerseits zu einem Hoch auf die Stadt Jauer auf, nach welcher schon der erste Ausflug des Vereins vor 16 Jahren sich gerichtet hatte, und die auch diesmal wieder mit ihrer alten Gestalt und ihren Sehenswürdigkeiten dem Kunst- und Altertumsfreunde eine reiche Ausbeute geliefert hatte. Den Kunstgenüssen sollten jetzt die Naturgenüsse folgen. Eine Fahrt nach Moisdorf und eine kleine Wanderung nach dem Schanzenberge und dem im Walde herrlich gelegenen Tillebrunn, wo kurze Rast gehalten wurde, füllten den Nachmittag. Vollbefriedigt von den Eindrücken des Tages schied man von den neu gewonnenen Freunden des Vereins in Jauer, die sich um das Gelingen des Ausfluges so verdient gemacht und alle Teilnehmer zu Dank verpflichtet hatten.

Im Winterhalbjahr fanden fünf mit Vorträgen verbundene Sitzungen statt.

Sitzung vom 14. November 1910.

1. Herr Professor Dr. Seger berichtete über einige Ausgrabungen und Funde im Jahre 1910. Besprochen wurden die Grabfunde von Massel Kr. Trebnitz (s. S. 8ff.), eine Gruppe von Steinkistengräbern der vorrömischen Eisenzeit aus Peterkaschütz Kr. Militsch, und ein merkwürdiges Grab aus der Völkerwanderungszeit in Thiemendorf Kr. Steinau. Es bestand aus einer brunnenartigen Steinsetzung von 3 m Durchmesser und 2 m Tiefe und enthielt die Reste eines unverbrannten Leichnams, eine Bronzefibel mit umgeschlagenem Fusse, mehrere Schnallen mit Lederresten, einen Eimer aus Taxusholz mit Bronzebeschlägen, eine weitmündige Schale und einen kleinen Becher aus Ton. Ein zweites Grab ohne Steinsetzung barg ein besser erhaltenes Skelett, von dessen Bekleidung nur eine Bronzeschnalle mit Lederresten vorhanden war. Durch die Fibel wird der erste Fund, der in mancher Hinsicht an die Sacrauer Gräber erinnert, in das 3. Jahrh. n. Chr. datiert.

2. Herr Dr. Johannes Richter besprach das Gräberfeld von Kreuzburg OS. Der älteste Fundbericht über Grabungen auf dem Urnenfelde in der Kreuzburger Vorstadt Hopfengarten stammt aus dem Jahre 1879. In den letzten Jahren ist wiederholt vom Breslauer Museum dort gegraben worden, leider mit sehr geringem Erfolge, da Private in der Zwischenzeit die 150 Meter lange Fundstelle nach allen Richtungen durchwühlt hatten. Trotz der spärlichen, sicheren Beobachtungen und der geringen Zahl der erhaltenen

Fundstücke lassen sich interessante Einzelheiten in den Bestattungsriten dieser Ansiedlung erkennen, welche in die ältere Hallstattzeit zu setzen ist. Für die Besiedlungsgeschichte ist das Gräberfeld wichtig, weil seine Lage den Verlauf einer uralten Verkehrsrouten von der Oder nach der Warthe anzudeuten scheint. Dass das über 7000 Quadratmeter grosse Gräberfeld durch den Spaten Unberufener vernichtet werden konnte, zeigt, wie notwendig ein Gesetz wäre, welches den Museen es ermöglichte, unersetzliche Urkunden unserer Vorgeschichte zu schützen vor Schatzgräbern und Raritätenjägern.

3. Herr Landmesser Hellmich hielt einen Vortrag über die in Schlesien gefundenen Einbäume (siehe S. 17ff.).

4. Herr Dr. Ernst Gallinek legte eine Figurengruppe der Alt-Wiener Porzellanmanufaktur aus seiner Sammlung vor, darstellend einen Kavalier mit seiner Dame. Sie stammt aus der ersten Periode der Fabrik, in der damals fast ausschliesslich Tafelgeschirr hergestellt wurde. Man kennt nur drei figürliche Arbeiten der Wiener Manufaktur aus jener Frühzeit, und das vorliegende Modell war bisher überhaupt nicht bekannt. In Stil und Technik lehnt es sich an die gleichzeitige Meissener Ware an, während die graue Masse den Wiener Ursprung verrät.

Sitzung vom 12. Dezember 1910.

Herr Geh. Regierungsrat Dr. Friedensburg hielt einen Vortrag über die Schlesischen Brakteaten als Quelle der Kulturgeschichte im 12. und 13. Jahrhundert. Der Vortragende ging von dem Ausspruch eines Heinrichauer Abtes aus, der die Heilige Hedwig mit einem leuchtenden Sterne im dunklen Gewölke verglich, und wies nach, wie ausserordentlich dürftig und lückenhaft unsere Kenntnis der älteren schlesischen Geschichte und Kulturgeschichte ist. Dieses dunkle Gewölke können nur die Münzen einigermaßen aufhellen. Das Geld der Morgenzeit Schlesiens sind die Brakteaten, dünne, einseitig geprägte Silberstücke ähnlich den Verschlusskapseln unserer Brunnenflaschen. Kein Hoheitszeichen findet sich auf ihnen und keine Jahreszahl. Für die Zeit, welche das Thema angibt, können wir sie in zwei Gruppen einteilen, eine ältere, die bis 1220 reicht und etwa 70 Stücke umfasst, und eine jüngere bis zum Jahre 1290 mit mehr als 500. Die ältesten schlesischen Brakteaten sind ungefähr so gross wie eine halbe Mark. Hier begegnet uns das älteste Denkmal des Namens Breslau, in der Aufschrift DVX VRATIZ (*laviae*), und ebenso die erste Darstellung des Johanneshauptes auf der Schüssel. Ein Adler, den wir hier finden, kann weder der polnische noch der des Evangelisten Johannes sein, sondern ist die erste Darstellung des schlesischen Herzogsadlers. Münzen mit einem durch die Umschrift CARITAS kenntlich gemachten Idealbilde weisen auf Beziehungen zur Harzgegend und dokumentieren durch ihre prächtige Ausführung eine hohe Kulturstufe in Schlesien um 1180. Im Gegensatz dazu lassen die schlechter geprägten Münzen der folgenden Jahre einen kulturellen Tiefstand um 1190 ahnen, der wahrscheinlich in vorübergehenden Wirrnissen während einer Abwesenheit des Herzogs begründet war.

Die Brakteaten der zweiten Gruppe sind ansehnlicher, von etwa Markstückgrösse, fester und in grösserer Zahl geprägt. Dieser Umstand und das Aufblühen mehrerer neuer Münzstätten beweisen eine aufsteigende Kulturentwicklung. Mit dem praktischen Fortschritte war aber kein künstlerischer Aufschwung verknüpft. Wir vermissen die zierliche Zeichnung, die feine Schrift und sinnreiche Komposition der älteren Münzen, wie denn auch immer nur ein einziger Gegenstand in kräftiger, oft grober Zeichnung dargestellt ist. Das ist um so verwunderlicher, da die gleichzeitigen Siegel anfangen, sich kunstvoller zu gestalten. Nur eine schrifttragende Münze begegnet uns hier, keine Denkmünze, keine Erinnerung an die Heilige Hedwig und an den Mongoleneinfall hat sich bisher gefunden. In den Kreis des Dargestellten ist fast alles einbezogen, was da kreucht und fleucht. Bemerkenswert ist, dass die Münzen jetzt mit heraldischen Typen versehen werden, in der Absicht, die Heimat deutlich zu machen. Neben dem Adler mit der charakteristischen, halbmondförmigen Binde, dem schlesischen Herzogshelm und wohl rein dekorativen Doppeladlern, finden wir Wappenzeichen der herzoglichen Vögte, darunter solche bekannter Adelsgeschlechter wie der Herren v. Würben und v. Tschammer, und Wappenbilder zahlreicher Städte wie Oppeln, Liegnitz, Neisse, Cosel, Ohlau, Löwenberg, Breslau, Kreuzburg u. a. m. Rein dekorative Ornamente sind z. B. das Ahornblatt, eine Kombination aus Lilie und Rose, der Vierpass und ein Vexierkopf.

An der Schönheit der Brakteaten der ersten Periode und an der Fülle dieser Stücke während der zweiten müssen alle Versuche scheitern, die Kultur Schlesiens bis in die Zeit nach dem Mongoleneinfall zurückzudrängen.

Sitzung vom 23. Januar 1911

(gemeinsam mit dem Kunstgewerbereine).

Herr Privatdozent Dr. Jolles aus Berlin sprach über das antike und frühmittelalterliche Gewand und seine Bedeutung für die Kleidung unserer Zeit. Der Grundgedanke des Redners war, dass das Kleid zur Architektur des Körpers gehöre und sich nach dem konstruktiven Aufbau zu richten habe. Es wirke entweder horizontal als Ringschmuck oder vertikal als Hängeschmuck oder, indem es sich den Bewegungen anschmiege, als Richtungsschmuck. An einer Reihe von Lichtbildern zeigte der Redner die Beachtung dieser Gesetze in der antiken und frühmittelalterlichen Tracht und führte dann am lebenden Modell eine Anzahl Trachten vor, die vom Verein „Nadel“ in Wannsee zum Teil nach Entwürfen von Prof. Frank und seiner Gattin ausgeführt worden sind und sich vor allem dadurch auszeichnen, dass der Stoff beinahe ganz unzerschnitten bleibt und dass die Nähte nur durch Handarbeit zusammengefügt sind.

Sitzung vom 20. Februar 1911.

Herr Privatdozent Dr. Prinz behandelte die Beziehungen der alt-kretischen Kultur zur Mittelmeerkultur und zur prähistorischen Kultur Mitteleuropas.

Sitzung vom 6. März 1911.

Herr Kgl. Gymnasialdirektor Prof. Dr. Feit sprach über alte Spielkarten. Erst spät sind neben Würfeln und Brettspielen die Karten in Aufnahme gekommen. Ihre Verbreitung schliesst sich eng an die Erfindung des Leinenpapiers und der Holzschneidekunst an, welche es erst ermöglichten, billigere, für jeden erschwingliche Spiele herzustellen. Von 1378 an werden in deutschen Spielverboten auch die Karten erwähnt, die damals eben erst hier bekannt geworden sein müssen, denn Spielverbote von 1364, 1374 und 1377 enthalten noch nichts davon. Entstanden sind die Spielkarten aus Bilderserien, welche man Kindern in pädagogischer Absicht als Anschauungsmaterial zum Spielen gab. Derartige, auf ältere Handzeichnungen zurückgehende Stiche des 15. Jahrhunderts stellen z. B. die Stände dar, die Wissenschaften, die Künste, die Genien und Tugenden oder den Ptolemäischen Weltkreis. Wahrscheinlich ist Venedig die Heimat der ersten Tarokspiele, mit denen man vielleicht die Würfel durch etwas Harmloseres verdrängen wollte. Die auf ihnen dargestellten Figuren des Geheukten, des Betrügers und des Todes sollten wohl zugleich vor den Folgen des ausartenden Spieles warnen. In Deutschland wurden die ersten Karten 1402 in Ulm gefertigt; 1418 gab es in Nürnberg einen Kartenmacher, und 1473 wohnte ein Illuminator (Kartenmacher) auf dem Breslauer Neumarkt. Der Export in Augsburg, Nürnberg und Ulm hergestellter Karten wuchs in der Folge derart, dass Venedig durch Einfuhrverbote zu verhindern suchte, dass diese deutschen Spiele tonnenweise bis nach Sizilien hin verhandelt würden. Unter den zahlreichen, von dem Vortragenden vorgeführten Resten alter Kartenspiele interessieren besonders 18 Karten, die sich im Besitze des hiesigen Staatsarchivs befinden und in dem ledernen Einbände des Schöppenbuches von Gross Totschen, Kr. Trebnitz gefunden wurden. Die Karten, welche augenscheinlich älter sind als der 1552 hergestellte Einband, tragen an einer Stelle das Zeichen W. Sie sind also wohl Breslauer Arbeit. Dass in Breslau die Kartenfabrikation eifrig betrieben wurde, beweist die 1662 hier erwähnte Zeche der Kartenmacher. Einige Jahrzehnte später beschwerten sich diese wegen eines errichteten Kartenstempels und drücken die Befürchtung aus, dass sie deshalb nicht mehr konkurrenzfähig mit anderen Städten bleiben würden. Dabei zählen sie als Abnehmer Breslauer Karten fast alle umliegenden Länder, darunter Ungarn und die Moskowiter auf. Auch unter dem preussischen Regime hielt sich die Breslauer Kartenmacherzunft trotz vieler einengender Regierungsvorschriften über die Ausstattung ihrer Ware in alter Blüte und wandte sich energisch gegen alle Pfuscher, d. h. nicht der Zunft angehörenden Kartenmacher, welche dieses einträgliche Handwerk zu betreiben versuchten. Dass hier nicht nur billige Sorten hergestellt wurden, beweist der Preis von 1 Taler und 16 Groschen für ein besseres Spiel, der um 1810 gefordert und bezahlt wurde. Der Vortrag wurde durch zahlreiche, zum Teil kolorierte Lichtbilder illustriert.

Am 17. März fand in Gemeinschaft mit dem Kunstgewerbereine eine Besichtigung der neuen Erwerbungen des Museums statt. Die Erklärung hatten Herr Direktor Masner und Herr Direktor Seger übernommen.

Bei der XLI. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Köln war der Verein durch seinen Vorsitzenden und eine Anzahl Mitglieder vertreten. Um den Mitgliedern den Bezug der von der Gesellschaft herausgegebenen „Prähistorischen Zeitschrift“ und des „Korrespondenzblatts“ zu erleichtern, wurde eine Schlesische Ortsgruppe der Deutschen anthropologischen Gesellschaft ins Leben gerufen, deren Mitgliedern die genannten Schriften für einen Jahresbeitrag von 6 Mark geliefert werden.

Eigene Veröffentlichungen wurden vom Vereine in diesem Jahre nicht herausgegeben. Das Erscheinen des grossen Werkes über die schlesischen Goldschmiedearbeiten verzögerte sich infolge unerwarteter Schwierigkeiten bei der Herstellung der Farbentafeln. Zu den sehr beträchtlichen Kosten bewilligte der Provinzial-Ausschuss von Schlesien einen Beitrag von 3000 Mark und Herr Reichsgraf Friedrich von Schaffgotsch in Warmbrunn einen Beitrag von 1500 Mark. Es sei ihnen hierfür auch an dieser Stelle herzlichst gedankt.

Für künftige Veröffentlichungen wurde namentlich durch Herstellung zahlreicher Photographien, Zeichnungen und Pläne von Funden und Fundstätten vorgearbeitet. Auch wurden die Arbeiten für das Künstlerlexikon durch die Herren Dr. Hintze und Dr. Heyer eifrig gefördert.

Dem Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer wurden vom Vereine die Mittel zum Ankauf einer Reihe von Sammlungsstücken gewährt, die unter den Erwerbungen des Museums einzeln angeführt sind. Hervorgehoben seien sieben Gemälde von Breslauer Künstlern, die eine wertvolle Bereicherung der volkskundlichen Sammlung bedeuten. Sie stellen teils charakteristische Typen von Gebirgshäusern, teils oberschlesische Volkstrachten dar.

Von Mitgliedern sind verstorben: Herr Eisenbahndirektor a. D. und Stadtverordneter August Blauel, Breslau; Herr Rentier und Stadtverordneter Emanuel Breslauer, Breslau; Herr Bankier und Stadtrat Albert Eckersdorff, Brieg; Herr Fabrikbesitzer Främbs, Rasselstein bei Neuwied; Herr Professor Dr. Friedrich Haussding, Breslau; Herr Erzpriester Hübner, Neustadt O/S; Herr Hauptmann a. D. Krieger, Breslau; Herr Vorwerksbesitzer Edwin Ouvrier, Jauer; Herr Rittergutsbesitzer Karl Pohl, Kottwitz; Herr Städtältester Fedor Pringsheim, Breslau; Herr Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Breslau; Herr Rittergutsbesitzer Hermann von Tempisky, Breslau; Herr Professor Dr. H. Wesemann, Löwenberg.

Insgesamt schieden 36 Mitglieder aus, während 36 neu eintraten. Die Mitgliederzahl betrug am 31. März 846. Davon haben ihren Wohnsitz in Breslau 408, im übrigen Schlesien 342, und ausserhalb der Provinz 96.

Der Vorstand

Prof. Dr. Hans Seger, Museumsdirektor, Vorsitzender
 Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Emil Ponfick, stellvertretender Vorsitzender
 Gustav Striebold, Kaufmann, Schatzmeister
 Dr. Georg Lustig, prakt. Arzt, Schriftführer
 Prof. Dr. Emil Roehl, Direktor der Viktoriaschule
 Prof. Dr. Karl Masner, Erster Direktor des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer
 Dr. Ludwig Burgemeister, Kgl. Baurat, Prov.-Konservator der Kunstdenkmäler
 Dr. Hans Trentin, Bürgermeister
 Karl Schlawe, Amtsrichter



VERÖFFENTLICHUNGEN DES SCHLESISCHEN ALTERTUMSVEREINS

- Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift**, Zeitschrift des Schlesischen Altertumsvereins, 1858—1911, Bd. I—III, VI und VII, Preis für den einzelnen Band 12 M., für Mitglieder 6 M. — Neue Folge Bd. I, III, IV 12 M., für Mitglieder 9 M., Bd. II und V 18 M., für Mitglieder 12 M.
- Czihak, Eugen von: Schlesische Gläser.** Eine Studie über die schlesische Glasindustrie früherer Zeit nebst einem beschreibenden Katalog der Gläserammlung des Museums schlesischer Altertümer. 8°. Mit 53 Abbildungen und 6 Lichtdrucktafeln. Breslau 1891. Preis 8,50 M., für Mitglieder 4,25 M.
- Friedensburg, F., und H. Seger: Schlesiens Münzen und Medaillen der neueren Zeit.** Fol. Mit 50 Lichtdrucktafeln. Breslau 1901. Preis 30 M., für Mitglieder 15 M.
- Grempler, Dr. Wilhelm: Der Fund von Sackrau.** Fol. Mit 12 Tafeln und einer Karte. Breslau 1887/88. Preis 14 M., für Mitglieder 7 M.
- Hintze, Erwin: Die Breslauer Goldschmiede.** Eine archivalische Studie. 4°. Mit 6 Lichtdrucktafeln und 40 Abbildungen. Preis 20 M., für Mitglieder 15 M.
- Hintze, Erwin, und Karl Masner: Goldschmiedearbeiten Schlesiens.** Eine Auswahl von Goldschmiedearbeiten schlesischer Herkunft und aus schlesischem Besitze. Das Werk enthält 75 Tafeln, davon 69 in Heliogravüre, 5 in farbigem Lichtdruck und 1 in typographischem Farbendruck, 40 Seiten beschreibenden Textes auf holländischem Büttenpapier und zahlreiche Abbildungen im Texte. Format 50×40 cm. In Leinenmappe. Die Auflage beträgt 250 Exemplare. Preis 200 M.
- Hintze, Erwin: Schlesische Zinngiesserwerkstätten.** S. A. aus Schlesiens Vorzeit N. F. V. Preis 3 M.
- Luchs, Dr. Hermann: Schlesische Fürstenbilder.** 4°. Mit 47 Buntdrucktafeln. Breslau 1872. Preis 16 M., für Mitglieder 8 M.
- Masner, Karl: Die Schlesischen Stammbücher und ihre künstlerische Ausschmückung.** Mit 4 Tafeln. S. A. aus Schlesiens Vorzeit N. F. IV. Preis 3 M.
- Mertins, Oskar: Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens und seiner Nachbargebiete.** 8°. Mit 352 Abbildungen. 2. Auflage. Breslau 1906. Preis 3 M., für Mitglieder 2 M.
- Salzmann, Max: Die Martinikirche in Breslau. — Dr. H. Luchs: Das von Rechenbergsche Altarwerk in Klitschdorf.** 4°. Mit 4 Tafeln. Breslau 1883. Preis 3 M., für Mitglieder 1,50 M.
- Zimmer, Martin: Die bemalten Tongefässe Schlesiens aus vorgeschichtlicher Zeit.** Fol. Mit 7 Buntdrucktafeln und einer Karte. Breslau 1889. Preis 14 M., für Mitglieder 7 M.

